Bedingungen.

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten ist, beträgt bei Entnahme von **3 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat	2 Mk.
für drei Monate	5 Mk.
für sechs Monate	9 Mk.
für ein Jahr	16 Mk.
Lesegebühr pro Band und Tag	6 Pfg.

Auswärtige Abonnenten haben außerdem noch eine Gebühr von **20 Pfg. pro Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich bar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnenten haben eine Einlage — je nach Wert des Entnommenen — zu entrichten.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)

8 Löwengrube 8.

F. 1906. 3000.



Der Abbé belauerte in seinem Verstecke das geheimnißvolle Treiben der beiden Jesuit

Die Katakomben von Wien.

Roman

von

Arthur Storch.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Wien, Pest, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1870.

I.

Rückblicke.

In dem Gange unseres Romanes bereits hinlänglich fortgeschritten, um endlich an die Lösung einiger Räthsel zu gehen, welche dem Leser, schon vom ersten Capitel an, wohl in nicht geringer Anzahl aufgestoßen sein dürften, müssen wir nun vor Allem einige Rückblicke auf unseren großen, unsterblichen Kaiser Josef II. und seine Zeit werfen, um hinsichtlich der von uns zu schildernden Ereignisse den inneren naturgemäßen Zusammenhang in klarer, verständlicher Weise darzulegen.

Von jeher hat Oesterreich in den schwierigsten Tagen seine wirksamste Hilfe aus der Thatsache gezogen, daß seine Feinde nicht wußten, was sie an dessen Stelle setzen könnten. — Selbst besiegt, durfte es, auf diese seine Unersetzbarkeit gestützt, gleich einem Sieger, Bedingungen vorschreiben. Indessen kann nur das mittlere Donauland als der Kern dieses vielgliedrigen, vielsprachigen Reiches angesehen werden. Es gibt keine österreichische Nationalität und ebenso ist der österreichische Staat an bestimmte geographische Grenzen nur locker gebunden. Was und wie viel sich um das erwähnte Kernland herum ansetzt, ist, wie auch die Geschichte lehrt, so ziemlich gleichgiltig. Als noch die Niederlande und der Breisgau zu Oesterreich gehörten, war und blieb dasselbe im Wesen gleich mit dem Reiche, welches später seinen Schwerpunkt in Italien suchte. Provinzen kamen hinzu, wurden ausgetauscht und eingelöst, aber Oesterreich, seine Bedeutung und seine Natur änderten sich deshalb nicht. Kein Staat hat im Laufe der Jahrhunderte solche Wandlungen in seiner äußeren Gestalt durchgemacht, wie Oesterreich, und keiner ist in seinem inneren Wesen so wenig berührt worden, wie dieser Kaiserstaat. Das Eine steht fest, ein eigentlicher Einheitsstaat war Oesterreich niemals gewesen. Wie schon die ältere Zeit, um den stets etwas vagen Begriff dieses Reiches besser

zu kennzeichnen und in Eines zusammenzufassen, nur von einem Hause Oesterreich sprach, so findet auch die neuere Zeit in der Dynastie das äußerliche, aber allein mögliche Band, welches die verschiedenartigen, einander theilweise gleichgiltigen, theilweise sogar feindlich gesinnten Länder vereint. Als Symbol dieses Zustandes kann die bekannte österreichische Nationalhymne dienen. Nicht die Macht des Vaterlandes, nicht die selbstbewußte Kraft des Volkes wird in demselben gepriesen, sondern ausschließlich für das Glück: von einem guten Kaiser beherrscht zu sein, der Dank ausgesprochen. Die Liebe zum Fürsten bildet auch in Wahrheit das Einzige, das Höchste, wozu sich das gemeinsame Pathos aller Bewohner Oesterreichs erheben kann.

Staatsmänner und Führer politischer Parteien haben daher immer das lockere Gefüge Oesterreichs nur je nach ihrem Standpunkte beurtheilt und dadurch absolut unvereinbarliche Anschauungen ausgesprochen. Wer nämlich im Staate nur die Form anerkennt, durch welche ein geschlossenes Volksthum sein politisches Dasein bekundet, kann natürlich das Recht Oesterreichs auf eine ungestörte Fortdauer nicht begreifen, während Alle, welche das sogenannte National-Princip als Grundlage der Staatenbildung verdammen, Oesterreich als einen unbedingt nothwendigen Factor im Gleichgewichte Europas bezeichnen. Oesterreich muß daher ängstlicher als die meisten anderen Staaten den Ausbruch von Volksleidenschaften, oder den Eintritt gewaltsamer und plötzlicher politischer Umwälzungen fürchten. Es ist niemals sicher, ob nicht Verfassungsänderungen den Bestand des Staates schließlich gefährden würden, während in allen anderen Staaten, deren Grundlage mit den Wurzeln des Volksthums unmittelbar zusammenfällt, eine solche Furcht gar nicht auftauchen kann. Das vieltheilige heterogene Wesen Oesterreichs liefert aber nicht allein den Schlüssel zum Verständnisse der österreichischen Staatskunst in dem einen oder dem anderen Zeitalter, sondern auch einen tiefen Einblick in die Entwickelung dieses Staates.

Die Geschichte Oesterreichs in den neueren Zeiten beginnt mit der Erkenntniß seiner äußerlichen Zusammensetzung aus verschiedenartigen, einander fremden oder entfremdeten Theilen und schildert in ihrem Fortgange die Bemühungen der Herrscher, diesem Uebel abzuhelfen und wenigstens in soweit eine Einheit zu schaffen, daß das Auftreten Oesterreich's als europäische Macht möglich bleibe. — Diese Bemühungen aber wecken naturgemäß in den einzelnen Theilen des Staates das Be-

wußtsein ihrer möglichen Selbstständigkeit, verwandeln ihre Gleichgiltigkeit zu einander in offenen Gegensatz und reizen zum Widerstande gegen die Einigungs- und Verschmelzungspläne. Es offenbaren sonach die Zustände Oesterreichs das Gegenbild zu den Vorgängen, die in Deutschland und Italien wahrgenommen werden. Während es hier die „Volksgeister" sind, welche nach einer innigen Vereinigung der nur künstlich getrennten Theile streben, und die Regierungen diese Scheidungen und Trennungen gewahrt wissen wollen, betreibt die Regierung Oesterreichs das Einigungswerk, wogegen die Ueberlieferungen und Wünsche seiner Völker vielfach auf die Lockerung und Lösung der staatlichen Bande gerichtet sind.

Nicht erst seit heute und gestern, seit länger als einem Jahrhunderte messen sich in Oesterreich in dieser Richtung die Kräfte. — Bald scheint das Werk der Einigung, die Verwandlung des Reiches in einen Staat nahezu erreicht, bald macht sich wieder die Sprödigkeit der Provinzialgeister so stark geltend, daß alle Einigungspläne vertagt werden müssen. — Wenn aber auch zeitweilig alle Neuerungspläne bei Seite gelegt wurden und die durch Abstammung, Sprache und Bildung, historische Ueberlieferungen und politische Wünsche so sehr verschiedenen Völker Oesterreichs eine Weile ruhig verharrten, kehrte doch immer Unruhe, Spannung und Streit wieder und niemals hörten die inneren Gegensätze auf, das Hauptmotiv und das Ziel der Entwicklung Oesterreichs zu bilden.

Große Thaten, große Männer kennt die neuere Geschichte Oesterreichs nicht. — Wie konnte aber auch in diesem Reiche ein Heldencultus entstehen, wo nur eifrige und einflußreiche Diener des fürstlichen Hauses bemerkbar wurden, oder Führer der einzelnen Stämme, deren Ruhm und Bedeutung jedoch die Grenzen des engeren Stammlands nicht überschritt. — Es fehlte den Bewohnern Oesterreichs von jeher der gemeinsame Lebensinhalt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welch' letzterem es bis zum 11. August 1804, wo Franz II. die römische Kaiserwürde niederlegte und als Erbkaiser von Oesterreich auftrat, sogar an einem gemeinsamen, allumfassenden Namen für den Staat mangelte.

Schon Kaiserin Maria Theresia wollte in dieser Beziehung einen Wendepunkt in der inneren Gestaltung Oesterreichs herbeiführen. Aber ihre Achtung vor dem „guten, alten Herkommen" hinderte stets die Kaiserin, den Streit mit den Ständen in einen eigentlichen

Verfassungskampf zu verwandeln. Sie begnügte sich, wie es auch bei ihrem Geschlechte erklärlich, immer nur von Fall zu Fall ihren Wünschen entsprechende Maßregeln durchzusetzen, und die Widerspänstigen durch persönliche Mittel zu gewinnen. Dabei verlangte sie nicht Liebe zum Vaterlande, sondern nur Liebe und Ehrfurcht für ihre Person, und da sie ein Weib von hehrem Geiste und von ebenso imposanter als herzgewinnender Erscheinung war, so empfing sie diesen Tribut der Gemüther im hohen Maße, dadurch zugleich unter den Völkern Oesterreichs ein Gemeingefühl weckend, welches den fast gänzlich mangelnden Patriotismus in vielen Fällen ersetzte.

Kaiser Josef II. aber wollte den inneren Zwiespalt der Sache nach und mit der Wurzel ausrotten. Seine Politik unterschied sich daher nicht dem Zwecke, sondern nur den Mitteln nach von jener seiner Mutter. „Alle Provinzen der Monarchie," schrieb dieser Monarch eigenhändig, „sollen nur ein Ganzes ausmachen, alle Kräfte des Volkes auf ein gemeinsames Ziel — Oesterreichs Macht gerichtet sein." Mit Recht bezeichnete dieser scharfsichtige Kaiser „die Eifersucht, die Vorurtheile, welche die verschiedenen Provinzen und Völker von einander trennen und selbst in der Verwaltung derselben, als wären sie gesetzliche Regeln, Anerkennung gefunden haben," als das gröbste Hinderniß der gedeihlichen Entwicklung des Staates. — Aber er verschmähte es, gleich seiner großen Mutter, nur in jedem einzelnen Falle den Widerstand, die Halsstärrigkeit zu brechen und jede Schmälerung der Centralgewalt zu verhüten. Er wollte die Sache bei der Wurzel anfassen.

Kaiser Josef II. schuf sich daher in allen Provinzen und für alle Verwaltungszweige unmittelbare Willensorgane, und lehrte dadurch Oesterreich die bis dahin nur nothdürftig geübte Beamtenherrschaft kennen.

Es kann indessen hier nicht der Ort sein, zu unserem angedeuteten Zwecke eine Geschichte der von dem großen Kaiser Josef II. angestrebten Reformen zu liefern, deren Scheitern uns jedoch nicht allzusehr befremden darf, wenn wir erwägen, daß dieser Monarch auf Sitte und Gewohnheit, auf das Ueberlieferte und historisch Gewordene keine Rücksicht nahm, daß er auch den inneren Menschen seiner Macht unterwerfen wollte und die trägen, indolenten, in ihrem Denken und ihren Gefühlen noch immer an den Nachwehen Jahrhunderte langer Jesuitenherrschaft laborirenden Massen gar nicht fähig waren, sich zu den Ideen ihres Regenten emporzuschwingen. — Eine Nation kann einen gründlichen Bruch mit ihrer Vergangenheit nur dann vollziehen, wenn das

Gefühl der unerträglichen herrschenden Zustände im Volke selbst allgemein verbreitet ist, das Denken und Wollen desselben die Form grimmiger Leidenschaften angenommen hat; wenn die Lust an Aenderungen und Reformen ansteckend wurde. — In diesem Falle ist auch die ausreichende Kraft vorhanden, die einzelnen Hindernisse und den Widerstreit besonderer Interessen zu besiegen. Im Taumel der Begeisterung, wo das Große und Erhabene des ersten Schrittes verwehrt, die weiteren Folgen zu bedenken und kühl zu berechnen, kann eine Nation die größten Opfer bringen, die kühnsten Sprünge in ihrer Entwicklung wagen. Aber Selbstopfer, Selbstbewegung muß es sein; jede äußere, auch bestgemeinte Nöthigung hemmt stets den Eefolg. Und so war es mit den Neuerungen des Kaiser Josef II. Sie überraschten das Volk, aber sie trafen dasselbe ohne tiefgehende Theilnahme, ohne leidenschaftliche Bewegung und erschienen als Gnade statt als natürliches Recht. — Daher wurden sie auch später, als die Reaction eintrat, nur von einem kleinem Theile, den Aufgeklärten, mit Eifer vertheidigt, so daß sie niemals die Natur des Unwiderruflichen, des Unantastbaren gewinnen konnten. —

In der späteren Erinnerung der Nachkommen tauchte freilich das Bild Kaiser Josef II. und seiner Zeit in anderen Farben empor. Die Fehler und Missethaten der folgenden Regierungen, ihre Scheu vor jeder Thätigkeit, damit in die Unterthanen ja nicht Leben und Bewegung komme, ihr geringes Verständniß der wahren Volksinteressen, ließen das Sprunghafte in den Maßregeln, das Verkehrte in den Mitteln und Wegen Josef II. völlig vergessen und zeigten das Edle und Volksthümliche seiner Absichten im glänzendsten Lichte. Die Schuld späterer Herrscher hebt stets das Verdienst der Vorfahren. — Dadurch kann jedoch das unparteiische Urtheil über die Regierung Josef II., daß dieselbe eine an und für sich erhabene Aufgabe, welche das Volk nur durch Selbstthätigkeit lösen kann, durch Befehle durchführen wollte, und an dieser Vermessenheit zugrunde ging, nicht umgestoßen werden.

Eine Anerkennung muß man aber der Regierung Josef II. zollen, nämlich, daß sie für die ganze folgende Zeit bis auf unsere Tage herab die Entwickelung Oesterreichs an ihre Spuren bannte, daß sie einen unerschöpflichen Gährungsstoff in das Leben der österreichischen Völker warf und alle Parteien zwang, auf sie zurückzublicken, an sie anzuknüpfen und dieselben in einer oder der andern Richtung fortzusetzen.

Auf diese Weise wurde die Regierung Josef II. verhängnißvoll für Oesterreich und bildet den wahren Anfang zu seiner neuesten Geschichte.

Dem Kaiser Josef II. war es nicht einmal vergönnt, in dem Glauben an den Sieg seiner Grundsätze zu sterben. Noch in seinen letzten Lebensjahren mußte er, entmuthigt durch die Kriegsunfälle, der Empörung in den einzelnen Provinzen hilflos gegenüber stehend, durch die Undankbarkeiten seiner Völker verbittert, von allen Rathgebern verlassen, die wichtigsten Neuerungen widerrufen, und an das mit so großer Zuversicht begonnene Werk selbst die zerstörende Hand anlegen. — In der berühmten Resolution vom 28. Jänner 1790 legte er offen das Bekenntniß seiner Irrthümer ab. „Ich habe," schreibt der unglückliche, tiefgebeugte Monarch, „ich habe Aenderungen in der Verwaltung vorgenommen, bloß in der Absicht, durch dieselbe das allgemeine Wohl zu fördern und in der Hoffnung, daß das Volk nach näherer Prüfung sich mit denselben befreunden werde. Da ich aber nun die Ueberzeugung gewonnen, daß das Volk die alten Zustände vorziehe, seine ganze Glückseligkeit ja denselben sähe und finde, so gebe ich seinen Wünschen nach und erkläre die Verwaltungsformen, wie ich sie bei meinem Regierungsantritte vorfand, wieder zu Recht bestehend."

Welchen Schmerz mag der edeldenkende Monarch empfunden haben, eine zehnjährige, rastlose, wohlwollende Thätigkeit mit einem Federzuge ausstreichen zu müssen! — Josef II. überlebte auch diese Demüthigung nicht lange. Am 20. Februar 1790 schloß sich für immer sein mildes Auge, welches stets zu viel in eine ferne Zukunft geblickt und zu wenig bei der Gegenwart verweilt hatte.

Schon wenige Wochen nach dem Tode des Kaisers war bereits n allen Provinzen das von ihm durchgeführte Regierungssystem in ein lockeres unzusammenhängendes Stückwerk verwandelt, und viele Hände bemühten sich, das Gerüste, auf welches das alte Oesterreich sich gestützt, wieder neu aufzurichten. Die reichste Thätigkeit entwickelten natürlich die Provinzialstände, von jeher das größte Hemmniß der gedeihlichen Entwicklung des Gesammtstaates. Zehn Jahre lang zur völligen Machtlosigkeit verurtheilt, suchten sie jetzt durch verdoppelten Eifer das Versäumte nachzuholen, durch feste Begründung ihres Ansehens, ihres Einflusses der Wiederkehr Josefinischer Zeiten vorzubeugen.

Merkwürdig sind insbesonders die Beschwerden, welche der böhmische Landtag mit reactionärer Berserkerwuth bald nach dem Tode

Josef II. geltend machte. Die böhmischen Feudalen, von jeher die entschiedensten Feinde jeder Verfassung und aller Rechte, welche nicht ihrem Beutel und ihrer Eitelkeit zu Gute kamen, beklagten sich offen, daß der Bauer von den kaiserlichen Beamten zu zart behandelt und durch zahlreiche Fragen, welche man bei Kreisbereisungen an ihn stellt, gegen die Grundobrigkeit mißtrauisch gemacht werde, daß ferner der Bauer, sobald man Klage gegen ihn führe, zumeist straflos ausgehe, während der Bauer durch die Regierung belehrt werden soll, daß der Frohndienst für ihn Pflicht sei und er von der Gnade seiner Herrschaft abhänge. Ja, noch mehr, die Herren mit zwei Sporen an den Füßen und einem im Kopfe verlangten, daß die Robotleistung als eine heilige Christenpflicht (!) von allen Kanzeln gepredigt werde, daß man eine größere Truppenmasse ins Land ziehe und die Frohndienste mit Militärgewalt zu erzwingen seien. Da ein solider Reactionär, wenn er einmal in's Zeug geräth, etwas Ordentliches leisten will, so verlangten die böhmischen Feudalen in einem Athem auch noch Folgendes: Neuerliche Einführung des Bier- und Mühlzwanges, dagegen Auflassung des Schulzwanges, Abschaffung der weltlichen Schulaufseher, Unterdrückung aller kirchenfeindlichen Schriften und der Freimaurer-Logen, Wiedereinführung der geistlichen Censur, sowie der von Kaiser Josef II. verbotenen Wallfahrten und Processionen, Annullirung des Toleranzpatentes, welches ausdrücklich für die allein seligmachende katholische Kirche als schimpflich und beleidigend dargestellt wurde. Ebenso sollten nachbenannte Josefinische Verfügungen aufgehoben werden, als: die Gemeinschaft der Friedhöfe mit den Akatholiken, die Auslassung des Namens Mariä und aller Heiligen aus den Eidesformeln, der Gebrauch im Auslande gedruckter protestantischer Gebetbücher, das Verbot, Juden in unmündigem Alter zur Taufe zu zwingen und für jeden zum katholischen Glauben Bekehrten eine Prämie zu zahlen. Dagegen verlangten diese sauberen Herren: Ausschluß der Protestanten von der Landtagsfähigkeit, von Erwerb und beweglichen Gütern, von Aemtern und Lehrstellen, Beschränkung des Aufenthaltsrechtes der Juden.

Für die Wahrung und Erweiterung ihrer eigenen Rechte zeigten sich die böhmischen Feudalen übrigens nicht minder besorgt, als für die katholische Glaubenseinheit ihres Landes. Bei der Landesregierung und in den Kreisämtern sollten von nun an nur einheimische Adelige die höheren Stellen bekleiden dürfen, die Ständemitglieder sollten in Hinkunft nur von ihres Gleichen gerichtet werden. „Der weiße Thurm auf

dem Prager Schlosse", heißt es wörtlich, „solle wieder als Gefängniß zum ausschließlichen Gebrauche für Adelige dienen, bei dem Appellationsgerichte seien Räthe aus dem Stande der Herren, Ritter und Bürger zu ernennen, bei allen Gerichtssitzungen die Mitglieder des höheren Standes durch Vortritt zu ehren, u. s. w."

Aber mit allen diesen Kleinigkeiten waren die durch ihre Bescheidenheit und ihren Billigkeitssinn von jeher hinlänglich bekannten böhmischen Stände nicht zufrieden. Sie verlangten geradezu die Mittheilung aller Gesetzentwürfe, auch wenn selbe Böhmen nicht directe betrafen, zur Prüfung, sie nahmen das Recht der Steuerbewilligung in Anspruch, ferner das Recht der Einberufung des Landtages auch gegen den Willen der Regierung, sie bestritten den kaiserlichen Commissären das Recht, im böhmischen Landtage Anträge zu stellen, und verstiegen sich endlich sogar zu dem Gedanken, ihre Angelegenheiten durch einen förmlichen ständischen Gesandten in Wien vertreten zu lassen.

Die lieben und getreuen Stände Böhmens beschränkten sich also in ihren Wünschen nicht bloß auf eine bloße Zurücknahme der Josefinischen Reformen, sondern wollten zugleich eine gänzliche Aenderung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens zur Dynastie und zum Reiche herbeiführen.

Die Regierung Leopold II. täuschte jedoch die Erwartung der Römlinge und Aristokraten, daß sie die vollständige Abkehr von den Anschauungen des verstorbenen Kaisers in ihren Handlungen offenbaren werde. — Sie nahm zwar die eine oder die andere Maßregel Josef II. zurück, behielt aber andere Einrichtungen standhaft bei. Die Unruhe und Bewegung, welche unter Kaiser Josef II. die Geister ergriffen hatte, die Aufmerksamkeit, welche alle Volksschichten der öffentlichen Angelegenheiten zuwendeten, und den Anfang des Mitregierens bildete, suchte man freilich einzudämmen, daher alle Vorschläge der Gegner Josef II., welche auf die Zurückweisung des Volkes in die Schranken des Steuerzahlens und Recrutenstellens ausgingen, bei der neuen Regierung Zustimmung fanden. Das von Josef II. ausgedehnte Maß des unmittelbaren Einflusses in der Alles umspannenden Verwaltung wahrte sie jedoch eifersüchtig und duldete ebensowenig wie Josef II. eine thatsächliche Einschränkung ihrer Macht. So verderblich der Inhalt der Josefinischen Bestrebungen galt, die Form, in welcher sie auftraten, erschien nachahmungswürdig und wurde, freilich nur hohl und leer, auch in der folgenden Regierungs-Periode des Kaiser Franz beibehalten.

Diese Doppelstellung der Regierung, dieses gleichzeitige Bekämpfen und Fortsetzen der aufgeklärten Politik Josef II., offenbarte sich besonders deutlich in den Entscheidungen auf die Beschwerden und Bitten der einzelnen Landtage, welche alle beinahe gleichlautende Wünsche an den Thron gerichtet hatten, und in der Wiederherstellung der alten ständischen Vorrechte, Rücknahme der Steuergesetze und der den Bauern gewährten Befreiungen, Aufhebung aller die Juden und Freigeister, die Protestanten und Ausländer begünstigenden Maßregeln, Wiederbelebung der kirchlichen Macht und Restauration der früheren Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen gipfelten. Die Regierung gab in allen Punkten, welche das Herkommen und die Sitte für sich hatten, oder der Eitelkeit der Stände schmeichelten, ohne die eigene Macht zu mindern, unbedingt nach. — Die Regierung fand daher auch gegen die Beschwerden über eine zu weitgehende Preßfreiheit, über das Verbot der Wallfahrten, die Verbreitung sogenannter „unkirchlicher" Gesinnung in den Schulen und wie alle dergleichen Stoßseufzer der Reaction stets lauten, durchaus nichts einzuwenden, frohlockte vielmehr mit jesuitischem Wohlbehagen im Herzen, daß sie das Gehässige des Angriffes auf freie Bildung und Aufklärung auf andere Schultern wälzen konnte.

Das Hauptprincip der Regierung Leopold II. blieb die Wahrung der absoluten Macht der Krone, als dem einzigen Rechte, was unbedingt zu Recht bestehen sollte. Es wurde daher in einer kaiserlichen Resolution unumwunden erklärt: „daß der Landesfürst allein das Recht der Gesetzgebung besitze." Den Ständen war bloß erlaubt, „Erinnerungen" vorzubringen, welche Erlaubniß aber ausdrücklich nur als ein kaiserliches Gnadengeschenk bezeichnet wurde.

Der Sieg der Reaction über die Josefinischen Tendenzen und Werke war daher kein vollkommener, und eine gewisse Gleichheit vor dem Gesetze blieb wenigstens in Strafsachen gewahrt, was den böhmischen Landtag im J. 1792 (laut Sitzungsprotokoll vom 24. Februar) bestimmte, neuerdings um eine nur für den Adel giltige Proceßordnung einzukommen; „für den gemeinen Haufen," heißt es in dem gefaßten Beschlusse, „paßt der gewöhnliche inquisitorische Proceß ganz wohl, für Adelige aber und die Bürger der Hauptstadt, die eine zartere Ehre besitzen, (wörtlich!!!), tauge nur der Anklage-Proceß."

Man muß gestehen, daß Leopold II. in einer sehr bedenklichen Lage sich befand. Es gehört die Weisheit eines Salomo, der Muth eines Alexander, die Standhaftigkeit eines Karl XII. dazu, um

alle jene Schwierigkeiten, gegen welche er zu kämpfen hatte, mit Ruhm zu besiegen. — Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß ihm eine allgemeine Unzufriedenheit durch seine fast durchgehends aus Werkzeugen der Reaction bestehende Umgebung vorgespiegelt wurde, während die Malcontenten doch nur ausschließlich in den Reihen des Adels und der Geistlichkeit zu suchen waren, welche dem Aberglauben wieder Thüre und Thor zu öffnen, und die Vernunft neuerdings aus den österreichischen Staaten zu verbannen suchten. — Man redete daher dem Kaiser ein, daß die in Frankreich ausgebrochene Revolution ihren Grund einzig und allein in der „Aufklärung" hätte, daß die Aufklärung die Mutter der Geringschätzung der Geistlichkeit gewesen, woraus Irreligiosität und aus dieser Gleichgiltigkeit gegen die Gesetze, und endlich Ungehorsam und Aufruhr gegen den Monarchen entstanden sei. — Leopold II., statt diese Sätze zu prüfen und dadurch zu erkennen, daß die französische Revolution eigentlich nur durch die Nichtswürdigkeit der früheren französischen Regierungen seit Ludwig XIV. durch eine unnatürliche, sittenlose, die Moral und Menschenwürde mit Füßen tretende Wirthschaft der Aristokratie und des Pfaffenthums provocirt wurde, nahm die jesuitischen Scheinschlüsse seiner Rathgeber als erwiesen an, und betrachtete es daher als seine Regentenpflicht, die Quelle der Aufklärung, woraus nach seiner Ueberzeugung so viel Uebles für die Staaten floß, nach Thunlichkeit zu verstopfen.

Indeß ward die Schreib- und Lesefreiheit zwar eingeschränkt, aber nicht wie unter Kaiser Franz ganz unterdrückt. Die Censur behandelte mit aller Strenge nur solche Bücher, welche unmittelbar den Kaiser oder die Geistlichkeit angriffen, oder die französische Revolution zu sehr lobten. Campen's „Reise nach Paris," Volney's „Ruinen" und dergleichen rationalistische Bücher waren ohne Schwierigkeit zu erlangen. Und ganz ohne Scheu durfte man alle Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten, ihrer Amtsvergehen wegen, öffentlich geißeln, und die Thorheiten des Adels auf die beißendste Art lächerlich machen, wie eine Menge Pamphlete aus der damaligen Zeit beweisen. — Kaiser Leopold II. sah letztere Ausfälle der Presse sogar mit einer gewissen Schadenfreude. Er fühlte es recht gut, daß die Herren Aristokraten ihn zu Schritten verleitet hatten, die den wohlverdienten Glanz seines Ruhmes als freisinniger Beherrscher und Regenerator Toscana's bedeutend verdunkelten. Dieses Bewußtsein steigerte sich in ihm später sogar zum Hasse, so daß er dem renommirtesten Pasquillanten seiner Zeit, einem

gewissen Huber, Verfasser des berühmten „Schlendrian" und Herausgeber der satyrischen Flugschrift: „Das Sieb." wiederholt aus den Akten der geheimen Polizei Beiträge über das scandalöse Treiben des Adels mit dem Ausdrucke gab: „Da haben Sie etwas zum Sieben."

Unter Kaiser Josef II. war die öffentliche Polizei in Oesterreich vortrefflich organisirt worden, aber mit Ausnahme des „schwarzen Cabinets" hatte der große Monarch nur sehr wenig auf die geheime Polizei angewendet und gehalten. Kaiser Leopold II. beschloß daher, die geheime Polizei in Oesterreich ganz umzugestalten, und zwar nach dem Muster der von ihm in Toscana eingeführten einzurichten. In diesem Großherzogthume war die geheime Polizei so vortrefflich in ihrer Art bestellt, daß der Landesherr mitunter sogar um die geheimsten Absichten seiner geliebten Unterthanen erfuhr, wie die nachfolgende authentische Anecdote beweist.

Nach vollendeten Studien begab sich Marchese Cenci auf Reisen und durchwanderte während der vier Jahre, die er dazu verwendete, einen großen Theil von Europa. Er kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück und schrieb von Triest aus einem seiner Anverwandten, daß er ihm eine Strecke weit entgegenkommen möge. Beide trafen sich in dem Gasthofe eines Grenzortes im Florentinischen. Sie brachten daselbst einen Tag zu, theils um von der Reise auszuruhen, theils um Muße zu gewinnen, sich Alles ungestört erzählen zu können, was Jeder während der langen Trennung erlebt hatte. Um sich ganz ungestört besprechen zu können, speisten sie nur auf ihrem Zimmer und hielten ihre vertraulichen Unterredungen stets nur ohne Zeugen. — Unter Anderem kam man auch auf den damaligen Großherzog Leopold (nachmaligen Kaiser) zu sprechen. — Cenci, der sehr viel satyrischen Witz besaß, machte sich über die große Anzahl Freundinnen des Landesvaters ziemlich lustig. Sein Freund bat ihn, über diesen Gegenstand zu schweigen, weil die geheime Polizei jedes Wort erfahre. Cenci lachte über die Aengstlichkeit seines Vetters, da es ihm unmöglich schien, von dem, was gesprochen worden war, etwas zu erfahren, außer sie selbst müßten einander verrathen. Am folgenden Tage setzten beide Vettern ihre Reise nach Florenz fort. Kaum war Cenci in der Stadt bei seinem Hause angelangt und wollte eben den Wagen abpacken lassen, als er den Befehl erhielt, Florenz zu meiden und sich augenblicklich, ohne daß ihm auch nur ein einstündiger Aufenthalt in der Residenz

gestattet wurde, auf seine Güter zu begeben. Cenci staunte über diese Maßregel, da er sich deren Ursache nicht denken konnte. Indessen mußte er gehorchen. Nach vierzehn Tagen erhielt er die Erlaubniß, bei Hof erscheinen zu dürfen. Großherzog Leopold empfing ihn sehr freundlich, frug ihn über seine Reise und endlich auch, ob er nicht begierig sei, zu erfahren, warum ihm der gedachte sonderbare Befehl zugekommen sei. Cenci bejahte es um so mehr, als er in der That glaubte, durchaus nichts Unrechtes begangen zu haben.

Leopold erzählte ihm nun Wort für Wort, was er und sein Freund in dem Gasthofe an der Grenze unter vier Augen gesprochen haben.

„Nehmen Sie sich künftighin in Acht!“ schloß der Großherzog ernst; „ich lasse nicht gerne über mich lachen und pflege ein solches Vergehen härter zu bestrafen.“

Bald nachdem Leopold den Kaiserthron bestiegen, wurde der bisherige Polizeiminister Graf von Pergen unter dem Vorwande der Altersschwäche in den Ruhestand versetzt und der Präsident der niederösterreichischen Regierung, Graf Sauer, zum Chef der gesammten Polizei ernannt.

Die Einführung der geheimen Polizei erregte in Wien großes Mißvergnügen. Man war von Kaiser Josef's Zeiten her noch zu sehr daran gewöhnt, über Alles, was nicht gefiel, laut und öffentlich zu klagen, und jetzt sollte man nicht einmal mehr im Heiligthume seiner Wohnung vor verrätherischen Ohren sicher sein! Der Eindruck, den diese neue Einführung des Kaiser Leopold II. im Publicum machte, war derart, daß er gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte. — Die „Wiener Zeitschrift“ und „Das politische Sieb,“ zwei vom Hofe subventionirte Blättchen, erhielten daher den Auftrag, die geheime Polizei von einer für das Publicum äußerst nützlichen Seite darzustellen, und den eigentlichen Grund, warum sie eingeführt wurde, ganz in den Hintergrund zu stellen; um den genannten beiden „Officiösen,“ welche, wie wir sehen, ihren zahlreichen Collegen der Neuzeit als würdige Vorbilder dienen könnten, in ihren schönfärberischen Bestrebungen das Relief der Wahrheit zu verleihen, erließ Kaiser Leopold gleichzeitig ein Circular, in welchem er gegen das Behorchen vertraulicher Gespräche seinen tiefsten Abscheu kundgab, betheuernd, daß durch die neue Anstalt dies weder jetzt, noch in Zukunft je geschehen solle, denn der Zweck der „neuen“ Polizei sei nur dahin gerichtet, die allgemeine Ruhe und Ordnung noch fester zu gründen.

Ungeachtet dieser Allerhöchsten Kundgebung ließen sich jedoch die vernünftigen Leute in ihrem ersten Urtheile nicht irre machen, denn die unter Josef II. bestandene öffentliche Sicherheitspolizei war derart vortrefflich eingerichtet, daß sie kaum einer Verbesserung fähig oder bedürftig erschien.

Die „neue" Polizei begann ihre Thätigkeit mit einer geheimen Jagd auf die sogenannten Jacobiner. Als Hauptspürhunde ließen sich dabei verwenden: Leopold Alois Hoffmann, Professor Watterot an der Wiener Universität, der verunglückte Literat Lorenz Leopold Haschka und der Ex-Jesuit Karl Hofstätter. Der gefährlichste von Allen war Hoffmann, weil er des Kaisers Gunst und Vertrauen in höchstem Grade besaß. Das Leben und Wirken dieses geriebenen Seelengauners ist ebenso lehrreich als für die damalige Zeit charakteristisch. — Unter dem Titel: „Judas, der Erzschelm," ist dieser Spitzbube von einem geistreichen Schriftsteller der Gegenwart, dessen Studien über die Josefinische Zeit schon so manche interessante und neue Enthüllungen lieferten, endlich nach Gebühr an den Pranger gestellt worden. — Dieser merkwürdige, für die Geschichte jener Epoche hochwichtige Aufsatz befindet sich, nebenbei gesagt, in der zu Leipzig erscheinenden Freimaurerschrift: „Latomia," XXIII. Band, 3. Heft, 1864.

Wie übrigens Kaiser Leopold selbst von dem erbärmlichen Wichte Hoffmann dachte, beweist hinlänglich eine Aeußerung dieses Monarchen. Als einst in dessen Gegenwart Hoffmann's Fähigkeiten angezweifelt wurden, sagte Leopold kurz: „Der Kerl ist ein Esel, ich weiß es, aber er leistet mir als Spion sehr gute Dienste."

Hoffmann war, wie ein Zeitgenosse ihn sehr treffend nennt, ein „Athlet der Dummheit," aber er besaß die Kunst, sich einzuschmeicheln, in hohem Grade. Er schwätzte dem Kaiser in einem fort von einer Menge geheimer jacobinischer Clubbs vor, welche in den österreichischen Provinzen bestehen sollten, um eine allgemeine Revolution zu bezwecken. Er versicherte, daß, obwohl die Versammlungen dieser Clubbs noch in tiefes Dunkel gehüllt wären, er denselben doch schon auf der Spur sei und sie nächstens entdecken werde. — Leopold zitterte bei solchen Nachrichten für die Sicherheit seines Thrones und das Glück seiner Völker. Er schenkte Hoffmann Glauben, weil derselbe in Ungarn wirklich einige Zusammenkunftsorte von Malcontenten entdeckt hatte.

Einer der Hauptkniffe des abscheulichen Hoffmann bestand darin, daß er sich alle Freimaurerlisten der Monarchie zu verschaffen suchte;

aus diesen denuncirte er die ihm für seine ehrlosen Machinationen passenden Individuen ganz nach eigenem Ermessen als Jacobiner, auf welche Weise diesem Strolche der Stoff für seine Angebereien natürlich nie ausgehen konnte. Das Wort Jacobiner hieß aber in der Hofsprache zu Wien so viel als der Inbegriff aller nur erdenkbaren Verworfenheit und Staatsgefährlichkeit.

Das niederträchtige Treiben der vier erwähnten Hofspione zog zwar, so lange Leopold II. regierte, für die Verleumdeten keine sogleichen und acuten Folgen nach sich, welche Milde und Nachsicht aber nur der Besorgniß zugeschrieben werden kann, die „neue" Polizei in den Augen des Publicums nicht noch verhaßter zu machen, als es ohnehin bereits der Fall war.

Im Geheimen und hinter dem Rücken trug man jedoch den als Jacobiner Denuncirten so viel nach, als sich ohne Lärm und Aufsehen eben thun ließ. Namentlich war jeder Beamte, welcher das Unglück hatte, auf die Hoffmann'sche Liste zu kommen, für immer „verlesen." Wenn man ihn nicht aus irgend einem aus der Luft gegriffenen Vorwande des Amtes entsetzte, so wurde er ganz gewiß in das „schwarze Buch" eingetragen, wodurch jede weitere Beförderung für immer abgeschnitten war.

Die Mißgriffe, zu welchen Leopold II. in seiner Furcht vor revolutionären Gespenstern durch die nichtswürdigsten Subjecte der Welt verleitet wurde, sind um so bedauerlicher und durften um so weniger erwartet werden, als seine fünfundzwanzigjährige Regierung als Großherzog von Toscana eine ruhmvolle, eine ersprießliche genannt werden durfte, wenigstens im Vergleiche zu jener entsetzlichen, die Menschheit entwürdigenden Weise, womit die übrigen Staaten und Staatchen Italiens damals von ihren Landesvätern behandelt wurden.

Seine plötzliche Furcht vor der französischen Revolution muß übrigens um so mehr befremden, als seine ganze Jugendbildung entschieden auf französischer Basis beruhte und seine Ideen ihn in einen Lichtkreis versetzt hatten, welcher dem alten verknöcherten österreichischen Wesen feindlich war.

Leopold zählte erst achtzehn Jahre, als das Glück ihm die Geschicke Toscana's in die Hände gab. Es war der 13. September des Jahres 1765, daß er an der Seite seiner jungen Gemahlin, einer spanischen Infantin, unter dem freudigen, hoffnungsvollen Zujauchzen des Volkes, in Florenz seinen Einzug hielt.

Maria Theresia hatte ihrem Sohne Lehrer und Staatsmänner mitgegeben, die ihn nach ihrer Anweisung leiten sollten. Aber Leopold schickte diese Herren bald dahin zurück, woher sie gekommen waren, und begann nun eine Regierung, die man bis zu einem gewissen Punkte für ein Feenmärchen halten könnte. Im tiefsten Frieden führte der junge Herrscher in einigen zwanzig Jahren tiefgreifende Reformen aller Art aus. Natürlich reizte er dadurch die egoistische Wuth der Pfaffen und Aristokraten. Aber er verehrte diese beiden Sorten so wenig als sein großer Bruder.

Leopold liebte wirklich sein Volk und schuf alle Abgaben ab, die nicht unbedingt nothwendig waren. Er hatte seine kleine Armee bis auf die erforderlichen Cadres entlassen. In Pisa ließ er die unnützen, aber kostspieligen Festungswerke schleifen. Ueberall ließ er Fabriken errichten, überall wurden auf Staatskosten vortreffliche Wege gebaut und Krankenhäuser errichtet; unter den Letzteren waren einige so prachtvoll, daß man sie für Paläste halten kann; Reinlichkeit, Ordnung und zarte, aufmerksame Pflege herrschte in denselben. Auf den Mauern dieser Krankenhäuser hat man Leopold mit Recht den Namen „Vater der Armen" gegeben.

Ein Zeitgenosse Leopold's, der Franzose Dupaty, schildert uns seine Regierung als Großherzog von Toscana auf folgende Weise:

„Man kann dem Großherzog vorgestellt werden, ohne daß man einen vierhundertjährigen Adel nachweist, und ohne daß man von denen abzustammen braucht, welche seinen Ahnen die Krone streitig gemacht haben. Sein Schloß steht, gleich den Kirchen, allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen. Es gibt bloß drei Tage in der Woche, die einer gewissen Classe von Menschen besonders gewidmet sind, aber diese Classe besteht weder aus Großen und Reichen, noch aus Malern, Musikern und Dichtern, sondern aus — Unglücklichen.

„Anderswo sind Handel und Gewerbe, gleich den Ländereien, das Eigenthum einer kleinen Anzahl von Menschen; unter Leopold kann man Alles arbeiten, was man zu arbeiten versteht. Man hat einen Beruf, sobald man ein Talent hat, und es gibt nur ein einziges ausschließliches Vorrecht — das Genie.

„Dieser Fürst hat auch das Jahr mit einer großen Anzahl von Arbeitstagen bereichert, um sie dem Ackerbau, den Künsten und Gewerben zurückzugeben. Er beschäftigt sich mit einer durchgreifenden Reform seiner

Gesetzgebung. Er hat in einigen französischen Büchern ein neues Licht aufgehen sehen und beeilt sich, es auf die Gesetze seines Landes zu übertragen. Er hat damit begonnen, die bürgerlichen Gesetze zu vereinfachen und die peinlichen Gesetze zu mildern. Seit zehn Jahren ist in Toscana kein einziges Todesurtheil vollzogen worden. Die Freiheit ist nur aus den Gefängnissen verbannt, aber auch in diesen hat der Großherzog Gerechtigkeit und Menschenliebe eingeführt.

„Die allgemeine Milderung der Gesetze hat auch die öffentlichen Sitten milder gemacht, die schweren Verbrechen werden immer seltener, seit die grausamen Strafen abgeschafft worden sind. — Seit drei Monaten beherbergen Toscana's Kerker keinen einzigen Menschen, der ein schweres Verbrechen zu büßen hätte.

„Wenn die Sonne über Florenz aufgeht, so ist Leopold bereits mit Regierungssorgen beschäftigt. — Um sechs Uhr Morgens hat er schon viele Thränen getrocknet. Seine Minister sind bloße Gehilfen.

„Die Edelleute finden, daß er sie nicht genug auszeichnet, die Priester, daß er sie nicht genug fürchtet, die Beamten, daß er sie zu sehr beaufsichtigt. In Toscana urtheilt der Richter, dient der Soldat, betet der Priester, verrichtet der Beamte seine Geschäfte, aber der Fürst allein ist es, der regiert.

„Seine Kinder werden nicht in einem Palaste, sondern in einem gewöhnlichen Hause erzogen; er will Menschen und nicht Prinzen aus ihnen machen. Die Erziehung, die man ihnen gibt, bringt sie unaufhörlich mit dem Unglücke, von dem sie ihr Stand entfernt, in Berührung. Man setzt ihre Herzen Allem aus, was sie dem Mitleid und der Wohlthätigkeit öffnen kann. Man kann die Werke Locke's in ihren Händen sehen.

„Eines Tages sagte der Großherzog: „„Ich kenne in meinen Staaten nur zwei Arten von Menschen — gute und böse Menschen.““

„Als davon die Rede war, dem Könige und der Königin von Neapel Feste zu geben, und dem Großherzog der Vorschlag gemacht wurde, die Kosten durch eine sehr mäßige Auflage zu decken, schüttelte er beinahe entrüstet das Haupt und sagte: „„Meine Frau besitzt noch für drei Millionen Schmucksachen.““

„Eines Tages bedauerte man in Gegenwart des Großherzogs, daß seine Staaten nicht ausgedehnter seien. „Ach," rief er aus, „es gibt auch in Toscana noch Unglückliche!““

Dieses Bild Leopold's als Großherzog ist keineswegs eine

bloße Schmeichelei; wir finden dasselbe in allen Hauptzügen bei andern Biographien dieses Fürsten wieder, wie z. B. bei Inghirami, Scipio Ricci, Van de Potter, Sartori u. A. Uebrigens gibt es für Dupaty's Wahrhaftigkeit noch eine andere sichere Bürgschaft. Seine „Briefe über Italien" wurden, seinem Wunsche gemäß, erst nach seinem Tode veröffentlicht, so daß man ihm nicht die Absicht zuschreiben kann, irgend welche Vortheile durch seine Schilderungen erstrebt zu haben. — Wir werden demselben daher noch andere Einzelnheiten entnehmen:

„Man darf es nicht unterlassen, die sogenannte Kaiserhöhe zu sehen; es ist dies ein Lustschloß, in welchem der Großherzog zuweilen einen Theil des Sommers verlebt. Von Außen macht es keinen großartigen Eindruck, und die Gärten sind nicht glänzend, aber es ist von gut bebauten Feldern, den wahren Gärten eines edlen Monarchen, umgeben.

„Wenn der Großherzog auf der „Kaiserhöhe" sich aufhält, so stehen keine Wachen an den Thoren, denn er ist ja unter seinem Volke.

„Alle Sonntage eilen die Leute aus der Stadt und dem flachen Lande herbei, um unter den Augen ihres Herrschers zu trinken, zu singen und zu lachen; sie kommen nicht, wie anderswo, um bloß ihr Elend zu vergessen, sondern um sich ihres Glückes noch mehr zu freuen.

„Häufig geht der Großherzog mitten unter dem versammelten Volke umher. Er belebt die Freude, indem er sie theilt, und er verschmäht es nicht, diese Vergnügungen mitzumachen, welche allerdings nicht ausgesucht, aber echt und gewissermaßen sein Werk sind.

„Der Großherzog hat ein sicheres und einfaches Mittel erfunden, daß man sich über die Beamten nicht zu beklagen braucht; man darf sich über sie beklagen.

„Der Großherzog regiert weder für die Reichen, noch für die Minister; er regiert für sein Volk. — Nicht zufrieden damit, der früher so übermüthigen und anmaßenden Aristokratie das Glück des Volkes entgegenzustellen, überwacht er auch die sogenannten Großen des Reiches. Man wirft ihm vor, Spione zu halten; er antwortet! „„Ich habe keine Truppen!""

Alles was Dupaty sah und erzählen hörte, flößte ihm den Wunsch ein, bei Leopold eine Audienz zu erhalten, was natürlich ohne alle Schwierigkeiten möglich war. — Der Großherzog empfing Monsieur

Dupaty stehend in einem Cabinet, das in seiner Möblirung und Ausschmückung nur bürgerliche Einfachheit verrieth. Ein gewöhnlicher Tisch aus gehobelten Fichtenbrettern diente als Schreibtisch; ein blecherner Leuchter stand auf demselben. Der Fremde konnte ohne Furcht und ohne Verlegenheit über alle möglichen Dinge sprechen. Er frug den Großherzog unter Anderem, ob die Folter und die Todesstrafe in Toscana abgeschafft worden seien.

„Nicht durch ein Gesetz, wohl aber durch Verordnungen," antwortete Leopold, „man muß erst Erfahrungen machen, ehe man ein Gesetz erläßt, da bloß die Erfahrung verborgene Vorzüge und versteckte Uebel hervortreten läßt. Ein guter Gesetzgeber muß es wie ein guter Physiker machen, er muß Versuche anstellen."

Die Unterredung lenkte sich nun auf das Asylrecht der Kirchen und Klöster, welches in Toscana unter dem Zeter- und Mordiogeheul der Geistlichkeit aufgehoben worden war, und nur mehr in Rom fort bestand, auf die Mißbräuche und Aergernisse, die durch diesen Gebrauch entstanden, auf die Unmöglichkeit, daß der Kirchenstaat als Patrimonium Petri je gut regiert werde, endlich auf eine Bulle, welche alle Diejenigen aus der Kirchengemeinschaft ausschließt, welche zwischen den päpstlichen Besitzungen und Toscana Schleichhandel treiben.

„Ein Bauer," sagte der Großherzog lachend, „erklärte eines Tages, daß die Excommunication ihn nicht angehe, sondern bloß seinen Esel treffen könne, der ja die Waaren allein trage, und glücklicherweise einen ebenso breiten als starken Rücken besitze."

Zwei Jahre nach dem Besuche Dupaty's beim Großherzoge, nämlich am 30. November 1786, erschien das Criminalgesetzbuch, dessen hauptsächlichste Bestimmungen Leopold vorher auf die Probe gestellt hatte. — Dieser Strafcodex war ein Monument der Weisheit und der Menschlichkeit, ein wahrer Leuchtthurm, den der Großherzog aufrichtete, um die Finsterniß der mittelalterlichen Rechtspflege zu verscheuchen. Die Einleitung zum Gesetzbuche enthüllt die edlen Tendenzen desselben und erklärt ihre Nützlichkeit.

„Wir haben," heißt es darin, „schon früher die Strenge der Gesetze gemildert, in dem wir den Gerichten Belehrungen und Anweisungen ertheilten, und auch einige besondere Verordnungen erließen, so daß die Todesstrafe, die Folter, die allzu schweren und unverhältnißmäßigen Strafen bei Verbrechen gegen den Fiscus provisorisch abgeschafft worden sind. Wir wollten mit den neuen Maßregeln eine vollständige Probe

machen, und uns zuvor von den Gefahren belehren lassen, ehe wir die peinlichen Gesetze reformirten.

„Gegenwärtig haben wir zur großen Befriedigung unseres väterlichen Herzens erkannt, daß die Milderung der Strafe in Verbindung mit einer sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Verhütung von Vergehen mit einem raschen Verfahren und mit einer unmittelbaren Vollziehung der Urtheile weit entfernt davon gewesen ist, die Zahl der bösen Handlungen zu vermehren, im Gegentheil die kleinen Gesetzübertretungen bedeutend vermindert hat, während die schweren Verbrechen fast ganz aufgehört haben.

„Durch diese Probe überzeugt, haben wir den Beschluß gefaßt, die Reformen des Criminalgesetzbuches nicht länger zu verzögern und stellen zunächst den Grundsatz auf, daß die Todesstrafe vollständig abgeschafft werden muß, weil sie hinsichtlich der Zwecke, welche die Gesellschaft bei Bestrafung von Verbrechen befolgt, nutzlos ist.

„Ebenso schaffen wir die Folter und Vermögenseinziehung ab; die letztere deshalb, weil sie den Untergang unschuldiger und unglücklicher Familien herbeiführt. Auf gleiche Weise haben wir aus unserem Gesetze die Bestimmungen verbannt, welche in den barbarischen Zeiten viele unschuldige Handlungen zu Vergehen, ja sogar zu Majestätsverbrechen stempelten. Bei denjenigen, welche nicht ungestraft bleiben können, haben wir die Strafe genau nach der Schwere des Falles abgewogen."

Die Geschichte weiß wohl wenige Fürsten zu nennen, welche eine so edle Sprache führen und so menschliche Gesinnungen aussprachen!

Leopold's Ruhm in dieser Beziehung ist um so größer, als er mit der Abschaffung der Folter nicht etwa die „grande nation" bloß copirt hat, denn in Frankreich wurde dieser scheußliche Justizbehelf erst drei Jahre später, nämlich im Jahre 1789, außer Wirksamkeit gesetzt.

Diese Thatsachen, Gesetze und Worte beweisen, in welch' hohem Grade die Gedanken und Ansichten Leopold's mit denen seines Bruders Josef II. einander ähnlich waren. Sieht man von der Verschiedenheit der Länder ab, so herrschte eigentlich dasselbe Regierungssystem zu Wien und zu Florenz. Beide Monarchen strebten dahin, eine geistig verschlemmte, moralisch verkommene, aber dabei überaus prätentiöse Aristokratie zu nützlichen und gehorsamen Staatsbürgern zu machen und die ebenso maßlosen als frechen, mit dem Staatswohle durchaus unvereinbarlichen Uebergriffe der Römlinge einzudämmen. Dabei hatte aber

Leopold einen großen Vortheil vor seinem Bruder voraus; er strebte nicht nach Kriegsruhm, ohne welche unselige Marotte Josef II. mit seinen Reformplänen schließlich gewiß nicht auf so bedauerliche Weise Schiffbruch erlitten hätte.

Als Josef II. seine lebensmüden Augen geschlossen hatte, erwarteten die Freunde der Aufklärung in Oesterreich wohl mit vollem Rechte, daß sein Nachfolger, der für Toscana, ohne Schmeichelei, das Ideal eines Herrschers gewesen, die von seinem Vorgänger unternommenen Verbesserungen fortsetzen und den Kampf gegen den augenblicklich siegreichen Schlendrian auf's Neue beginnen werde, wie frische Truppen wieder Leben in eine schon halb verlorene Schlacht bringen und den Feind endlich überwinden. Diese so berechtigte Hoffnung ward aber, wie wir bereits sahen, völlig getäuscht.

Obgleich Leopold vor seiner Abreise von Florenz nach Wien seinen bisherigen Unterthanen von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegte und bei dieser Gelegenheit sich zu den freisinnigsten Grundsätzen bekannte, so erschien er doch nicht mit dem Banner der Reform an der Donau, sondern mit einer Waffenstillstandsflagge in der Hand. — Das traurige Ende und die Niederlagen seines Bruders hatten ihn eingeschüchtert und als er die Regierung antrat, sah er bereits alle Streitkräfte der Reaction gegen sich in voller Thätigkeit. — Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß Leopold in Oesterreich ganz fremd geworden war und in ihm die Ansicht lebte, daß jedes Gesetz auf Proben beruhen müsse. Da nun die Verordnungen Josef II. gescheitert waren, so glaubte Leopold II., daß sie von der Erfahrung verurtheilt seien, oder wenigstens für die verschiedenen Bevölkerungen, von denen das Reich der Habsburger wimmelt, nicht passen.

Dabei fehlten Leopold II. die Festigkeit, der Heldenmuth und das selbstzündende Genie seines großen Vorgängers. Er war wohl im Stande, eine kleine, italienische, von der Natur in jeder Beziehung reich begabte Provinz in aller Ruhe zur Wiedergeburt zu führen, aber um einem wüthenden hartnäckigen Widerstande zu trotzen und denselben zu brechen, dazu fehlte ihm die Kraft, die Kraft des Willens und des Geistes.

Dabei war Leopold II. im Uebermaße dem weiblichen Geschlechte zugethan, was seine naturgemäßen Folgen auf ihn äußerte, sobald er älter wurde. Seine galanten Neigungen hatten, als er den Kaiserthron bestieg, bereits seine Willenskraft total geschwächt und seinen geistigen

Aufschwung gehemmt. — Wer sich die Begeisterung bewahren und sich zur Selbstverleugnung emporschwingen will, muß keusch, oder doch verhältnißmäßig nur seinen Kräften entsprechend sinnlich sein, denn in der durch das Uebermaß des Genusses herbeigeführten Nervenschwäche schlummern alle großen Fähigkeiten ein.

Sobald Leopold II. in Wien, wo er am 12. März 1790 ankam, etwas heimisch geworden war, unterdrückte er zunächst das Cabinet seines Vorgängers und entließ alle dabei angestellten Beamten. Alle vorhandenen Akten wurden den Flammen ohne viele Prüfung übergeben. Dieses Autodafé dauerte bei der Unmasse der aufgehäuften Papiere mehrere Tage. — Der Günstling des Großherzogs, der junge Fürst Karl von Liechtenstein, ein Sohn der Prinzessin, welcher Josef II. eine keusche und poetische Liebe gewidmet hatte, leitete das neue geheime Cabinet und die kleinen Vergnügungen seines Herrn, dabei unterstützt von einem gewissen Manfredini, der sehr sonderbarerweise zu gleicher Zeit auch Hofmeister der Erzherzoge war.

Leopold II. suchte bei jeder Gelegenheit, sich den Frieden um jeden Preis zu erkaufen, wobei viel Verachtung gegen die österreichische Bevölkerung mit in's Spiel kam. Die Reactionsbewegung war, ganz gegen die gewöhnliche Erfahrung, von dem Volke der Regierung aufgenöthigt worden. Das Volk hatte das Licht, welches Josef II. zu verbreiten trachtete, so schlecht aufgenommen und so viel Abneigung gegen die consequente Durchführung der Idee der Gerechtigkeit bewiesen, daß man es Leopold II. nicht verargen kann, wenn er mit heimlicher Mißachtung jene alten Gesetze des Mittelalters zurückgab, welche sein Vorgänger confiscirt hatte.

Die Schwierigkeiten, womit Leopold II. in seinen Staaten ohnehin vollauf zu thun hatte, wurden aber noch von Außen wesentlich vermehrt durch die immer drohendere Gestaltung der Dinge in Frankreich. Er sollte jedoch das tragische Ende König Ludwig XVI. und von dessen Gemahlin nicht mehr erleben. — Seit Leopold II. in Deutschland lebte, wußte er seine erotischen Neigungen nicht mehr zu beherrschen. Nicht genug, daß Donna Livia, die florentinische Sängerin, ihm an die Ufer der Donau gefolgt war, hatte er ihr auch eine ansehnliche Zahl von Nebenbuhlerinnen, insbesonders eine Polin, Namens Prczichowska, gegeben, und die Gräfin Wolkenstein zu seiner ersten „Ehrendame" erhoben. — Er hatte Letztere sogar der Kaiserin vorgestellt, welche diese Dame mit äußerst seltener Selbstverläugnung freundlichst aufnahm, und

derselben ihre Gewogenheit zusicherte, falls sie sich nicht in politische Geschäfte mische. — Durch seine Lebensweise physisch erschöpft, glaubte Leopold die Hilfsquellen seines Organismus durch allerhand Elixire und Wundertränkchen erneuern zu können, aber seine Kräfte schwanden durch diese Ueberreizungen des ganzen Nervensystems nur um so schneller. Schon im Jahre 1791 war die Thätigkeit seines Gehirnes so sehr herabgestimmt, daß er sich kaum mehr an seine Handlungen vom vorigen Tage erinnerte. In Prag bemächtigte sich seiner ein hartnäckiger Durchfall, den ihm die Medicinen gewissenloser Quacksalber zugezogen hatten. — Die Ermahnungen vernünftiger und geschickter Aerzte, sich endlich Enthaltsamkeit aufzuerlegen, beachtete er nicht. Er fuhr fort, gefährliche Reizmittel anzuwenden, die er sich selbst insgeheim bereitete. Er war ein großer Freund der Chemie und der geheimen Präparate der Rosenkreuzer. Friedrich Wilhelm hatte diesen Geschmack und diese Schwäche des deutschen Kaisers benützt, um mittelst des Generals Bischofswerder, eines alchymistischen Schwindlers erster Sorte, welcher in der Kunst geheimer Mischungen ein Meister war, auf Leopold's Geist zu wirken. Bischofswerder wußte den Leibestrank, welchen die Italiener „das Teufelchen" nennen, mit besonderer Geschicklichkeit zu bereiten, und behauptete, im Besitz eines wahren Lebenselixir zu sein. — Ebenso ausschweifend und leichtgläubig als Leopold II. hatte sich der König von Preußen durch die Geheimnißthuerei und die Recepte des spitzbübischen Generals fesseln und verführen lassen. — Der König von Preußen schickte daher immer seinen Magier nach Wien, wenn daselbst ein besonders wichtiges Geschäft eine Unterhandlung erforderte. — Der Kaiser und der General schlossen sich in das Laboratorium ein, das sich in der Hofburg befand, setzten Tiegel ans Feuer, und versuchten dann neue Mischungen, oder bereiteten Tränkchen, welche sie bereits kannten.

Am 27. Februar 1792 nahm der Kaiser eine so starke Dosis Elixir, daß noch an demselben Tage beunruhigende Wirkungen hervortraten. Am folgenden Morgen wurde er von heftigen Schmerzen in den Eingeweiden gequält, und seine Aerzte, denen er wie gewöhnlich verschwieg, was und wie viel er von seinen selbstmörderischen Mixturen zu sich genommen, glaubten ihn von einem Seitenstechen befallen, und ließen ihm zur Ader, um die vermeintliche Entzündung seiner Athmungsorgane zu beseitigen. — Ein Zufall wollte, daß General Bischofswerder in derselben Nacht als außerordentlicher Gesandter in Wien

angekommen war, um mit Leopold die letzten Verabredungen über die Vorbereitungen zum Kriege mit Frankreich zu treffen. Als er am Morgen des 28. Februar in früher Stunde beim Fürsten Kaunitz vorfuhr, eilte ihm der Kanzler entgegen und begrüßte ihn mit Zuvorkommenheit, aber mit einer Miene und Stimme, welche große Unruhe verrieth. Er kündigte dem Gesandten des Königs von Preußen an, daß der Kaiser ihn nicht empfangen könne. — In der folgenden Nacht wurde das Befinden Leopold II. erschreckend. Seine Eingeweide schwollen an, der Schlaf mied ihn, obgleich eine allgemeine Erschlaffung eintrat, und krampfhafte Bewegungen erschütterten seinen ganzen Körper. Die Leibärzte: Freiherr von Störck, Lagusius und Schreibers, hielten Rath; sie sahen jetzt ein, daß sie einen Irrthum begangen hatten, und verordneten neue Mittel, dabei aber den Ernst des Falles noch immer verkennend. Am 1. März verließen sie den Kaiser um zwei Uhr Nachmittags. Eine Stunde später wurden die Symptome noch beunruhigender; beim Kaiser befanden sich nur zwei Kammerdiener; sie ließen die Kaiserin benachrichtigen, welche in Thränen aufgelöst herbeieilt, und kaum ist sie angekommen, so stirbt der Kaiser unter entsetzlichen Krämpfen in ihren Armen.

Die amtliche Nachricht, womit der Hof den Tod Kaiser Leopold II. der Bevölkerung notificirte, war auffallend lakonisch stylisirt. Sie bestand blos aus folgenden Worten:

„Am ersten März begann Seine Majestät der Kaiser unter schrecklichen Krämpfen zu brechen und gab Alles wieder von sich, was er genossen hatte; um drei Uhr Nachmittags starb Allerhöchstderselbe unter Erbrechen in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin."

Als Leopold II. am 1. März 1792 starb, war er noch nicht ganz 45 Jahre alt geworden.

Die Aerzte, welche schon durch die ersten Symptome außer Fassung gerathen waren, wurden durch diese plötzliche Katastrophe noch mehr in Verwirrung gesetzt. — „Entweder," sagten sie, „hat der Krebs die Eingeweide angegriffen, oder war ein Schlaganfall eingetreten."

Die Oeffnung der Leiche am nächsten Tage zeigte, daß der Krebs in den Eingeweiden um sich gegriffen hatte, und daß der Magen mit wässerigen Stoffen gesättigt war. In diesen wollte Lagusius Spuren von Gift entdeckt haben, was durchaus nicht Wunder nehmen darf, weil die vom Verstorbenen seit Jahren selbst bereiteten Elixire mitunter aus den gefährlichsten Substanzen bestanden.

Die Reaction, welcher, wie wir wissen, Leopold II. nur halb und halb zu Gesichte stand, beschloß, den plötzlichen Tod des Kaisers zu einem Hauptcoup zu benützen. Man sprengte aus, daß das unerwartet schnelle Ende Leopold's die Wirkung eines Verbrechens sei, welches man mit frecher Stirne, und ohne dafür den mindesten positiven Beweis zu erbringen, mit aller Bestimmtheit den Jacobinern in die Schuhe schob. Um diesen Eindruck noch mehr zu bestärken, wurde eben die Todesanzeige in der oben wiedergegebenen lakonischen, allem Herkommen widerstreitenden Weise veröffentlicht.

Die geschäftige Phantasie und die Klatschsucht wußte natürlich sogleich tausend plausible Versionen zu erzählen, wie die angebliche Vergiftung des Kaisers stattgefunden habe. Eine derselben lautete, daß eine Dame, welcher der Kaiser auf einem Maskenballe seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ihm Bonbons anbot, durch welche sein Tod herbeigeführt worden sei. Man beargwöhnte auch die schöne Florentinerin Donna Livia, aber dieser Verdacht ist ebenso grundlos, wie alle diesfälligen anderen Conjecturen. Höchstens könnte man einen der vielen Abenteurer, Spione und Kuppler, welche dem Kaiser bei seinen chemischen Versuchen assistirten, des Verbrechens zeihen, falls ein solches wider alle Wahrscheinlichkeit dennoch stattgefunden haben sollte. Kaiser Franz II. inaugurirte seinen Regierungsantritt auf lobenswerthe Weise, indem er dieses ganze nichtsnutzige Gesindel gleich nach dem Tode seines Vaters auf nicht sehr delicate Weise zur Hofburg hinausjagen ließ.

Eines steht fest — unter allen Umständen würde Leopold den Folgen seiner Lebensweise früher oder später erlegen sein.

Maria Luigia, seine Gemalin, die ihm sechzehn Kinder geschenkt hatte, hegte für ihn eine unerschütterliche und leidenschaftliche Liebe. Mager, blaß, kränklich, ohne Schönheit und Anmuth, besaß sie dafür ein überaus edles, gefühlvolles Herz, welchem für ihren galanten Gemahl eine Zärtlichkeit innewohnte, weit stärker als ihre Eifersucht. — Leopold's überlegener Geist, seine große Gesinnung, sein wahrhaft, nicht eben bloß erheuchelt edler, menschenfreundlicher und friedlicher Charakter ließen sie gerne die Schwächen ihres Gemahles vergessen, und es gab keine eifrigere und beredtere Vertheidigerin seiner Verirrungen, als Maria Luigia.

Nichts vermochte den Schmerz dieser Engelsseele zu beruhigen oder zu schwächen; sie überlebte auch den Kaiser nur kurze Zeit. Gebete

und Thränen füllten den Rest ihres Daseins. Am meisten fühlte sie sich aber darüber trostlos, daß der Tod ihren Gatten in die geheimnißvollen Gefilde einer andern Welt geführt habe, ohne daß er mit der letzten Oelung versehen worden war. Als sie am 15. Mai 1792, also bloß dritthalb Monate nach dem Kaiser starb, galt ihr letzter Seufzer der armen Seele ihres vorangegangenen Gemahls. —

Leopold, der Toscana auf so glückliche Weise zu neuem Leben führte, der im schönsten Sinne des Wortes der Vater und Wohlthäter seines Ländchens war, spielte als deutscher Kaiser und als Beherrscher seiner Erblande eine keineswegs glänzende Rolle. Er, der hellsehende Reformator, schien bloß deshalb die Alpen überschritten zu haben, um der Hydra der Pfaffen- und Adelsherrschaft, der er am Arno den Kopf zertreten hatte, an der Donau zum Siege zu verhelfen. Er beugte in Wien das Knie vor der rohen, blindwüthigen Reaction, vor dieser Königin der Schatten, der die Unwissenden, die Heuchler und die Thoren im Dunkeln folgen. Er schien keine andere Aufgabe zu haben, als die großen Grundsätze, deren Verwirklicher und Apostel er durch fünfundzwanzig Jahre in Florenz gewesen, mit überstürzter Hast in Wien zu Grabe zu geleiten. In dieser Beziehung war daher seine Regierung als Kaiser eine einfache und unglückliche Fortsetzung der letzten Tage seines großen Bruders, des unsterblichen Josef II. Wenn er aber der Verblendung, dem Zorne der Verehrer der Vergangenheit, den Feinden des Guten und Wahren nachgab, so zog er sich doch bloß zurück. — Niemals verfolgte er die Neuerer, die Anhänger des Fortschrittes und der freien Forschung, wie es nur gar zu bald unter seinen Nachfolgern geschah. Selbst in der physischen und moralischen Schwäche, von der er in den letzten Tagen seines Lebens befallen war, ließ er sich nie verleiten, das blutige Beil der Reaction von der Mauer zu nehmen. — Die Milde seines Charakters hat er nie verleugnet, und darum wird er auch stets Anspruch darauf erheben dürfen, zu den besten Herrschern aus dem Hause Habsburg gezählt zu werden.

Zu den lobenswürdigen Thaten Leopold's gehörten auch die von ihm gleich nach seinem Regierungsantritte in Oesterreich eingeführten Reformen des Strafwesens. Er hob die äußerst grausame, die Qualen des langsamen Todes übertreffende und doch ganz zwecklose Strafe des Schiffziehens auf, welche von Kaiser Josef eingeführt worden war; er verordnete eine menschlichere Behandlung der im langwierigen harten Gefängnisse schmachtenden Verbrecher und befahl, denselben wöchentlich

dreimal Fleisch und Gemüse zu reichen, während sie bisher nur Brot und Wasser bekamen. Er schaffte endlich das ekelhafte Schauspiel ab, welches durch die öffentliche Austheilung von Stockprügeln auf dem Hohen Markte gegeben ward.

Eine der segensreichsten Einführungen Leopold's waren die in den Vorstädten zu Wien wöchentlich abgehaltenen Gerichtstage, an welchen Civil-Streitigkeiten ohne Advocaten nach Art der Schiedsgerichte abgethan wurden, freilich zum großen Aerger der Rabulisten, welche dadurch mitunter um die fettesten Processe gebracht wurden, denn von tausend vorgebrachten Klagen blieben durchschnittlich kaum zwei ungeschlichtet.

Aber für alle diese Neuerungen und Verbesserungen wollte das Volk dem Kaiser Leopold II. keinen Dank wissen. Es konnte ihm die geheime Polizei, mit der er Oesterreich beglückt hatte, durchaus nicht verzeihen und man fühlte allgemein instinctiv, daß diese neue Institution, welche unter ihrem Schöpfer sich ziemlich passiv und tolerant verhielt, mit einmal über Nacht die Schafspelze abwerfen und gleich reißenden Wölfen wüthen werde, eine Befürchtung, welche sich auch mit der Zeit leider nur als zu begründet erwies.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers Leopold II. wurde daher allenthalben fast mit Jubel begrüßt; den Reactionären war er zu liberal, den Liberalen zu viel reactionär, so daß eigentlich gar keine Partei entschieden zu ihm stand. Zudem wußte er den Eigenheiten der Wiener nicht zu schmeicheln; seine theils wirkliche, theils affectirte Zerstreutheit bei den Audienzen, denen das Volk in Oesterreich noch von Maria Theresia und Kaiser Josef her einen so großen Werth beilegte, war in der That eine große Unklugheit, die ihm sogar mitunter den Haß seiner Unterthanen zuzog.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß der Regierungsantritt Franz II. mit einem Enthusiasmus begrüßt wurde, welcher sich freilich gar bald als vollkommen ungerechtfertigt herausstellte.

II.

Blindschleichen.

Wenn ein geistreicher Mexicaner in neuester Zeit die Zustände seiner Heimat sehr treffend mit den Worten charakterisirt: „Chez nous n'est rien organisé, que le vol!“ (bei uns ist nichts organisirt, als

der Diebstahl) läßt sich ganz gewiß mit gleicher Präcision und Wahrhaftigkeit von dem Oesterreich der neunziger Jahre sagen, daß in diesem Staate nichts organisirt gewesen sei, als die — Polizei.

Aber diese Anstalt war, so weit es den geheimen Theil derselben betraf, fein unergründlich, ja sublim zu nennen.

Diese geheime Polizei beruhte im wahren Sinne des Wortes auf breitester Basis und ihre innere Einrichtung war in vielen Dingen dem Orden der Illuminaten und Rosenkreuzer nachgebildet, namentlich insofern sie ihre Zweige ins Unendliche verbreitete, ihre Mitglieder unter allen Ständen besaß und auf geschickte Art eine Menge Leute als Spione ausnützte, ohne daß diese eine Ahnung davon besaßen. — Hohe Staatsbeamte, Schuhputzer, Lakaien, Freudenmädchen, Mönche, Damen vom Stande, Gelehrte, Künstler, Handwerker, ja sogar Militärs, Prinzen Grafen und Barone hatte sich dieses Institut dienstbar zu machen verstanden, die Einen mit Geld, die Anderen mit Beförderungen, Auszeichnungen und Protection aller Art ködernd und sich verpflichtend.

Wir würden unseren Lesern zweifelsohne das Recht einräumen, uns der Uebertreibung oder gar der Verleumdung zu zeihen, wenn wir unterließen, einige der Hauptpersonen, welche theils als Chefs, theils als Werkzeuge der geheimen Polizei unter Kaiser Leopold und dessen Nachfolger so viel Unheil in Oesterreich stifteten, so viele Familien unglücklich machten, so viele Thränen erpreßten, so viel unschuldiges Blut dem Henker überlieferten, in kurzen Umrissen zu schildern. — Ja, der Leser soll sie kennen lernen diese „gute alte Zeit," er soll sie kennen lernen in ihrer ganzen Hohlheit, Nichtswürdigkeit und Verworfenheit, er soll sie kennen lernen, damit er Gott inbrünstig danke, daß er ihn geboren werden ließ in einer Epoche, wo Wahrheit und Recht, wenn sie auch hier und da ihr Antlitz trauernd zu verhüllen gezwungen sind, dennoch nicht mehr ein halbes Jahrhundert und darüber zur feilen Dirne des Absolutismus, des Aberglaubens und der Verblendung herabgewürdigt werden können. — — —

Der erste Präsident der geheimen Polizei unter Leopold II. war Graf Johann Andr. von Pergen, ein alter, sehr passiver Herr, beinahe in den Zustand der Kindheit zurückgesunken. Er genoß aber den Ruf eines guten und redlichen, jedoch schwachen Mannes. Als nach dem Tode Leopold II. die geheime Polizei immer mehr und mehr ihre Flügel entfaltete, dabei, wie wir schon in einem früheren Capitel nachwiesen, nach nichts Geringerem strebend, als die ganze Staatsgewalt

an sich zu reißen und den jungen, furchtsamen Kaiser thatsächlich zu bevormunden, erschien daher der alte Graf Pergen für seinen Posten nicht mehr geeignet. — Graf Franz von Saurau, einer alten, aber damals wenig bemittelten steiermärkischen Familie entstammend, ward von der Reaction zum thatsächlichen Leiter des Polizeiwesens auserseheh; er wußte sich bei Kaiser Franz derart in Gunst zu setzen, daß ihm dieser sonst so mißtrauische Monarch das Recht ertheilte, sein ganzes Personale selbst zu ernennen, und kurz darauf schenkte ihm der keineswegs sehr splendide Kaiser liegende Gründe im Werthe von 200.000 Gulden zu einer Zeit, wo das Elend des Krieges alle Staatscassen erschöpf, und so viele Tausende an den Bettelstab gebracht hatte. — Unter Kaiser Josef ein Freigeist, war Graf Saurau unter Franz II. zum frommen Manne geworden. Alle vierzehn Tage ging er zur Beichte und war viel in den Kirchen zu sehen. — Saurau war ein schöner, großer, wohlgewachsener Mann, aber von kaltem, abschreckendem Aeußern besaß viele Kenntnisse und großen Verstand, Beides um so gefährlicher bei ihm, da er stets nur mit Ueberlegung handelte.

Eine andere der Haupttriebfedern der geheimen Polizei war der Baron von Thugut, der Sohn eines Verwalters, der ihm eine sehr gute Erziehung angedeihen ließ; anfangs als Dragoman (Dolmetsch) bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Constantinopel verwendet, schwang er sich daselbst bald zum Posten des Internuntius empor; später wurde er zu wichtigen Missionen in Madrid, London, Neapel und Paris verwendet. Seine fabelhaft rasche Laufbahn hatte Thugut dem Baron von Spielmann, damaligen General-Director der auswärtigen Angelegenheiten, zu danken. Spielmann erkannte sein Talent und empfahl ihn dringend dem Fürsten Kaunitz. Sobald Thugut sich fest im Sattel fühlte, war es seine erste Aufgabe, seinen Wohlthäter zu — stürzen, um dessen Stelle zu erlangen. Baron Spielmann wurde plötzlich, kein Mensch wußte warum, in Gnaden pensionirt und ihm ein Ruhegehalt von 10.000 Gulden unter der Bedingung angewiesen, sich in keine Geschäfte, seien selbe welch' immer einer Art, je mehr einzumengen.

Nach dem Tode des Fürsten Kaunitz im Juli 1794 wurde Thugut zum Reichsbaron und Nachfolger des größten Ministers, den Oesterreich je besessen, ernannt. — Habsucht, Undankbarkeit und Eitelkeit bildeten die Grundzüge von Baron Thugut's Charakter. Die Wiener haßten auch ingrimmig den Mann, der den Kaiser und das

ganze deutsche Reich fortwährend zum Kriege gegen Frankreich aufstachelte.

Im Mai 1797 wäre Thugut auf ein Haar in der Jägerzeile vom Volke gelyncht worden, das seinen aus dem Prater nach der Hofburg zurückkehrenden Wagen anhielt. — Tausend Stimmen riefen: „Thugut! Thugut! Gib uns Frieden, Brot, thue gut, sonst geht's nicht gut!" — Dabei machte man ihm das Zeichen des Henkens. Man schien Miene machen zu wollen, von der Drohung gleich zur That überzugehen. Da rettete den Herrn Minister die Geistesgegenwart seines Kutschers, der die Pferde rasch zur Seite riß, und durch eine Nebengasse im Galop davon fuhr.

Baron Thugut besaß die Schwäche, sich für Pitt II. zu halten, In Wahrheit war er aber nur der Sclave, der Affe und der Söldner des großen englischen Staatsmannes.

So war der Mann beschaffen, der seit 1794 an der Spitze des österreichischen Staates stand, und das volle Vertrauen seines jungen, unerfahrenen Monarchen besaß.

Nachdem wir die drei officiellen Chefs der geheimen Polizei kennen gelernt haben, wollen wir in Kürze mit gleicher historischer Treue drei Exjesuiten schildern, welche nicht nur die fruchtbarsten, sondern auch die furchtbarsten Werkzeuge der geheimen Hermandad zu Wien genannt werden können.

Wir wären in der Lage, auf Grund ganz positiver und authentischer Daten ein beinahe vollständiges Verzeichniß der geheimen Agenten der Neunziger-Jahre zu liefern. Da aber dieses Verzeichniß ein paar Bogen füllen würde, selbst wenn wir jedem einzelnen Individuum nur ein paar Zeilen Charakteristik widmen, so müssen wir uns eben stricte auf die Matadoren beschränken.

Als solche haben wir bereits im letzten Capitel die Exjesuiten Leopold Alois Hoffmann, Haschka und Hofstätter genannt.

Hoffmann war unter Josef II. ein Mann, der, wie sein junger Monarch, Licht und Aufklärung zu verbreiten suchte. Er schrieb damals eine Kritik der zu Wien gehaltenen Predigten unter dem Titel: „Von den wesentlichen Wahrheiten für und über die Prediger in Wien," worin er viele Geistliche mit großer Freimüthigkeit durch die Hechel zog. Um seine Glücksgüter war es jedoch in jener Zeit sehr schlecht bestellt. Er lebte fast ausschließlich von den Unterstützungen der Freimaurer-Logen, welche er dafür später auf das Elendeste verleumdete und auf das Ingrim-

migste verfolgte. — Im Jahre 1785 erhielt Hoffmann eine Professur der deutschen Sprache und Literatur in Pest, wo er sich, so lange Kaiser Josef II. lebte, als enthusiastischer Reformator geberdete. Als aber Kaiser Leopold II. den Thron bestieg und er im Jahre 1790 an der Wiener Universität eine Lehrkanzel erhielt, steckte er plötzlich ganz um. Er trat in die neue geheime Polizei. Er gab in Wien ein der Reaction gewidmetes und von dieser besoldetes Schmierblatt: „Wiener Zeitschrift" genannt, heraus, in welcher der gesunde Menschenverstand mit Füßen getreten und der Wahrheit und dem Rechte mit rohen Fäusten in's Gesicht geschlagen wurde.

Der biedere Hoffmann begnügte sich aber nicht damit, nur einzelne freigesinnte Personen in der schamlosesten Weise offen und im Geheimen zu denunciren, und mit dem Geifer seiner giftgeschwängerten Verleumdungen zu besudeln, er wollte für die Reaction etwas Nachhaltiges wirken, indem er schließlich für die Wiedereinführung der Jesuiten plaidirte; in seinem Pamphlete: „Höchst nöthige Erinnerungen zur rechten Zeit. Wien 1794," versteigt sich Hoffmann sogar zu folgender Sentenz: „Die Protestanten sollen schlechterdings aus den kaiserlichen Staaten verbannt werden, denn die französische Revolution ist nur durch sie veranlaßt worden!"

Dieser Unsinn war jedoch selbst der Censur zu arg. — Das erwähnte Pamphlet wurde zum großen Aerger des glaubenseifrigen Exjesuiten confiscirt und für immer verboten.

Da Hoffmann durch seinen Uebereifer für die Finsterlinge und sein pöbelhaftes Geschimpfe allmählich auch den eigenen Parteigenossen verächtlich wurde, so verlor die „Wiener Zeitschrift" fortwährend an Abnehmern. — Hoffmann glaubte, sich bei der Reaction nun durch ein förmliches Glaubensbekenntniß rehabilitiren zu müssen, in welchem er wörtlich sagt: „Daß er Alois Hoffmann, als ein reuiger Sünder, vor der ganzen Christenwelt hiermit bekenne, er habe ehemals unter Kaiser Josef II. ketzerische Meinung geäußert, die er hiemit feierlich widerrufe:"

Um diesen erbärmlichen Wicht völlig zu schildern, wollen wir noch folgenden Zug seines hämischen, rachsüchtigen Charakters erzählen.

Ein junger Mann, Namens Wihling, ging eines Tages mit einem Rocke, mit Stahlknöpfen versehen, spazieren. Alois Hoffmann begegnet ihm, und sagt zu ihm: „Ei! Sie tragen ja heute sehr viel Eisen an sich?!" „Ja," antwortet ihm Jener, „das ist wahr, aber doch nicht so viel, als Sie schon längst verdient hätten!"

Von diesem Augenblicke an ließ Hoffmann den jungen Mann von seinen Spionen bewachen, bis selbe einige compromittirende Reden aufgeschnappt hatten. — Die Polizei machte mit dem armen Wihling kurzen Proceß; sie gab ihn an die italienische Armee als Rekruten ab, wo er in einem der ersten Treffen fiel.

Eine große geistige und moralische Aehnlichkeit mit „Judas dem Erzschelm" bietet uns der Exjesuit und Professor Lorenz Ludwig Haschka. Unter Josef II. zeichnete er sich durch die Stärke seiner Oden und Gedichte sehr aus. Besonders gewürzt sind seine damals verfaßten Oden gegen das Papstthum, die Könige und die Mönche. Es ist ein wahrer Jacobiner-Jargon im Geiste eines Marat und Robespierre. In der Ode an die Könige thut er sogar den gewagten Ausspruch: „Keiner ist gut!"

Und kaum hatte der unvergeßliche Josef die Augen geschlossen, als auch Haschka, wie seine Collegen Hoffmann und Hofstätter, gegen alle liberalen Kundgebungen wüthend zu bellen begann.

Wenn Hoffmann und Haschka, dieses würdige geistige Brüderpaar, es namentlich darauf abgesehen hatten, zwischen den Liberalen in Oesterreich und den Jacobinern in Frankreich ein geheimes Einverständniß herauszuwittern, so warf sich der dritte Exjesut, Herr Hofstätter, mit allem Ingrimm auf die deutschen Schriftsteller, Goethe, Schiller, Lessing, Herder u. s. w. natürlich mit eingerechnet, welche dieser Schafskopf als eine Horde von Sansculotten und Weltstürmern schilderte, die unter Anführung des Erzaufklärers Kant der Religion und den Staaten den Untergang drohen!

Es braucht wohl keines weiteren Citates, um hinlänglich zu erkennen, welch ein Geisteskind dieser Hofstätter gewesen.

Der Leser wird nun als Werkzeuge der geheimen Polizei einige Namen nennen hören, die ihn in Erstaunen setzen dürften. — Wir nennen z. B. Johann von Alxinger, den berühmten Verfasser des „Doolin von Mainz," sowie einer Menge anderer Gedichte und Aufsätze, welche der deutschen Literatur zur Zierde gereichen.

Alxinger, ein Mann von bedeutendem Vermögen, stand auf die Silberlinge des geheimen Fond nicht an, aber er war ungemein ehrgeizig und er haßte Jeden, der ihn, seiner Meinung, nach nicht genug schätzte, auf das bitterste. So wurde er einer der größten Feinde Josef II., weil dieser Monarch bei einer Gelegenheit die so reizbare Eigenliebe Alxingers verletzt hatte. Leopold II. hingegen schmeichelte

seiner Schwäche, verlieh ihm mehrere Ehrenstellen, und nun dichtete Alxinger die kriechendsten Oden auf den Kaiser, von da ab zugleich alle redlich denkenden Männer, selbst seine intimsten Freunde verfolgend, wenn sie bei Hof, um dessen Gunst er buhlte, auch nur im mindesten mißliebig waren.

Auf sein Marmorgrab klebte eines Tages eine boshafte Hand folgende Inschrift:

Hier ruht er, unseres großen Josef's Verächter,
Unter Leopold der Freiheit williger Schlächter;
Unter Franz, so ganz unter der Hand,
Ein hundsordinärer — Denunciant. —

Sehr befremden wird es jetzt den Leser, auch den durch seine Oden und namentlich seiner Travestie der „Aeneïde" weltbekannten Alois Blumauer unter den Dienern der geheimen Polizei zu finden. Da Blumauer, k. k. Bücher-Censor, mithin Beamter der k. k. Polizei-Hofstelle war, so verstand es sich unter den damaligen Verhältnissen wohl von selbst, daß er seinem Chef über die gesellschaftlichen Kreise, in denen er sich bewegte, genaue Berichte erstattete. Aber es liegen auch noch andere Anzeichen vor, daß er diese seine dienstliche Stellung mitunter in nicht sehr ehrenvoller Weise ausgebeutet habe.

Ein redlicher guter Bürger Wiens, Namens Huber, hatte in Blumauer so großes Vertrauen gesetzt, daß er sein Busenfreund ward. Zwischen Huber's Frau und dem „Hausfreunde" Blumauer entspann sich ein intimes Verhältniß. Eines Tages erfolgte Huber's Verhaftung zur Nachtzeit wegen angeblicher jacobinischer Umtriebe. Der arme Mann wurde ins Gefängniß geworfen, das er lebend nicht mehr verließ. — Blumauer that keinen Schritt zur Befreiung seines „Busenfreundes," wohl aber trieb er sich nun mit der großen, schönen Frau Huber ganz öffentlich herum. — Die ganze Stadt behauptete, daß Blumauer der Denunciant gewesen sei. — — —

Nun müssen wir eine der listigsten, gefährlichsten und mächtigsten Stützen der geheimen Polizei namhaft machen, den so bekannten Grafen Karl von Migazzi, Erzbischof von Wien, Cardinal u. s. w.

Unter Maria Theresia hatte dieser Mann, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und Heiligkeit einer der größten geheimen Sünder und Wütheriche gewesen ist, die Ehre, der Gewissensrath der Kaiserin zu sein. Er genoß bei der edlen Monarchin das größte Ansehen. Er glaubte dieser Huld am besten dadurch zu entsprechen, daß er Ver-

schiedenes ihm von der frommen Kaiserin in der Beichte Anvertraute dem heiligen Vater berichtete. — Maria Theresia, durch Kaunitz von dieser Treulosigkeit unterrichtet, wollte Migazzi vom Hofe verbannen, aber sein kriechendes Wesen, seine mächtigen Freunde und namentlich die Furcht der Kaiserin vor der geheimen Macht dieses Mannes, dem der ganze Jesuitenorden helfend zur Seite stand, verschafften ihm sein geschwächtes Ansehen leider gar bald wieder.

Als Kaiser Josef II. Alleinherrscher wurde, strotzte Migazzi auf einmal von Liberalismus. Aber der Kaiser ließ sich durch den alten Heuchler nicht täuschen. Migazzi fand kein Gehör mehr bei Hof, wo er früher allmächtig gewesen, und Joseph bewies ihm noch weiter seine Ungnade, indem er dem alten Cardinal, der für seine galanten Neigungen stets sehr viel Geld brauchte, das reich dotirte Bisthum Waizen in Ungarn nahm. — Dafür rächte sich aber der schlaue, erbitterte Jesuit, indem er mit dem Erzbischofe von Mecheln, der Seele des brabantischen Aufstandes, gegen die kaiserliche Regierung conspirirte.

Migazzi war einer der schönsten Männer seiner Zeit, und von großer Gestalt. Seine Erscheinung war selbst noch in seinem höchsten Alter imposant. — Unter Leopold II. errang sich der Cardinal bei Hof den verlorenen Einfluß bald wieder, und unter Kaiser Franz II. wurde derselbe unbeschränkter und mächtiger, denn je. — Migazzi ward Beichtvater der jungen Kaiserin, und Franz II. wies ihm für das verlorene Waizner Bisthum eine äquivalente Geldentschädigung zu einer Zeit an, wo das Elend des Krieges den höchsten Grad erreicht hatte, und die Staatscasse nur mit großen Opfern die Mitteln beschuf, um der Armee und den Beamten den Sold flüssig zu erhalten!

Migazzi's Streben war unermüdlich darauf gerichtet, den Einfluß, welchen er auf Kaiser Franz II. besaß, dahin auszubeuten, daß die katholische Kirche den Glanz und die Macht von weiland Maria Theresia's Zeiten in Oesterreich wiederum erlange. Als geschickter Exjesuit wußte er seine ihm unbedingt ergebene Priesterschaft derart zu gebrauchen, daß er höchst selten seinen Zweck verfehlte, wie das nachfolgende, für die damalige Zeit sehr charakteristische Beispiel beweist.

Im Jahre 1676 kaufte ein ungarischer Bauer für sechs Gulden ein auf ein Brett gemaltes Bild der Mutter Gottes mit dem Christuskinde. Er schenkte es der griechisch-katholischen Kirche in dem zur Erlauer Diöcese gehörigen Dorfe Pötsch. — Zwanzig Jahre hindurch blieb dieses Bild völlig unbeachtet. Im Jahre 1696 wollten auf ein-

mal einige Kirchenbesucher bemerken, daß aus den Augen dieses Marienbildes Thränen fließen. Das „Wunder" machte solches Aufsehen, daß man das Bild im folgenden Jahre unter großen Feierlichkeiten nach Wien brachte und es daselbst in der Stephanskirche in einem silbernen Tabernakel beisetzte. — Cardinal Migazzi beschloß, im Jahre 1796 das in Rede stehende „Wunder" durch ein großes Jubiläum zu feiern, und er selbst gab hierüber folgendes Werkchen heraus: „Authentische Nachricht über die Thränen, welche die heilige Jungfrau Marie von Pötsch im Jahre 1696 vergossen hat." —

Selbst das erzbischöfliche Consistorium und mehrere hohe katholische Würdenträger suchten dieses Jubiläum zu hintertreiben, weil sie die Spottsucht der Wiener und dadurch eine wesentliche Schädigung des wahren Glaubens fürchteten. — Migazzi ließ sich jedoch nicht irre machen. Er stellte das beabsichtigte Kirchenfest dem Kaiser als eine nothwendige Demonstration gegen den in Wien herrschenden jacobinischen Unglauben vor, und der Monarch bewilligte die Procession. —

Aber auch in der Verfolgung ehrwürdiger Priester, welchen das Verbrechen der Freisinnigkeit und Toleranz zur Last fiel, leistete der fromme Migazzi ganz Außerordentliches. Auch hiervon ein Pröbchen. —

In den neunziger Jahren war ein gewisser Kick, Pfarrer zu Penzing bei Wien, ein aufgeklärter biederer, ob seiner Wohlthätigkeit und seines exemplarischen Wandels allgemein beliebter Mann. — Er legte einen großen Werth auf das Predigen des echten unverfälschten Wortes Gottes, zeigte sich aber weniger eifrig in der Abhörung der Beichte, betreffs welcher er von der Kanzel herab seinen Pfarrkindern erklärte, es sei unnütz, ihm alle Thorheiten zu beichten; Familiengeheimnisse, Klatschereien u. dgl. gehören gar nicht zur Beichte, und wären ein bloßer Mißbrauch derselben; die Beichte solle nur in wichtigen und zweifelhaften Gewissensfällen stattfinden, denn das wahre Christenthum besteht in Gott wohlgefälligen Handlungen, aber nicht in den bloßen Beobachtungen äußerer Formalitäten u. s. w. — Migazzi's Schergen belauerten den edlen Kick und schmiedeten dann die Anklage, daß der Pfarrer zu Penzing die Ohrenbeichte ganz abschaffen wolle, daß er unchristliche Lehrsätze verbreite und den frühern guten katholischen Geist seiner Gemeinde in Unglaube und Ketzerei verwandle. — Eines Morgens wurde Kick ins Gefängniß abgeholt, wo man ihn mehrere Wochen

lang behielt. Da aber die gerichtliche Untersuchung über diesen Priester nichts Nachtheiliges, sondern nur Rühmliches zu Tage förderte, so mußte man ihm wieder die Freiheit geben, aber seine Pfarrerstelle, welche Migazzi, ohne das Resultat der Untersuchung abzuwarten, sogleich besetzt hatte, war und blieb verloren, der arme Kick mochte bitten und recurriren, wie er wollte! —

Wir könnten noch eine Unzahl anderer Histörchen erzählen, wie in der „guten alten Zeit" die tyrannische Willkür der damaligen Behörden Recht und Gesetz ganz ungestraft mit Füßen trat. — Mit Rücksicht auf den Raum, welcher uns hiefür zu Gebote steht, sind wir jedoch genöthigt, uns auf die Wiedergabe von solchen Thatsachen zu beschränken, welche der Nachwelt kaum glaubwürdig erscheinen dürften. —

Zu Anfange des Krieges gegen die französische Republik, als es noch erlaubt war, den „Moniteur" in Wien zu lesen (nach der Hinrichtung Ludwig XVI. wurde dieser sowie alle französischen Journale auf das Schärfste verboten), hatten sich mehrere Bürger Wiens vereinigt, denselben unter sich zu halten. Sie versammelten sich in dem Hause des einen der Abonnenten, um ihr Pfeifchen zu rauchen und dem bestellten Vorleser, der zugleich bei schwierigeren Stellen sprachlichen Commentar zu liefern hatte, zuzuhören. Der Eigenthümer des Hauses ließ zur Bewirthung seiner Gäste reichlich Bier kommen. Der Wirth, wo die Magd das Getränke holte, frug, wie es wohl komme, daß ihr Herr seit einiger Zeit an so großem Durste leide? „Ja," antwortete das Mädchen ganz unbefangen, „mein Herr trinkt es nicht allein, er hat Gäste." „Ei, wer sind denn diese Gäste, was machen Sie bei ihm u. s. w.," forschte der Gambrinus neugierig. „Sie lesen." — „So! lesen?" Aber was lesen denn die Herren?" — „Das weiß ich nicht; ich glaube, es ist französisch."

Ein Spion saß in der Nähe der Schänke und hörte dieses Zwiegespräch mit an; er folgte heimlich der Magd, erkundigte sich beim „Hausmeister," in wessen Dienste sie stand, wie die Gäste des Herrn Apfelthaler heißen, wo sie wohnten u. s. w. — Am folgenden Tage saßen Alle im Polizeihause, als des „Jacobinismus" verdächtig, und erst nach mehreren Wochen ließ man sie frei, ohne daß ein Einziger es wagte, sich zu beschweren, denn man hätte sie ja einfach ganz verschwinden lassen können, und die Aussicht, auf dem Spielberg oder in Munkacs lebendig zu verfaulen, stand ihnen bevor, falls sie „Mäuse" gemacht hätten. — Es war daher von diesen Leuten, durchaus unbe-

scholtene, stadtbekannte und angesehene Bürger, am klügsten, das erlittene Unrecht ruhig einzustecken, um nicht ein noch größeres sich muthwillig auf den Hals zu ziehen.

Im Jahre 1797 lebte in Wien ein Elsasser, auf den die Polizei, wie man zu sagen pflegte, es sehr scharf hatte, welchem sie aber durchaus nicht beikonnte, um ihn abzuschaffen, zumal er des Schutzes einer befreundeten Gesandtschaft genoß. Man legte ihm daher eine „Falle.“ —

Eines Morgens bringt ihm ein fremder Mann ein Briefchen folgenden Inhalts:

„Ein reicher Capitalist fragt Herrn N. ganz freundschaftlich in folgender Angelegenheit um Rath. Er hat 40.000 Gulden baares Geld in seiner Chatouille liegen, die er gern auswärts in einer guten Bank unterbringen möchte. — Wenn Herr N. ihm diese Summe heimlich aus dem Lande schaffen kann, so stehen ihm 4000 Gulden sogleich zu Diensten. — Es wird ersucht, demselben Boten die Antwort schriftlich zu geben. — Hoffnungsvoll rc.“ —

Zur Aufklärung muß hier bemerkt werden, daß zu jener Zeit die Ausfuhr von Baargeld aus Oesterreich bei schweren Strafen verboten war. —

Der Elsasser stutzte und frug den Ueberbringer, wer ihm den Brief gegeben. — Der Bote stammelte und stotterte, dadurch den Argwohn des Empfängers natürlich vermehrend. Endlich kam der Franzose, der sein Examen durch ein Paar Ducaten illustrirte, vollkommen dahin in's Reine, daß der Bote, ohne von dem eigentlichen Zwecke seiner Mission unterrichtet zu sein, von einem Agenten der geheimen Polizei als blindes Werkzeug gebraucht worden war.

Ein ganz ähnlicher Fall ist Folgender:

Nachdem aus Anlaß des berüchtigten Jacobiner-Processes, dessen wir bereits im I. Bande ziemlich ausführlich Erwähnung thaten, die Verhaftungen der angeblichen Verschwörer bereits geschehen waren, warf die Polizei auch nach einem jungen Manne, der sich den Zorn der Machthaber durch einige freisinnige Aeußerungen zugezogen hatte, ihre Netze aus. Man wollte ihn mit aller Gewalt des Umganges mit den Jacobinern für schuldig finden. Da alle Kniffe fehlschlugen, um ihn zu überführen, so nahm man auch zur List die Zuflucht. An einem Morgen brachte ihm ein Weib einen Brief. Er erbrach ihn und fand folgende Zeilen: „Lieber Freund! Meine Gefangennehmung und die Ursache derselben wird Ihnen bekannt sein. Es bietet

sich mir eine Gelegenheit dar, daß ich mich mit einer Summe Geldes loskaufen kann. Rathen Sie mir, was ich thun soll, und helfen Sie mir mit dem Gelde aus. Ich ersuche Sie um schriftliche Antwort." Der junge Mann frug das Weib, von wem sie den Brief erhalten habe; sie antwortete: „Von einem der Staatsgefangenen." Brechler, so hieß der junge Mann, schöpfte Verdacht, da er wußte, wie strenge die Unglücklichen bewacht wurden. Er fertigte daher das Weib mit den Worten ab: „Da er den Herrn gar nicht kenne, so wisse er auch gar nichts auf sein Billet, weder schriftlich, noch mündlich zu antworten." — Ein guter Genius gab ihm dieses ein, denn später stellte es sich heraus, daß die Ueberbringerin die Frau eines Polizeispions war. Wie er nur eine Zeile von sich gab, würde man ihn der Bekanntschaft und des Umganges mit den Jacobinern überwiesen und gleichfalls verurtheilt haben.

Eine der gräulichsten dieser behördlichen Unthaten ist jedoch nachstehende, mit der wir vorläufig dieses Genre unserer Mittheilungen abschließen. —

Jenny, ein geborner Frankfurter, hatte in Wien und dessen Nähe ansehnliche Spinnereien in Betrieb gesetzt und dadurch einem bis dahin wenig bekannten Industriezweige in Oesterreich Eingang verschafft, wofür der ohnehin finanziell zugrunde gerichtete Staat gegen diesen Mann wohl zur Dankbarkeit und Anerkennung verpflichtet gewesen wäre. — Jenny genoß überdies den Ruf eines, ob Fleiß und Rechtschaffenheit allgemein geschätzten und durch sein bedeutendes Vermögen angesehenen Bürgers. — Ganz Wien staunte daher, als es auf einmal hieß, Jenny sei von der Polizei „eingezogen" worden. — Der Fall mußte sehr wichtig, sehr gravirend sein, denn man hatte Jenny um Mitternacht aus dem Bette geholt und ihm keine Minute Zeit gegönnt, seine Angelegenheit zu ordnen. Die Brutalität der entsendeten Schergen ging so weit, ihm nicht einmal seine Schränke und Kästen verschließen zu lassen. — Volle drei Monate blieb Jenny im engeren Gewahrsam, ohne daß er ein einziges Verhör bestand. — Nach dieser Zeit setzte man ihn einfach mit der Erklärung in Freiheit, daß seine Arretirung durch eine Verwechslung der Person und durch die als irrthümlich festgestellte Denunciation: er hätte gegen die Beisteuer zu den Kriegsgeldern agitirt, geschehen sei. Als er in sein Haus wieder zurückkehrt, findet er dort Schränke, Comptoir, Casse, Möbel, kurz all' sein Hab und Gut geplündert und fortgeschleppt. — Die Polizei-Schergen

hatten, als sie Jenny, der unverheiratet war, ins Gefängniß brachten, beim Fortgehen nicht einmal seine Wohnung verschlossen oder darüber eine Aufsicht bestellt, wie es doch ihre Pflicht gewesen wäre. —

Jenny führte Klage und die Polizei bot ihm für einen Verlust von vielen Tausenden Gulden — ein hundert Ducaten, die er natürlich mit Unwillen ausschlug. — Der zugrunde gerichtete unglückliche Mann wollte sich beim Kaiser in einer Audienz beschweren, ein Schritt, der gewiß nicht ohne Erfolg geblieben sein würde, denn der Monarch wußte von allen diesen Nichtswürdigkeiten seiner Organe so wenig, als er selbe je gut geheißen hätte. — Die Polizei, von dem gedachten Vorhaben Jenny's rechtzeitig unterrichtet, bekam Furcht und drohte nun dem Audienzbewerber, daß es ihm sehr übel ergehen werde, falls er Lärm schlage. — Der arme Jenny ließ sich wirklich einschüchtern, machte den Rest seiner Habe zu Geld und kehrte Ende 1795 in seine Heimat zurück, wo er sich durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß bald wieder zum vermögenden Manne emporarbeitete. —

Zum Glücke verliefen nicht alle Polizeistückchen so tragisch, wie jene des armen Frankfurters. In ein bekanntes Café auf dem Graben trat eines Morgens ein Fremder ein, welchen die Natur mit einem ungewöhnlich starken Organ ausgerüstet hatte, und der die üble Gewohnheit besaß, von seiner Stentorstimme stets vollen Gebrauch zu machen. — Auf Befragen des Marqueur, ob er Caffee befehle, rief er laut: Lieber Thee. Ein Polizei-Agent, der in einer dunklen Ecke die Anwesenden belauerte, rannte über Hals und Kopf nach dem nahen Peter zur Polizei-Direction, und ehe fünf Minuten vergingen, erschien von dort ein Commissär mit zwei „Vertrauten,“ um den frechen Menschen zu arretiren, der an einem öffentlichen Orte hellen Aufruhr predigte. — Der Spion hatte nämlich ganz athemlos gemeldet, daß im bewußten Café ein Fremder, welcher natürlich der Phantasie des Agenten zufolge ein Jacobiner, ein französischer Emissär sein mußte, laut das Wort — „Liberté“ gebrüllt und dadurch die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in hohem Grade erregt habe. — Obgleich sich zur großen Erheiterung aller Gäste das Mißverständniß bald aufklärte, wurde der Fremde doch zur Polizei citirt und ihm dort allen Ernstes bedeutet: künftighin in seinen Aeußerungen behutsamer zu sein! — — —

Hinsichtlich solcher Willkürlichkeiten und Mißgriffe konnten sich aber die Behörden ganz gut hinter ein Hofdecret verschanzen, welches Kaiser Franz II. am 2. Jänner 1795 unterschrieben hatte, und wodurch nicht

nur einige der wichtigsten Bestimmungen des bisherigen Strafgesetzes im drakonischen Sinne umgewandelt, sondern auch der Eigenmächtigkeit und der Angeberei Thür und Thor geöffnet wurden. —

Dieses Hofdecret ist zu charakteristisch für die damalige Zeit, als daß wir, die wir uns die Aufgabe gestellt haben, dem Leser ein klares Bild der gesetzlichen, oder besser gesagt, der gesetzlosen Zustände der Neunziger-Jahre zu liefern, dessen volle Wiedergabe unterlassen könnten. —

Merkwürdig ist die lange Einleitung, worin es unter Andern ausdrücklich heißt:

„Zwar sind wir in den uns zur Regierung anvertrauten Ländern von einem allgemeinen Abscheue von jeder auch entfernten Anlage zu solchen Gräueln zuverlässig überzeugt; aber hier und da fehlt es nicht an Einzelnen, welche, geleitet von boshaften Absichten oder geblendet von Schwärmerei oder als Werkzeuge feindlicher Pläne, sich in heimliche Anschläge einlassen und ihrem lasterhaften Vorhaben alle Rücksicht auf gemeinschaftliche Wohlfahrt nachsetzen und aufopfern." —

Durch diese Auslassungen stellte sich die Regierung nur selbst das größte Armuthszeugniß aus, wenn sie nämlich bei einer geheimen Polizei, welche in Wien allein fünfzehntausend Agenten zählte, nicht einmal Einzelne, wie es in dem Hofdecrete ausdrücklich heißt, zu überwachen und unschädlich zu machen wußte, sondern dieser Einzelnen wegen, vorausgesetzt, daß selbe nicht bloß in dem Gehirne der Reaction existirten, die sämmtlichen Provinzen des Reiches in förmliche Polizei-Paschalike verwandelte, und dadurch jede geordnete Gerichtspflege an der Wurzel vergiftete.

„Um also Denjenigen," fährt das in Rede stehende Hofdecret fort, „der gleichwohl solcher, dem allgemeinen Staate und seinen Mitbürgern verderblicher Gesinnungen fähig sein könnte, zu seiner eigenen Rettung abzuhalten und nach der uns obliegenden Vorsorge das allgemeine Wesen vor den schreckbaren Folgen dieser Anzettelungen sicher zu stellen, erklären wir hiermit:

§. 1. Daß Derjenige das Criminal-Verbrechen des Hochverrathes begehe:

a) der die persönliche Sicherheit des Oberhauptes des Staates verletzt;

b) der etwas unternimmt, was auf eine gewaltsame Umstaltung der Staatsverfassung oder auf Zuziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von Außen gegen den Staat angelegt wäre; es geschehe nun

öffentlich oder in geheimen Gesellschaften, oder auch von einzelnen Personen durch Anpreisung, Rath oder eigene That, mit oder ohne Ergreifung der Waffen, durch mitgetheilte, zu solchem Zwecke leitende Geheimnisse oder Anschläge, durch Aufhetzung, Anwerbung, Ausspähung, Verbindung, Unterstützung, oder was immer für eine andere, dahin abzielende Handlung. — (Welch' ungeheurer Spielraum liegt nicht in diesem ganzen Absatze und namentlich in den letzten Worten!) —

§. 2. Auf dieses Criminal-Verbrechen, wäre es auch ohne erfolgten Schaden nur allein bei dem Versuche geblieben, wird hiermit die Todesstrafe verhängt, welche mit Hinrichtung des Verbrechers durch den Strang vollzogen werden soll. —

§. 3. Wer einer in den Hochverrath einschlagenden Unternehmung, da er sie leicht und ohne eigene Gefahr in ihrer weiteren Fortschreitung verhindern könnte, abzuhelfen vorsätzlich unterläßt, macht sich des Verbrechens mitschuldig und soll lebenslang mit schwerstem Kerker bestrafet werden. — (Eine recht nette Illustration zu dem so vielgerühmten, milden, väterlichen Regime der „guten alten Zeit.")

§. 4. Auch Derjenige ist als mitschuldig anzusehen, der einen ihm bekannten (?!), des Hochverrathes schuldigen Verbrecher der Obrigkeit anzuzeigen bedächtlich unterläßt. Ein solcher Mitschuldiger soll lebenslang mit hartem Kerker bestraft werden. Nur dann, wenn er auf eine zuverlässige Art überzeugt sein konnte, daß, der unterbleibenden Anzeige ungeachtet, keine schädliche Folge mehr zu besorgen stehe, ist die Strafe auf fünf- bis zehnjährigen harten Kerker auszumessen. Auch kann diese Ueberzeugung allein von Verwandten des Verbrechers in auf- und absteigender Linie, seiner Geschwister und seiner Ehegenossen so weit zu Statten kommen, daß sie der unterlassenen Anzeige halber nicht in Strafe verfallen. — (Dieser Punkt zerreißt alle Familienbande, denn wer mochte es sich wohl zugetrauen, zu beurtheilen, was folgenschwer, was folgenlos!)

§. 5. Wer durch frechen Tadel (!) in öffentlichen Reden, Schriften oder bildlichen Darstellungen Anlaß gibt, daß die Gemüther zum Mißvergnügen gegen die Regierungsform, Staatsverwaltung oder Landesverfassung aufgewiegelt werden könnte, ist wegen einer solchen Störung der inneren öffentlichen Ruhe, als ein Criminal-Verbrecher, mit hartem Kerker von fünf bis zehn Jahren zu strafen.

„Wer sich in die im zweiten Punkte des ersten Paragraphes (b) an-

gedeuteten geheimen, zum Hochverrathe abzielenden Verbindungen eingelassen, in der Folge aber durch Reue bewogen, die Mitglieder derselben, ihre Satzungen, Absichten und Unternehmungen der Obrigkeit zu einer Zeit, da sie noch geheim waren, und der Schaden verhindert werden konnte, entdeckt, dem wird die gänzliche Straflosigkeit und die Geheimhaltung der gemachten Anzeige hiermit zugesichert.

„Durch diese Anordnungen wollen Wir also, was in dem unter dem 13. Jänner 1787 kundgemachten allgemeinen Gesetze über Verbrechen und derselben Bestrafung von §. 41 bis 48 enthalten ist, aufgehoben haben und befehlen sämmtlichen Behörden, über gegenwärtiges Gesetz auf das Strengste zu wachen. — Wien, den 2. Jänner 1795."

Wer schaudert nicht bei Durchlesung dieses schrecklichen Edictes, welches den Gerichten, und namentlich der Polizei es so leicht machte, Schuldige zu finden und dem Henker Opfer zuzuführen?

Wir glauben nunmehr, unser Publicum hinlänglich mit jenen Verhältnissen bekannt gemacht zu haben, deren genaue Kenntniß absolut nothwendig ist, um überhaupt für möglich zu halten, was wir über den schon mehrfach erwähnten Jacobinerproceß in Wien, zu welchem Herrn von Dahlberg's Vater und dessen Busenfreund, der Baron Eichberg, dem bereits Mitgetheilten zufolge, offenbar in näherer Beziehung standen, an späterem Orte in erzählender Form berichten werden.

Vorläufig müssen wir wieder die Thätigkeit des braven Herrn Abbé Krunner, welchen wir betreff des Monsieur de Brevet, des Herrn von Dahlberg, des Banditen Morelli und der Väter des heiligen Liguorius gleichzeitig mit wichtigen Plänen beschäftigt sahen, scharf in's Auge fassen.

III.

Der Jesuiten-Schatz.

Etwa drei Wochen nachdem Krunner dem Pater Hofbauer die Geneigtheit des Staatsrathes von Ostenried bekannt gegeben hatte, ganz im Geheimen die Niederlassung der Liguorianer in Wien zu begünstigen, erregten zwei fremde Priester in den Straßen der Residenz die Neugierde des Publicums. Es waren Jesuiten, welche mit stets lächelnder Miene und fromm verdrehten Augen täglich zwischen

neun und zehn Uhr Vormittags von den Kapuzinern auf dem neuen Markte, wo sie ihr Absteigquartier genommen hatten, nach dem Stephansdome sich begaben, um dort eine zweite Morgenandacht zu verrichten.

Es konnte zu jener Zeit, nämlich im Jahre 1816, für eine große Seltenheit gelten, Vätern der Gesellschaft Jesu in voller Ordenstracht in den Straßen der Kaiserstadt zu begegnen, weil sowohl die schon wiederholt erwähnte Eifersucht der Regierung auf diesen geistlichen Orden, als auch die im Volke fortlebende Tradition, welche eine Menge gereimter und ungereimter Schauergeschichten über die Jesuiten dem Gedächtnisse des Volkes tief eingeprägt und dadurch Mißtrauen, Unbehagen, ja sogar offener Abscheu wider diese Gattung von „Schwarzfüchsen" erzeugt hatte.

Der damalige Erzbischof von Wien, Graf Firmian, ein wackerer, aufgeklärter Priester, deshalb selbstverständlich den Römlingen als Josephiner tief verhaßt, theilte die allgemeine Abneigung gegen die Söhne Loyola's, und bewilligte keinem Jesuiten oder Liguorianer den Aufenthalt in seiner Diöcese auch nur um eine Stunde länger, als er je nach den Umständen es thun mußte.

So hatte der nicht nur dem Namen nach, sondern auch in Wahrheit hochwürdige Kirchenfürst die zwei Jesuiten, von denen hier die Rede, sehr scharf ins Examen genommen, als sie sich ihm vorstellten. Er ließ ziemlich unverblümt den Wunsch durchschimmern, daß die Väter Anastasius und Basileus „zur größeren Ehre Gottes" das Endziel ihrer Reise, nämlich Amerika, wohin Beide als Missionäre sich begeben sollten, recht bald glücklich und wohlbehalten erreichen möchten.

Indessen vermochte der Erzbischof die Bitte der zwei Jesuiten um einen vierzehntägigen Aufenthalt in Wien nicht abzuschlagen. Nicht nur, daß sie sehr gewichtige Empfehlungsschreiben aus Rom, woher sie gekommen waren, besaßen, wiesen sie auch einen sehr plausiblen Grund ihrer Reise von der Tiber an die Donau nach. Pater Anastasius sowohl als auch Basileus waren geborne Wiener und zählten in ihrer Vaterstadt noch viele Verwandte, mit denen gewisse Erbansprüche zu schlichten kamen, bevor sie vielleicht, oder besser gesagt, höchst wahrscheinlich, auf Nimmerwiedersehen Europa verließen.

Erbschaft, Verwandtschaft und amerikanische Mission waren jedoch, wie wir hier vorgreifend bemerken dürfen, leider bei den frommen Vätern, sowie so vieles Andere, nur leerer Vorwand. Ihre Absichten und Zwecke richteten sich auf ganz andere Dinge.

In erster Linie sollten die Patres Anastasius und Basileus, als Vertrauenspersonen ihres Ordensgenerals — damals ein Pole Namens Brzozowski, der diesen Posten vom 2. September 1805 bis zum 5. Februar 1820 bekleidete — mit Pater Hofbauer und Staatsrath von Ostenried unterhandeln. Die betreffenden Zusammenkünfte fanden auch ohne Verzug statt, aber stets an einem dritten Orte, wo diese vier Personen sich immer wie rein zufällig trafen, und jede auffällige Form der Unterredung vermieden. Es handelte sich in der That auch nur um einen aphoristischen Ideenaustausch über die Schwerpunkte der Verhandlung. Wurden aber Details erforderlich, so machte der nicht minder umsichtige, als unermüdliche Krunner den Zwischenträger.

So wichtig und belangreich diese Negociationen für unsere zwei Jesuiten sein mochten, so bildeten selbe dennoch nicht den ausschließlichen Endzweck ihrer Reise nach Wien. — Die Vermuthung drängte sich dem Schlaukopf Krunner, der Anastasius und Basileus scharf beobachtete, gar bald und zwar in sehr beunruhigender Weise auf.

Wir wissen, daß der Chef der Banknotenfälscher sein geheimes Laboratorium in den Katakomben von Wien aufgeschlagen hatte, und daß er zur Zeit allen Grund hatte, vor Entdeckung auf der Hut zu sein. — In letzterer Beziehung überkam ihn mitunter sogar eine völlige Todesangst, denn Karpeles, der treue, verläßliche Karpeles, sein „Mann für Alles,“ wäre bei den letzten Einkäufen in Polen beinahe in die Klemme gerathen und hatte es für gut befunden, rechtzeitig spurlos zu verschwinden. — Zudem ergab sich der rohe Schliper immermehr dem Trunke, und Florencourt, welcher sich auf der Rückreise von Neapel nach Wien befand, drohte dem Abbé große finanzielle Sorgen zu bereiten. — Ein Mann, wie Krunner, von so vielen Gefahren umlagert, schläft daher nur mit einem Auge; das Rauschen eines Blattes erschreckt ihn, und das unverfänglichste Wort, der harmloseste Schritt Anderer kann ihm das Blut zum Kopfe treiben, seine Brust beklemmen, die Furcht vor Verrath und Entdeckung in ihm rege machen.

Des Abbé Neugierde und Argwohn wurden daher in hohem Grade aufgestachelt, als er durch seine Spione erfuhr, daß die Väter Anastasius und Basileus, welche den so zahlreichen Sehenswürdigkeiten der Residenz gar keine Aufmerksamkeit widmeten, in den ersten acht Tagen ihres Aufenthaltes zu Wien die Katakomben, damals namentlich Mitgliedern geistlichen Standes ohne besondere Schwierigkeiten zugänglich, schon zweimal besucht hatten.

Krunner verfügte sich schnurstracks zu dem Obermeßner der Stephanskirche, welcher in jener Zeit die Schlüssel zu dem gewöhnlichen, von uns bereits geschilderten Eingange in die Katakomben besaß. Er traf den Mann nicht in der Sakristei. „Wenn ein Meßner nicht im Gotteshause ist, pflegt er im Wirthshause zu sein," calculirte der schlaue Abbé ganz richtig, und da er Herrn Binder und dessen Gewohnheiten schon von früher her kannte, so begab er sich zum Lenkey im Liliengäßchen, einer noch heutzutage bestehenden Weinschänke in welcher vorwiegend ungarischer Rebensaft getrunken wird.

Die rothe hellglänzende Kupfernase des Meßners leuchtete dem Abbé gleich beim Eintritte in das ziemlich finstere Local aus einer Ecke entgegen, denn Herr Binder liebte es, rückenfrei zu sitzen. Daß er an seinem Platze kaum die Hand vor dem Gesichte sah, genirte ihn gar wenig. Als Meßner war Herr Binder von Amtswegen nicht nur an das Dunkel gewöhnt und lichtscheu, sondern auch ein abgesagter Feind jeder Lectüre, mit Ausnahme des Gebetbuches und des Speisezettels.

Krunner that indessen, als ob er den Meßner gar nicht bemerke. Herr Binder hingegen, welcher wußte, daß der Abbé bei vielen hohen Herren gar sehr in Gunst stand, rechnete es sich stets zur Ehre an, mit dem hochwürdigen Herrn etwas plaudern zu dürfen.

„Herr Abbé, Herr Abbé," rief der Meßner sich ehrfurchtsvoll vom Sitze erhebend, „ist's vielleicht gefällig, hier Platz zu nehmen? Hier würden Sie ganz außer dem Luftzuge sitzen."

„Ei, was seh' ich — Herr von Binder!" entgegnete Krunner, sich hocherfreut stellend, und verließ den Tisch am Fenster, wo er sich's bereits bequem gemacht hatte; „freilich komme ich zu Ihnen. Wie oft dachte ich schon an Sie. Nicht wahr, zum letzten Male trafen wir uns in Klosterneuburg, im Klosterkeller? Ha, ha, ha!"

„Ha, ha, ha!" lachte auch der Meßner aus vollem Halse; „war das eine Hetz'! Na, wir Beide hab'n schön aufgehabt. Wenn ich Sie nicht zufällig treffe und Sie mir nicht als barmherziger Samaritan beistehen, würde ich gar nicht nach Hause gefunden haben. Ein Glück, daß Sie einen bequemen Wagen besaßen."

„Ja," meinte Krunner, etwas boshaft lächelnd, „es war ein viersitziger. Sie werden sich wohl erinnern, daß wir noch Gesellschaft zur Nachhausefahrt bekamen. Wie haben Sie sich denn später mit der Linzerin amüsirt? Ich wenigstens war mit meiner Polin ganz zufrieden."

„B—s—s—s—t!“ flehte Herr Binder mit aufgehobenen Händen, und ängstliche Blicke ringsum werfend, ließ er seinen kahlen Schädel zwischen den Schultern verschwinden, daß nur das kleine Sammtkäppchen auf dem Scheitel sichtbar blieb.

„Es hat doch Ihre gottlosen Reden Niemand gehört?“ begann endlich Herr Binder, durch die gehaltene Rundschau etwas beruhigt, denn das Zimmer war fast ganz leer.

„Glauben Sie denn, mein lieber Herr von Binder, ich werde so albern sein, mich selbst zu blamiren?“ entgegnete Krunner, mit dem Zeigefinger die Stirne betastend.

„Aber in eine höllische Verlegenheit haben Sie mich denn doch gebracht. Mein Gesicht muß ganz krebsroth geworden sein.“

Ueber diese unmögliche Zumuthung brach Krunner neuerdings in ein schallendes Gelächter aus, denn Herrn Binder's Antlitz glich auch im völlig normalen Zustande dem dunkelrothen Kamm eines erzürnten Puterhahnes. Endlich erinnerte sich der Abbé des Zweckes seiner Hierherkunft und sagte:

„Vorgestern Nachmittags zwei Uhr suchte ich Sie in der Sakristei auf, um Sie wieder zu einem kleinen Ausfluge einzuladen, und zwar nach Grinzing, wo ich einen gottvollen „Heurigen“ entdeckt habe, aber es hieß, daß Sie zwei fremden Geistlichen in die Katakomben das Geleite gaben.“

„So ist es,“ bestätigte der Meßner, seinen Pocal leerend, und eine frische „Halbe“ bestellend, „schon zweimal war ich in dieser Woche unten, und zwar immer mit denselben Herren. Vom Sehen aus werden Sie dieselben ohne Zweifel kennen. Es sind die zwei Jesuiten, welche täglich bei uns die dritte Messe hören.“

„Freilich kenne ich sie, aber wie Sie ganz richtig bemerken, nur vom Sehen aus. Also bereits zwei Mal waren diese Herren unten?“

„Oh die werden noch öfter kommen,“ bemerkte Herr Binder schmunzelnd, „und ich habe sicher nichts dagegen — jedes Mal schenkten sie mir einen blanken Ducaten, und versprachen mir auch für die Folge ein gleiches Douceur.“

„Das muß wohl seine besonderen Gründe haben?“ frug der Abbé lauernd, und von großer Unruhe ergriffen.

„Ganz gewiß,“ bestätigte der Meßner, mit einem Zuge sein Glas leerend. „Sie zeigten mir den schriftlichen Auftrag ihres Generals, in den Katakomben nach den Ueberresten des Provinzials ihres Ordens

zu forschen, der — der Kukuk, daß mir dessen Name entfiel — der, sage ich, zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung in Wien, recht viel Gutes und Großes geleistet haben soll, und auf dessen Heiligsprechung die Jesuiten nun beim Papste antragen wollen. — Wenn sich Alles so verhält, wie die hochwürdigen Herren auf Grund uralter Aufzeichnungen angeben, so muß von dem Leichname wirklich eine Spur aufzufinden sein, denn der in Rede stehende Provinzial wurde, wie es in den alten Akten heißt, in einem metallenen Sarge beigesetzt, und deren gibt es unten in den Katakomben nur sehr wenige."

„So, so," meinte Krunner, die Ohren noch mehr spitzend, „hm! — da werden die zwei frommen Väter wohl noch lange zu suchen haben und Sie, mein lieber Herr von Binder, können sich darauf gefaßt machen, mehrere Tage lang da unten mit den beiden Jesuiten herumzuwühlen."

„Das Letztere fällt mir nicht bei," entgegnete der Meßner im Tone der Bestimmtheit, „die zwei Herren werden es auch ohne mich finden. Ich habe denselben die Hauptrichtungen gezeigt und sie vor allen gefährlichen Stellen gewarnt; zudem besitzen sie einen ganz genauen Plan der Katakomben und ich fürchte deshalb gar nicht, daß sie sich in dem schauderhaften Labyrinthe verirren könnten. Wenn die zwei Jesuiten morgen wieder kommen, gebe ich ihnen die Schlüssel und ein halbes Dutzend Fackeln und dann mögen sie meinetwegen unter den Särgen herumschnüffeln wie sie wollen."

„Also morgen kommen die beiden „Väter" wieder?" frug der Abbé, kaum im Stande, seine Neugierde und Unruhe zu bezähmen.

„Ja, morgen Punkt zehn Uhr Vormittags," bestätigte der Meßner, zugleich durch ein freundliches Kopfnicken mit stummen Dank acceptirend, daß Krunner jetzt zwei Flaschen des besten Tokaierweins serviren ließ.

„Dann haben Sie wohl schon Alles mit den zwei Jesuiten verabredet?"

„Natürlich" — sagte Binder — „die Herren wollen nöthigenfalls bis sechs Uhr Abends ununterbrochen ihre Nachforschungen anstellen. Nur für den Fall, als sie um sieben Uhr noch nicht zurückkommen, soll ich mit ein Paar unserer Leute mich hinunterbegeben." —

„Und wird das Kirchenmeisteramt auch die Uebertragung des fraglichen Sarges gestatten, falls die Jesuiten ihn wirklich finden?" warf der Abbé ganz oberflächlich hin.

„Das Kirchenmeisteramt," zischelte der immer redseliger gestimmte Meßner seinem Zechgenossen in's Ohr, „das Kirchenmeisteramt brauchen wir ja gar nicht dazu. Sie wissen doch, daß unsere fürstliche Gnaden, der Herr Erzbischof, den Jesuiten gar nicht grün ist und daß er, nur um diesen Orden zu ärgern, hundert Schwierigkeiten gegen die Ausfolgung der Leiche erheben würde. Beim Kirchenmeisteramte weiß auch kein Mensch um die ganze Geschichte, ja, nicht einmal von dem zweimaligen Besuche der beiden Jesuiten in den Katakomben, und wird auch Niemand davon erfahren, denn daß Sie, Herr Abbé, mich nicht verrathen, bin ich überzeugt." —

„Ich schwöre Ihnen, daß nie eine Sylbe betreff dieser Affaire über meine Lippen kommen soll" — betheuerte Krunner und es war ihm damit vollkommen ernst. —

„Na," fuhr der Meßner immer zutraulicher fort, „wenn wir wieder mit einander einen Ausflug machen, zahl' ich Alles — die zwei Jesuiten „schwitzen" ja gehörig. Zwanzig Ducaten Douceur sind mir versprochen, wenn sie, und ich will Tausend gegen eins wetten, daß sie den Sarg finden, wenn auch nicht den rechten, ha, ha, ha! Soll schon öfters dagewesen sein, daß ein Unrechter heilig gesprochen wurde, ha, ha, ha!"

Wie wir sehen, begann der Wein auf Herrn Binder seine Wirkung zu äußern. — Gewöhnlicher Zapfenwein würde, auch in den größten Mengen, ihn kaum alterirt haben, aber der Tokaier, den er unvorsichtigerweise ebenso hinabschüttete, wie früher den ordinären Schomlauer, zeigte sich am Ende doch stärker, als der Herr Obermeßner. Herr Binder fand es daher rathsam, statt nach dem Stephansdome sich zu begeben, für ein paar Stündchen seine Wohnung aufzusuchen, mit lallender Zunge bat er Krunner, ihn in der Sakristei als unwohl zu melden.

Der Abbé that auch noch mehr. Er geleitete den Betrunkenen nach dessen Garçon-Wohnung im nahen Blutgäßchen, entfernte sich aber mit Riesenschritten, als er den Meßner mit Anstand in Sicherheit gebracht hatte.

Er eilte schnurstracks in den Zwettlhof, wo er den rohen Schliper wie gewöhnlich halb betrunken antraf. Die kurze Mittheilung, daß ihr geheimes Laboratorium in den Katakomben möglicherweise in Gefahr stehe, entdeckt zu werden, ernüchterte den alten Vagabunden augenblick-

lich, und mit ungewöhnlicher Gefügigkeit nahm er Krunner's Befehl entgegen, den Kaufladen ja nicht zu verlassen und auf alle etwaigen besonderen Vorkommnisse wohl Acht zu haben.

IV.

Dunkle Thaten.

Der Abbé, eine Blendlaterne in der einen, seinen gewöhnlichen schweren Bleistock in der andern Hand, trat vorsichtig durch das hintere Magazin den uns bereits bekannten Weg nach den Katakomben an, in welchen er sich so heimisch und sicher fühlte, wie oben in den belebten Straßen. Gewohnheit und cynische Anschauungsweise aller Dinge hatten in ihm längst jede Furcht, jeden Ekel vor dieser grausigen Unterwelt voll Moder und Gerippe zum Schweigen gebracht. Schliper jedoch, der noch oft von seinem ersten Unfalle in den Katakomben träumte und selbst bei hellem Tage zitterte, wenn er daran dachte, wie er Gefahr gelaufen, in dem riesigen Haufen menschlicher Gebeine zu ersticken, wäre um alle Schätze der Welt nicht zu bewegen gewesen, allein die Todtenstadt zu betreten, wie es Krunner jetzt ohne Furcht und Zagen that.

Vorsichtig, wie ein Fuchs, schlich der Abbé in dem schauerlichen Labyrinthe hin und her, um die Spur der beiden Jesuiten zu entdecken. Ehe eine Viertelstunde verging, hatte er die gewünschte Fährte gefunden, indem er auf dem kürzesten Wege nach dem Haupteingange sich begab, durch welchen die frommen Väter in die Katakomben hinabgestiegen sein mußten. Er fand hier eine Laterne auf dem Boden stehen, und die brennenden Fackeln, welche die zwei Jesuiten an den Kreuzwegen und in den Hauptgewölben angebracht hatten, um sich ohne Schwierigkeit zurechtzufinden, wiesen dem Abbé die Richtung, welche er zu verfolgen hatte. —

„Also nach der unteren Etage haben sie sich begeben," murmelte Krunner kopfschüttelnd vor sich hin, und seine Besorgnisse wuchsen, denn die Utensilien der Banknotenfabrik befanden sich daselbst, seit die obere Etage durch Baron Eichberg's, Dahlberg's und des alten Hermann unvermuthetes Erscheinen, welches im Monate October

den Fälschern derart namenloses Entsetzen verursacht hatte, ihrer lichtscheuen Arbeit nicht mehr hinlängliche Sicherheit zu bieten schien.

Als Krunner die zweituntern Katakomben betreten hatte, blendete er das Licht seiner Laterne vollends, und schlich noch behutsamer als zuvor einher. — Diese Vorsicht that auch noth, denn in dem Augenblicke, wo er aus einem schmalen Gange in eine der größeren Seitenhallen einbiegen wollte, gewahrte er die beiden Jesuiten vor sich, welche berathschlagend und aufmerksame Blicke ringsum werfend, endlich das Ziel ihrer mühsamen Nachforschungen erreicht zu haben glaubten. —

Geräuschlos schlich sich der Abbé nach der unmittelbar anstoßenden Nebenhalle, welche von jener, wo die Jesuiten sich befanden, durch keine Mauer, wohl aber durch eine bis zur Decke emporgeschlichtete Anzahl von Särgen getrennt war. Mehrere der zu unterst liegenden Särge waren bereits zusammen gebrochen, so daß eine, etwa drei Fuß breite Oeffnung entstand, durch welche hindurch Krunner, als er sich auf die Kniee niederließ, ganz gut Alles zu gewahren vermochte, was nebenan vorging. — Und wir können versichert sein, daß er es hierbei nicht an Aufmerksamkeit fehlen ließ.

„Hier muß er sein," begann endlich Pater Anastasius, wohl zum hundertsten Male den Plan prüfend, welchen er in der Hand hielt.

„Nun gut, machen wir eine Probe," entgegnete Pater Basileus, und befestigte die Fackel, mit welcher er bisher bald da, bald dorthin geleuchtet hatte, an der Wand. — Dann zog er unter seiner Kutte ein großes Stemmeisen hervor, und versuchte eine Steinplatte, welche sein College mit Bestimmtheit als den richtigen Punkt bezeichnet hatte, zu lockern und aufzuheben. Dies ging jedoch nicht so leicht vor sich, als es anfangs möglich schien. Die Platten waren aneinander mit gutem Kitt befestigt, der seither völlig zu Stein geworden. Da dem Pater Basileus bei der Arbeit sehr warm zu werden begann, und der breitkrämpige Hut ihn genirte, so setzte er denselben dem ersten besten Skelette, das an der Wand stand, auf den nackten, grinsenden Schädel.

Pater Anastasius wollte seinen Gefährten bei der saueren Arbeit etwas ablösen, aber Pater Basileus, der in der Ordens-Hierarchie einen geringeren Grad bekleidete, als sein Begleiter, deprecirte in schuldiger Ehrfurcht und Demuth ganz entschieden gegen eine solche ungehörige Zumuthung. — Endlich nach einer halben Stunde, als

Pater Basileus bereits ganz in Schweiß gebadet war, und die hellen Perlen von seiner Stirne trofen, hatte er den Kitt an mehreren Stellen so weit entfernt, um nun das Stemmeisen mit Aussicht auf Erfolg einsetzen zu können.

„Es geht, es geht!“ jubelte Pater Basileus, als die schwere Steinplatte unter deutlich hörbarem Knacken des noch ungebrochenen Kittes dem Drucke des gleich einem Hebel angewandten Stemmeisens nachzugeben, nämlich auf der einen Seite sich zu heben begann.

Mit verhaltenem Athem sahen sowohl Pater Anastasius als der unberufene Lauscher zwischen den Särgen den Dingen entgegen, die da kommen würden.

Pater Basileus hatte alsbald die Platte vollends beseitigt, und begann nun mittelst einer kleinen Schaufel, die er gleichfalls unter der Kutte getragen, das unter der Platte befindliche Erdreich mit einem Eifer und einer Begierde zu entfernen, etwa nur mit der Leidenschaftlichkeit eines Jagdhundes vergleichbar, der ein Wiesel oder einen Maulwurf an das Tageslicht zu schaffen sucht.

Aber gar bald stieß der fromme „Wühler“ auf eine andere Steinplatte. Betroffen blickte er seinen Ordensbruder an, der aber dadurch nur freudig berührt zu werden schien und mit vor Aufregung bebender Stimme rief:

„Die Platte muß von grau-röthlichem Marmor sein und die gewissen Buchstaben unseres Ordens tragen.“

Pater Anastasius meinte damit die Buchstaben JHS (Jesus Humilis Societas — die demüthige (?!) Gesellschaft Jesu).

„Ja, ja, so ist es!“ keuchte Pater Basileus.

Nun warf sich auch Anastasius auf die Knie und die Hände faltend, sprach er mit frommverdrehten Augen ein kurzes Dankgebet, in welches sein Gefährte pflichtschuldigst sogleich einstimmte.

„Der Schatz ist also gefunden, endlich gefunden!“ begann Pater Anastasius von Neuem und half nun seinem „Bruder in Christo“ den geringen Rest der Erde herausschaffen, welcher noch in der kaum zwei Schuh tiefen Grube sich befand.

„Die Marmorplatte, welche sich jetzt den gierigen Blicken der beiden Jesuiten darbot, war gleichfalls gut eingekittet, so daß die Schatzgräber abermals eine lange Geduldsprobe zu bestehen hatten. Es dauerte auch an dreiviertel Stunden, bis sie diese Marmorplatte heben konnten.

Zum Erstaunen des Pater Basileus, der eine große schwere Kiste hier verborgen wähnte, ward aber bloß eine viereckige Blechbüchse, kaum einen Schuh lang und einen halben Schuh breit, sichtbar.

„Soll dies das Ganze sein?" frug Basileus nicht wenig enttäuscht, „ist vielleicht unterhalb noch etwas?"

„Mein lieber Bruder!" entgegnete Anastasius, sorgfältig den Fund unter seiner Kutte verbergend, „was diese unansehnliche Büchse birgt, ist ein Königreich werth. Dieses von außen so unansehnliche Blechgefäß enthält die schönsten und größten Edelsteine, welche vielleicht die ganze Welt aufzuweisen hat."

„Ein Königreich!" wiederholte Pater Basileus, etwas ungläubig. Dieser gute Mann war überhaupt etwas kurz von Verstand, aber den Interessen seines Ordens blind ergeben und von vielfach erprobter Ehrlichkeit, daher man ihn dem weit geriebeneren Anastasius als Werkzeug und Aufpasser mitgegeben hatte. — Obwohl Letzterer sein Vorgesetzter war, besaß Basileus doch die geheime Ordre, den Pater Anastasius von dem Augenblicke an, wo der Schatz gehoben sein würde, nicht mehr aus den Augen zu lassen, und nöthigenfalls zu den äußersten Mitteln zu greifen, falls sein Oberer den Fund nicht als treuer Hüter bewahre. Die Vollmacht hierzu trug Basileus in dem linken Aermel seiner Kutte eingenäht. — Wie wir sehen, gingen die Oberen des Ordens mit gewohnter Vorsicht und Schlauheit zu Werke, indem sie dem gewandten, aber vielleicht nicht ganz verläßlichen Anastasius die Rolle des Spürhundes, dem etwas schwachköpfigen Basileus aber jene des Wachhundes übertrugen.

„Ja, ein ganzes, schönes, großes Königreich," versicherte Anastasius mit Bestimmtheit; „die geheime Chronik unseres Ordens gibt den Werth der Diamanten allein, welche sich darin außer anderen Edelgesteinen befinden, auf zwölf, sage zwölf Millionen Gulden an. Und diese Schätzung war jedenfalls nur eine sehr oberflächliche, denn noch in derselben Stunde, wo dieser ungeheuere Werth von unserem damaligen Ordens-Provinzial in Wien erworben wurde, mußte er schon in aller Eile hier dem Schutze der Todten anvertraut werden. Es war dies in jenen Tagen, wo unsere Vorväter durch die Ruchlosigkeit eines Kaunitz aus der Kaiserstadt in die Verbannung wandern mußten."

„Zwölf Millionen!" stammelte Pater Basileus in einemfort. Sein kleines Gehirn vermochte in der That nicht, sich von dieser großen Summe einen richtigen Begriff zu machen. —

„Nun lassen Sie uns aber wieder Alles in die frühere Ordnung bringen,“ mahnte endlich Pater Anastasius und legte eigenhändig die mit den Buchstaben J. H. S. versehene Marmorplatte an ihre frühere Stelle. Pater Basileus schüttete nun das Loch wieder voll mit Erde, und fügte sodann die zweite Platte auf's Neue genau ein. Um jede Spur zu verwischen, trugen jetzt die Jesuiten in ihren Hüten viele Kubikfuß jenes Leichenmoders herbei, der sich in den Katakomben überall findet und den Boden mitunter bis zu drei Schuh Höhe bedeckt. —

„Zwölf Millionen! Zwölf Millionen!“ summte es fort und fort in den Ohren des Abbé Krunner, welchem keine Sylbe von dem Gespräche der beiden Schatzgräber entgangen war. Er hatte alle Mühe, seine Anwesenheit nicht zu verrathen, denn seine Brust hob sich krampfhaft und seine Zähne schlugen hörbar zusammen vor wilder Begier, sich in den Besitz des enormen Schatzes zu setzen. — Hundert Pläne jagten auf einmal durch sein erhitztes Gehirn. — Langsam verließ er, während die glücklichen Schatzgräber mit ihrer zuletzt geschilderten Arbeit wohl ein Viertelstündchen beschäftigt waren, sein Versteck und schlich nach einem Kreuzwege, durch welchen hindurch die zwei Jesuiten kommen mußten, um nach der oberen Etage und von dieser nach dem Ausgange zu gelangen. —

„Ich muß sie haben, diese Büchse,“ sprach Krunner mit wilder Entschlossenheit vor sich, „aber wie, wie es beginnen? Soll ich sie dem Pater Anastasius entreißen und dann durch unseren geheimen Zugang entfliehen? —— Dummheit! Beide kennen mich persönlich — ein Raub allein genügt nicht — früher oder später würde man mich entdecken — was ich thue, muß für ewig ein Geheimniß dieser fürchterlichen Katakomben bleiben. Was zögere ich? Zwölf Millionen, zwölf Millionen — ha! Es ist zum rasend werden — zwölf Millionen! Bei allen Höllenteufeln, um diesen Preis würde ich mehr im Stande sein, als zwei solche Kerle auf mein Gewissen zu nehmen!“

Als der Schurke auf diese Weise mit sich in's Reine gekommen war, gebot er sogleich über die nöthige Ruhe und Besonnenheit, um sein verbrecherisches Vorhaben auszuführen. — Fester faßte er mit nerviger Faust seinen eisenbeschlagenen Knotenstock und mit vorgebeugtem Körper lauschte er in seinem Hinterhalte. — Die Zeit dünkte ihm unerträglich lange, eine wahre Ewigkeit und doch waren es nur wenige Minuten, die er auf diese Weise verbrachte. — Laut mit einander plaudernd, und offenbar sehr fröhlich gestimmt, nahten die Patres

Anastasius und Basileus. — Letzterer ging voran und trug eine Fackel. Anastasius folgte ihm auf dem Fuße nach.

Mit teuflischer Ueberlegung ließ Krunner den arglosen Fackelträger an sich vorbei, damit er ihm unbewußt zu seiner That das nöthige Licht spende.

„Jesus Maria!" ächzte plötzlich Pater Anastasius, und stürzte der ganzen Länge nach zu Boden. — Basileus drehte sich erschrocken um. Krunner, der sich in sein Versteck zurückgezogen hatte, that nun einen zweiten Satz; ein zweites Mal sauste sein Bleistock durch die Luft, und nun brach Pater Basileus zusammen, derart an die Schläfe getroffen, daß er wohl augenblicklich todt gewesen sein mochte, denn er stieß nicht einen einzigen Laut aus, und kein einziges Glied regte sich an ihm.

Rasch ergriff jetzt der nichtswürdige Mörder die Fackel, welche der Hand des Pater Basileus entfallen war, und trat zu Anastasius, um demselben die Büchse mit dem Schatze zu entreißen. — Aber dieser war nur stark betäubt, ohne das Bewußtsein völlig verloren zu haben. Obgleich seine Ideen allzu verwirrt sein mochten, um den ganzen Hergang zu begreifen, preßte er doch die beiden Hände mit dem letzten Aufwande seiner Kräfte auf der Brust zusammen, um den kostbaren Schatz zu bewahren.

Mit entsetzlicher, unerbittlicher Grausamkeit, mit der ingrimmigsten Henkerswuth begann nun Krunner auf sein Opfer loszuschlagen, welches mit einer außerordentlichen Lebenszähigkeit begabt zu sein schien. Erst nachdem er dem unglücklichen Pater Anastasius wohl an dreißig Hiebe versetzt hatte, so daß dessen Schädel mehr als zehnfach zerschmettert war, öffnete der Sterbende seine Arme und ließ den Schatz fahren, den er in wahrem Sinne des Wortes bis zu seinem letzten Athemzuge, und um den Preis seines Daseins vertheidigt hatte. — Ohne diesen hartnäckigen, wenn auch nur passiven Widerstand würde Pater Anastasius gewiß mit dem Leben davon gekommen sein, denn Krunner hätte, um die Folgen unbesorgt, ohne eine weitere Unthat zu begehen, fliehen können, wenn es ihm gelang, gleich im ersten Momente die Blechbüchse zu erhaschen, denn Basileus war wirklich todt, Anastasius aber zu sehr betäubt gewesen, um den Thäter sogleich zu erkennen.

Der elende Mörder stieß ein wahrhaft entmenschtes Freudengeheul aus, als er sich im Besitze des Schatzes sah, den er sorgfältig in der rechten Tasche seines Oberrockes verbarg.

Dann trat aber bei ihm wieder sogleich die Ueberlegung ein, was nun beginnen. — Die beiden Leichen durfte er nicht hier inmitten des Ganges liegen lassen. Er machte sich daher ohne Verzug an das schwere Stück Arbeit, die zwei Erschlagenen, welche große, wohlgebaute und wohlgenährte Männer waren, nach einer Seitenhalle zu schaffen, wo er die Opfer seines Verbrechens unter einem Berge von Sargtrümmern und Gerippen begrub.

„So," rief Krunner in cynischem Tone aus, als er nach einer vollen Stunde mit der Bestattung der beiden Jesuiten zu Ende gekommen, „so, — da mögen sie denn ruhen bei den Anderen. — Kein Hahn wird um sie kräh'n, keine Menschenseele je ihre letzte Ruhestätte ergründen. In wenigen Jahren werden sie sein wie die Anderen!"

Ziemlich erschöpft von Aufregung und Anstrengung schickte sich nun der Abbé an, die Katakomben zu verlassen. Er sah nach der Uhr. Es war erst zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags; der gute Herr Binder hatte seinen „Mittags-Schwindel" gewiß noch nicht ausgeschlafen. Auf diesen Umstand basirte Krunner sogleich einen Plan, um auch die letzte Möglichkeit der Entdeckung, daß die zwei Jesuiten in den Katakomben verschwunden seien, unmöglich zu machen.

Er eilte nach dem Haupteingange der Katakomben, durch welchen auch die zwei Ermordeten gegen eilf Uhr Vormittags eingetreten waren. Seine Vermuthung, daß die Schatzgräber alle Thüren von Innen abgesperrt haben würden, um ja nicht überrascht zu werden, bestätigte sich. An der dritten, den Katakomben zunächst liegenden Thüre stak der ganze Schlüsselbund, welchen Krunner an sich nahm. Dann entfernte er sich eilends wieder in der Richtung, in der er gekommen war, im Vorbeigehen die noch brennenden Fackeln eine nach der andern auslöschend. Als er endlich unter dem Comptoir im Zwettlhofe angekommen war, gab er Schliper das Signal, die Leiter herabzulassen.

Der Vagabund hatte mit Zittern und Bangen des Abbé Rückkehr erwartet und bereits befürchtet, daß demselben ein Unfall begegnet sei. Seine Angst stieg von Stunde zu Stunde derart, daß er bereits an Flucht dachte und selbe auch, wenn Krunner nicht bis sechs Uhr erschien, auch ausgeführt haben würde.

Schliper schenkte übrigens den Versicherungen des Abbé, daß die befürchtete Gefahr auf reiner Einbildung und falschen Nachrichten beruht habe, nur halb und halb Glauben, denn Krunner sah ungemein verstört und angegriffen aus. Wir würden uns aber sehr irren, wenn

wir diesen bei ihm so ungewöhnlichen Mangel an Selbstbeherrschung etwa der Reue über seine schändliche That zuschreiben wollen. Nichts weniger als dies. Er würde keinen Augenblick angestanden haben, noch zehn solche Verbrechen, wie heute, mit kaltem Blute zu begehen, wenn sie absolut nothwendig gewesen wären, um in den Besitz eines so großen Schatzes, wie er in der Tasche trug, zu gelangen. Seine Aufregung hatte einzig und allein ihren Grund theils in seiner Begierde, den Inhalt der Blechbüchse näher kennen zu lernen, theils in seiner Besorgniß, daß es vielleicht doch mißlingen könnte, den Meßner Binder betreffs der Rückgabe der Schlüssel völlig in dem von ihm beabsichtigten Sinne irre zu führen.

Der Abbé verabschiedete für heute den Magazineur Schliper unter dem Vorgeben, daß er noch einige wichtige Verfügungen und Briefe abschließen und dabei ungestört sein wolle. — Der Vagabund, der in seiner Angst seit einigen Stunden keinen Tropfen Wein getrunken hatte, ließ sich die Erlaubniß zum Verschwinden nicht zweimal ertheilen. Er beschloß, sich für den ausgestandenen Schrecken tüchtig zu revangiren und verfügte sich schnurgerade nach dem sogenannten „Türkenkeller" am Heidenschuß, wo Abends stets eine sehr lustige Gesellschaft, Musik und gefällige Frauenzimmer ihr Unwesen trieben.

So sehr auch Krunner brennendes Verlangen trug, nach Schliper's Entfernung den Schatz zu besehen, bezähmte er doch eine Neugierde, die ihm verhängnißvoll werden konnte, weil er seine Zeit für Wichtigeres benöthigte. —

Er setzte sich also zu einem Schreibtische im Comptoir und kritzelte mit verstellter Handschrift folgende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr Binder!

Statt der versprochenen zwanzig Ducaten erhalten Sie beifolgend fünfzig Stück als Beweis unserer Dankbarkeit. — Verzeihen Sie, daß wir betreff der Gebeine uns Ihnen gegenüber eine kleine Nothlüge erlaubt hatten; der Zweck unserer Nachforschungen in den Katakomben galt einem Schatze, welcher in den Tagen der Noth von unserem Orden in den Katakomben vergraben worden war, und den wir nun mit Gottes Hilfe wieder glücklich gehoben haben. — Diese kleine Affaire möge stets unter uns bleiben; es liegt dies in unserem beiderseitigen Interesse; in unserem, weil es unseren Orden compromittiren würde, und in Ihrem, Herr Binder, weil Sie abscheulichen Verdruß bekämen, falls das Kirchenmeisteramt erführe, daß Sie uns ohne dessen

Erlaubniß und ohne persönliche Aufsicht den Besuch der Katakomben gestattet haben. Uebrigens soll Ihre Verschwiegenheit Ihnen auch noch ferner zum Nutzen gereichen. So lange Sie leben und schweigen, werden Sie alljährlich durch dritte Hand und bei Anwendung der größten Discretion einhundert Ducaten in Gold als Douceur empfangen. —

„Unsere Angelegenheit mit dem gehobenen Schatze ist übrigens derart delicater Natur, daß wir für gut befanden, Wien zu verlassen, ohne irgend Jemanden Lebewohl zu sagen. Wir müssen die österreichische Grenze bereits hinter uns haben, wenn unser Verschwinden auffällt. — Ertheilen Sie daher Jedermann, der etwa bei Ihnen nach uns frägt, die Auskunft, daß Sie über uns gar nichts Positives wissen, als daß Sie am heutigen Vormittage, als wir die Stephanskirche verließen, zufällig aus unserem Gespräch unsere Absicht entnahmen, Wien unbemerkt zu verlassen, weil wir die Nachstellungen der Polizei befürchteten. —

„Die erste Anfrage dürfte von Seite der Kapuziner erfolgen, bei welchen wir im Unterstande gewesen. Seien Sie klug, Herr Binder, und vergessen Sie nicht, daß wir wegen der 100 Ducaten auch auf Sie nicht vergessen werden, wenn Sie zu schweigen verstehen. —

„Sie werden übrigens gut thun, diesen Brief nicht aufzubewahren, sondern alsbald zu verbrennen.“

Krunner legte diesem Schreiben den aus den Katakomben mitgebrachten Schlüsselbund und fünfzig wohlgezählte, unbeschnitene, nagelneue Ducaten bei. — Die doppelte Anzahl dieser Goldstücke hatte der Mörder in den Taschen des Pater Anastasius außer einer bedeutenden andern Baarschaft in Banknoten vorgefunden und als gute Beute sich angeeignet. — Brief, Geld und Schlüssel gab dann der nichtswürdige Schurke in eine hölzerne Schachtel, welche er mit einem Bindfaden wohl verschloß und an Herrn Binder, Ober-Meßner bei St. Stephan, wohnhaft in der Blutgasse Nr. . . ., adressirte. —

Von der großen Vorsicht, mit welcher der hartgesottene Spitzbube zu Werke ging, gibt auch noch Folgendes Zeugniß. — Er wechselte seine Kleider vom Fuß bis zum Kopf, setzte statt eines Cylinderhutes eine Pelzmütze auf, welche Schliper gehörte und nahm einen falschen Bart um; dann eilte er rasch in die Singerstraße, wo er einen der dort stehenden Sesselträger das Packet zur Ueberbringung an den nur zwanzig Schritte entfernt wohnenden Adressaten nächst dem deutschen Hause übergab.

Dann verfügte er sich in das Comptoir im Zwettlhofe zurück und legte wieder seine frühere Kleidung an und den falschen Bart ab. — Als er hierauf das Gewölbe sorgfältig verschlossen hatte, begab er sich neuerdings in die Singerstraße zurück. Er wollte Gewißheit haben, daß der Bote, den er kaum eine Viertelstunde zuvor gesprochen, ihn jetzt nicht erkenne. — Er frug den Mann, der inzwischen seine Commission redlich verrichtet und Herrn Binder noch im Bette getroffen hatte, im ausländischen Dialecte um eine Auskunft. — Vollkommen über das Gelingen dieser List beruhigt, begab sich nun der Abbé hochklopfenden Herzens nach seiner Garçonwohnung, welche er in der Spiegelgasse gerade dem kaiserlichen Versatzamte gegenüber seit kurzer Zeit inne hatte. —

„Endlich, endlich!“ murmelte er vor sich, als er die Thüre hinter sich sorgfältig verschlossen und die Rollvorhänge herabgelassen hatte. — Hastig warf er Hut und Oberrock bei Seite, zündete zwei Wachskerzen an und stellte die Blechbüchse, welche einen so ungeheueren Schatz enthalten sollte, mit zitternder Hand vor sich auf den Tisch. —

Die Blechbüchse war von allen Seiten wohl verlöthet. Krunner mußte daher zu verschiedenen Werkzeugen greifen, die er jedoch aus Furcht, etwa den Inhalt zu beschädigen, nur vorsichtig anwenden durfte, zumal er auch jedes große, auffallende Geräusch der Nachbarschaft wegen vermeiden wollte. Nach einer vollen Stunde, die er mit der behutsamen Anwendung einer englischen Stahlfeile zugebracht hatte, gelang es ihm endlich, den Deckel zu entfernen. — Er stürzte die Blechbüchse um.

Zwölf kleine seidene Beutelchen, jedes wohl verschlossen und mit einer Etikette versehen, worauf Anzahl, Gattung und Schätzungswerth des Einschlusses mit feiner zierlicher Schrift verzeichnet standen, fielen auf den Tisch. Die Wände und der Boden der Blechbüchse waren mit starkem, mehrfach zusammengefalteten Pergament belegt. Anfangs meinte der Abbé, daß dieses Pergament nur zum Schutze des kostbaren Inhaltes aus übermäßiger Vorsicht vorhanden sei, aber ein schärferer Blick belehrte ihn, als er das Licht der einen Wachskerze in das Innere der Blechbüchse fallen ließ, daß es Documente sein mochten. Er zog also die beiden Pergamente achtsam aus der Blechbüchse heraus. Er fand wohl diese seine Erwartung bestätigt, aber durchaus nicht seine Neugierde befriedigt. — Beide Pergamente waren mit Chiffren bedeckt. Wer weiß, ob außer in dem geheimen Archive der Jesuiten zu Rom überhaupt noch ein Schlüssel dazu existirte. Beinahe fühlte sich Krunner versucht, die beiden Pergamente als werthlos zu vernichten, als er be=

merkte, daß auch die Rückseiten Geschriebenes enthielten. — Die Schrift war beinahe unleserlich, aber dennoch entzifferte der Abbé Folgendes:

„Die beiliegenden Edelsteine, die ich aus Braſ.... mitg. br... und auf 12, ſage zw..f Millionen geſch.tzt ſ.nd, gehören zur Hälft. mei..m Nef.. Gra. Jac.. v.. Sigray und zur H..fte me..er Nich.e Comt.ſſ. Am.li. Finkenburg. — Derart teſtir. ich hi..mit eigenhänd.g.n mei.er Tod.ſtu.de. — Fluch den Je..iten di.m.ch um mein ganz.s L.b.nsglü.g.brach.h.ben.

Eugen Gf. v.. Sigray m. p."

Die eigenen Namen waren offenbar mit stärkerem Drucke der Hand geschrieben und deßhalb noch ganz lesbar, während die Tinte der hier punktirten Stellen sich vollständig verflüchtigt hatte.

„Ei, der Teufel," schrie der Abbé ganz erstaunt, „dieser Graf Jacob von Sigray ist ja ein alter Bekannter von mir, wenn auch kein guter Freund. Aber wie kommen die Finkenburg dabei ins Spiel? Frau von Schwalbach hätte also von diesem Schatze einen guten Antheil zu fordern, gleich ihrer Schwester, der zugrunde gegangenen Komödiantin! Wirklich sehr sonderbar. Man möchte beinahe an ein Fatum glauben. In allen wichtigen Angelegenheiten meines Lebens spielt immer der vermaledeite Jacobinerproceß mehr oder minder eine Rolle. Hm! hm! Wenn es doch eine Vorsehung gäbe, wenn mein Schicksal darin bestünde, jenem sonderbaren Dinge, das die Griechen Nemesis nannten, schließlich als Opfer zu fallen?! Pah! Dummheiten! Leerer, nichtssagender Schulkram! Will lieber sehen, ob nicht etwa der ganze Schatz da ein bloßer Wahn, das Truggebilde einer erhitzten Phantasie ist. Kann's nicht glauben, daß diese zwölf Beutelchen zwölf Millionen Gulden werth sein sollen! Doch wir wollen morgen gleich eine Probe machen."

Krunner öffnete nun Beutelchen für Beutelchen. Acht davon waren nur mit Diamanten gefüllt, die anderen vier enthielten Smaragde, Rubinen und Topase von seltener Größe und außerordentlicher Schönheit. Der Abbé war zwar nur ein schwacher Kenner von Edelsteinen, aber doch hinlänglich genug, um überzeugt zu sein, daß er nicht werthlosen Tand vor sich habe; er hielt jedoch die Steine nicht für so kostbar, als es die Schrift auf dem Pergamente besagte und auch Pater Anastasius, wie er in den Katakomben mit eigenen Ohren vernommen, wiederholt bestätigt hatte.

„Ein paarmalhundert Tausend Gulden mag aus diesem Zeugs

da schon herauszuschlagen sein," brummte der Abbé ganz vergnügt vor sich hin, „der heutigen Mühe hat es sich jedenfalls verlohnt. Morgen Früh will ich zu einem Juwelier auf dem Graben gehen, und den Kleinsten von diesen Diamanten abschätzen lassen, oder lieber gleich verkaufen. Ich brauche Geld, viel Geld, Monsieur Florencourt wird mich ordentlich in Contribution setzen, wenn er endlich in Wien anlangt. Vor Allem muß ich ihm Geld nach Venedig senden, von wo dieser nichtsnutzige Verschwender nicht abreisen kann, weil er Alles durchgebracht hat."

Krunner gab nun die Edelsteine genau wieder in dieselben Beutelchen, in welchen sie sich früher befanden, und hob dann den Schatz sorgfältig in einem geheimen Fache seines Schreibpultes auf. Einen einzigen Diamanten, und zwar den kleinsten unter allen, hatte er zurückbehalten, um am nächsten Tage denselben zu Geld zu machen.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn den Abbé die ganze Nacht hindurch der Schlaf floh, Er hatte sich zwar gegen die zwölfte Stunde endlich zu Bette begeben, und versuchte, die Augen zu schließen. Aber gar bald sprang er mit beiden Füßen vom Lager auf und zündete, statt der ausgebrannten Wachskerzen, eilends eine Nachtlampe an. — In der Dunkelheit war es ihm gewesen, als ob Pater Anastasius und Basileus ganz knapp an seinem Bette gestanden, auf ihre zerschmetterten Schädel gedeutet, und ihn mit furchtbar drohenden Blicken durchbohrt hätten.

Als diese Vision verschwunden, und das Zimmer wieder beleuchtet war, schwor der Abbé, welcher todtenbleich aussah, und am ganzen Leibe zitterte, nie mehr in einem finsteren Zimmer zu schlafen. Er fürchtete sich, nochmals zu Bette zu gehen, oder die Augen zu schließen. Er zog sich daher zum Ausgehen fix und fertig an, nachdem er Kopf und Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen hatte. — Doch alles dies bannte nicht hinlänglich seine Unruhe. Zum ersten Male in seinem Leben kam es ihm unheimlich vor, allein zu sein. — Er zog die Rollvorhänge in die Höhe, und stieß das Fenster auf. Der Vollmond schien silberhell auf sein Antlitz, und ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner beklommenen Brust, als er in der vereinsamten Straße wenigstens einen Menschen bleibend in seiner Nähe wußte. Es war dies die Schildwache, welche vor dem kaiserlichen Versatzamte in der Spiegelgasse mechanisch dröhnenden Trittes auf und abwandelte.

Obgleich die Luft sehr scharf und rauh war, — man stand in

den ersten Tagen des Monates März, — schloß doch Krunner die Fenster bis zum Morgen nicht wieder. Da es ihn aber in seinem Zimmer gewaltig fror, so zog er die Oberkleider an, setzte den Hut auf, und trottete unzählige Male in dem verhältnißmäßig beschränkten Raume auf und ab, bis der Tag graute, und er endlich das schwere Hausthor in seinen Angeln knarren hörte. — Nun verließ Krunner seine Wohnung und betrat das Café an der Ecke der Plankengasse und des Neuen Marktes (heut zu Tage Café Leibenfrost), wo er auch sonst zu frühstücken pflegte. — Da die Juweliere erst gegen neun Uhr ihre Läden zu öffnen pflegen, so mußte der Abbé noch volle drei Stunden wegen Befriedigung seiner Neugierde sich gedulden. Er hatte bereits ein annäherungsweises Werthverhältniß zwischen dem Diamanten, den er in der Tasche trug, und den übrigen, die er zu Hause verborgen hielt, im Kopfe ausgerechnet, so daß der beabsichtigte Verkauf ihm den Maßstab geben sollte, wie viel eigentlich der Totalwerth der acht Diamanten-Beutelchen betragen mochte. — Der Abbé nahm an, daß er für den Probe-Diamant beiläufig tausend Gulden lösen werde. Mit diesem Coëfficienten multiplicirt, hätten dann die übrigen Diamanten in den acht Beutelchen beiläufig einen Werth von einer Viertel Million repräsentirt, mehr als Krunner zu hoffen gewagt, und er fürchtete noch immer, daß er bei dieser seiner Schätzung viel zu hoch gegriffen.

Mit größter Spannung betrat er daher kurz nach neun Uhr Morgens nächst dem Stock im Eisen ein Juwelier-Gewölbe.

„Ich wünschte," begann der Abbé, so gleichgiltig und ruhig als es ihm nur möglich war, „ich wünschte diesen Diamanten hier für ein Damenhalsband, so kostbar als es nur Ihre Kunst vermag, fassen zu lassen."

Der Juwelier nahm den Edelstein, welchen Krunner mit vornehmer Nonchalance auf den Ladentisch gelegt hatte, zur Hand. Kaum hatte aber der Juwelier den Diamanten etwas näher betrachtet, als er im wahren Sinne des Wortes Augen und Mund aufriß. Offenbar glaubte der Mann nicht recht zu sehen und sich zu täuschen, denn er griff nach Brille und Loupe, hielt den Diamanten wohl zehnmal gegen das Licht und schien mit seinen Beobachtungen und Prüfungen gar nicht zu Ende zu kommen.

„Wunderbar! Eine Rarität! So was kommt nicht alle Tage vor! Dieses Feuer! Diese Reinheit! Ah!"

Dies waren die Ausdrücke, welche der Juwelier in einemfort

vor sich hinmurmelte, während er die Bewunderung des Kleinods fortsetzte, Herr Krunner aber wie auf glühenden Kohlen stand.

„Was wird die Façon kosten?“ frug endlich der Abbé und sein lauernder Blick suchte in den Mienen des Juweliers zu lesen.

„Ach, Euer Gnaden,“ rief der Mann aus, „vier bis fünfhundert Gulden müssen Sie jedenfalls daran wenden; dieser Diamant verdient es. Ich will aber auch ein Meisterwerk liefern, dessen sich keine Königin zu schämen braucht.“

„Hm!“ entgegnete Krunner, „vier bis fünfhundert Gulden ist viel Geld, das steht ja in gar keinem Verhältnisse zum Werthe des Diamanten.“

„Aber, gnädiger Herr!“ lachte der Juwelier, gleichsam verweisenden und belehrenden Tones, „aber, aber, Sie werden doch wissen, was dieser Stein werth ist?

„Freilich weiß ich es, aber die Herzogin, der er gehört, besitzt noch schönere dieser Sorte und will nicht allzuviel für die Façon ausgeben. — Es ist eine etwas knickerische Dame, Mylady!“

„Mein Gott! Als ob fünfhundert Gulden für die Façon ein Geld wären für einen Diamanten, der unter Brüdern seine 60.000 Gulden in Silber werth ist!“

Diese Worte trafen den Abbé wie ein Blitzschlag. Er fühlte seine Sinne schwinden und seine Aufregung war so sichtbar, daß der Juwelier ihn besorgt frug, ob er unwohl sei.

„Ich leide seit gestern an fürchterlicher Kolik,“ hauchte der Abbé und ließ sich ganz erschöpft auf einen Stuhl fallen, „doch es ist mir schon etwas besser. Ich werde in das nächste Café gehen und einen Thee zu mir nehmen.“

Nach diesen Worten erhob sich Krunner und von seiner schweißbedeckten Stirne etwas den Hut lüftend, wollte er sich entfernen, ganz und gar einem Menschen gleichend, der durch Schwindel oder Trunkenheit am sicheren Gebrauche seiner Gliedmaßen verhindert ist.

„Aber, gnädiger Herr!“ rief der Juwelier, „was soll denn mit dem Diamanten da geschehen? Ich kann ihn ohne bestimmte Ordre nicht in Händen behalten.“

„Lassen Sie ihn also in Gottes Namen ganz nach Ihrem Ermessen einfassen. Wenn ich in etwa vier Wochen von London zurückkehre, will ich wieder bei Ihnen vorsprechen.“

„Gut — Euer Gnaden! Ich werde den kostbaren Edelstein

sogleich in mein Buch als empfangen eintragen und garantire dafür mit 60.000 Gulden. Dies gehört zur Ordnung wegen Leben und Tod. Aber darf ich um den Namen der Frau Herzogin, nämlich der Eigenthümerin, bitten?"

„Tragen Sie ein: Mylady Jane, Herzogin von Rochester. Folgen Sie jedoch das Collier Niemanden aus als mir. Ich werde es zuverlässig persönlich abholen, sobald ich von London zurückkehre."

Krunner verließ nun unter zahllosen Kratzfüßen des Juweliers rasch den Laden. Seine Selbstbeherrschung war zu Ende. Er warf sich in den ersten besten Fiaker, denn seine Füße vermochten ihn nicht länger zu tragen. Um Zeit zur Sammlung zu gewinnen, befahl er dem Kutscher, nach Hietzing zu Dommayer zu fahren. Dann schloß er, in die Wagenecke zurückgelehnt, die Augen, um sich von dem Uebermaße seiner Freude etwas zu erholen, was ihm aber erst nach einer guten Weile gelang.

„Ich bin Millionär, wenigstens zwölffacher Millionär!" sprach er in einemfort vor sich hin und bald rieb er sich die Stirne, bald zupfte er sich an der Nase, um sich zu vergewissern, ob er nicht vielleicht bloß träume.

Bei Dommayer angelangt, nahm er in einem wenig besuchten halbdunklen Zimmer Platz und ließ eine Flasche Johannisberger, sowie etwas kalte Küche auftragen. Außer der Tasse Caffee von heute Morgen hatte er seit zwanzig Stunden keine Nahrung mehr genossen.

Aber so vortrefflich auch der Wein war, so sehr auch die servirten drei Schüsseln den verwöhntesten Gourmand vollkommen befriedigt haben würden, mundete doch dem Abbé weder Speise noch Trank. Fortwährend summte es in seinen Ohren: „Du bist Millionär! Hörst du, Millionär! du, bisher ein armer Teufel, ein entlassener Sträfling, ein Spion, ein Fälscher, ein Doppelmörder, ja, du bist Millionär! — Vor dir wird von nun an die ganze Welt im Staube kriechen, mit Ehren und Auszeichnungen wird man dich überschütten, weil du Millionär bist, das heißt ein Mensch, den man für etwas Besseres und Höheres hält, als andere Sterbliche; ein gefeites Wesen bist du, das ungestraft Vieles sich erlauben darf; ein Mensch, bei dem das Laster als Tugend gepriesen wird, wenn er es nur nicht nackt zur Schau trägt, wie der Arme, sondern wenn er es versteht, seine Schmach und Schande gehörig aufzuputzen mit goldenen Flinsen und diamantenem Geflunker!"

Unter diesen und ähnlichen, leider nur zu sehr auf Wahrheit beruhenden Betrachtungen verflog dem Abbé rasch eine volle Stunde.

Das Mittagsgeläute der nahen Hietzinger Kirche schreckte ihn endlich aus seinem Dahinbrüten auf. —

„Ich Thor!" sprach er ärgerlich zu sich, „was nützen mir denn vorläufig meine Schätze?! Hier in Wien selbe auch nur zum Theil zu verwerthen, ohne die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, wäre rein unmöglich. Was mir der Drang des Augenblickes als Lüge abgenöthigt hat, will ich in Wahrheit ausführen. Ich werde nach London reisen. Dort kann ich die Diamanten am ersten zu Geld machen. Und dann, dann soll ein neues Leben für mich beginnen! Unter anderem Namen, unter anderem Titel will ich in der Welt auftreten. Aber, aber — kann, darf ich auch so leichthin und spurlos aus Wien verschwinden? — Die Polizei — oder besser gesagt, Ostenrieb werden mich zu finden wissen, auch wenn ich mich im Schoße der Erde verbergen sollte. — Ich hab's — ha, ha, ha! Alle, Alle will ich dupiren — also frisch auf ans Werk. — Zuerst muß ich mich jedoch überzeugen, ob der Saufaus Binder auf den Leim gegangen ist. Von dort her könnte die erste, nächste und größte Gefahr drohen! Kein Mensch darf ahnen, daß ich um das Verschwinden der beiden Jesuiten weiß." —

Mit Ungestüm pochte Krunner, in All' und Jedem ein Mann der raschen That, nach der Rechnung. Der Fiaker erhielt Befehl, so rasch als möglich nach der Weihburggasse zu fahren. Gegen ein Uhr war der Herr Ober-Meßner dort bei Lenkey gewiß zu treffen. —

Herr Binder grüßte auch heute den Abbé sehr freundlich, aber in seinem ganzen Benehmen machte sich eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung bemerkbar.

Als Krunner endlich von den zwei Jesuiten, die gestern doch den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung gebildet hatten, zu sprechen anfing, wurde der Ober-Meßner auffallend verlegen, konnte sich jedoch der Antworten auf die ihm von Krunner geschickt gestellten Fragen natürlich nicht entschlagen. —

„Ei, was Sie nicht sagen?" rief Krunner, den höchst Erstaunten spielend, „abgereist sind die beiden Patres? Sie, Herr Binder, haben aber doch das versprochene Douceur erhalten?"

„Nicht einen Heller," betheuerte Binder sich erzürnt stellend, „und daran sind wahrscheinlich Sie Schuld, Herr Abbé?"

„Ich?! Ha, ha, ha, das ist zum Todtlachen!" —

„Ja Sie, weil Sie mir einen grimmigen Haarbeutel gestern hier anzechten, den ich am Abend noch nicht ganz losbekommen hatte, ob-

wohl ich über vier Stunden wie mausetodt im Bette lag. Ich wurde erst gegen sechs Uhr durch einen Sesselträger aufgetrommelt; es war der „grobe Peter," der beim deutschen Hause steht, und mir in einer Schachtel wohl verwahrt die Schlüssel von dort unten, Sie verstehen mich wohl, von dort unten brachte." —

„Und in der Schachtel befand sich außer den Schlüsseln nichts?" frug Krunner mit erheuchelter Neugierde und Theilnahme.

„Nichts als ein Zettelchen, in welchem mir die saubern Herren mit dürren Worten für meine freundliche Bemühung dankten und versprachen, mir das gewisse Douceur einzuhändigen, wenn sie wieder nach Wien kämen. — Na — da kann ich wohl lange darauf warten, denn so viel ich weiß, sind sowohl Pater Anastasius als Basileus als Missionäre nach Amerika bestimmt."

„Haben Sie den Zettel aufbewahrt?" examinirte Krunner weiter.

„Nein, ich hab' ihn gleich im ersten Zorn ins Feuer geworfen," entgegnete der Meßner kurz, damit beziehungsweise die Wahrheit sprechend, denn er hatte Krunner's Brief wirklich vernichtet, aber nicht aus Aerger, sondern aus Vorsicht. —

Der Abbé wollte wieder mit Tokayer tractiren, aber Binder lehnte entschieden ab. Erstens hatte er heute noch Dienst — ein Paar „fette" Leichen und drei vornehme Trauungen waren angesagt, und solchen Kirchenbraten läßt sich ein ordentlicher Meßner nicht gerne entgehen, — und dann fürchtete er, sich zu verplaudern. Reute es ihn doch sehr, daß er gestern gegen Krunner allzu mittheilsam gewesen. —

Gegen zwei Uhr brachen Herr Binder und der Abbé vom Lenkey auf. Ersterer begab sich in die Kirche und Letzterer bestieg ganz wohlgemuth einen Wagen, um zuerst in der Wipplingerstraße mit Herrn von Brevet und hierauf in der Leopoldstadt bei Signore Morelli heute ein Paar alte Geschäfte endlich in's Reine zu bringen, wobei der Spitzbube nach einem rasch entworfenen Plane auch seinen als Millionär in spe seit gestern völlig veränderten persönlichen und socialen Verhältnissen auf kluge Weise Rechnung zu tragen hoffte.

V.

Zwei Fechtmeister.

Monsieur de Brevet empfing seinen Gönner, den Abbé, mit großer Achtung, ja Ehrerbietung, ein Anzeichen, daß der liederliche Franzose mit seinen neuen Verhältnissen so ziemlich zufrieden sein mochte.

„Nun, mein Lieber," begann Krunner im freundlichen, herablassenden Tone; „nun, mein Lieber, kann es endlich angehen? Fühlen Sie sich auch wirklich bereits derart neu gekräftet, um mit Dahlberg nunmehr den Strauß auszufechten? Wenn nicht, wollen wir noch ein Paar Tage zuwarten. Sie werden es mit einem gefährlichen, ja, ja —lächeln Sie nicht geringschätzig, mit einem sehr gefährlichen Gegner zu thun haben." —

„Mag sein," rief de Brevet mit vor Haß und Wuth blitzenden Augen, „mag sein, aber ich habe mir eine Finte ausgedacht, auf welche dieser deutsche Tölpel gewiß nicht vorbereitet ist. Ich habe heute Morgens meinen Secundanten zu Dahlberg gesendet, und schon heute Abends wird mein Schimpf in seinem Blute abgewaschen sein." —

Zur Erklärung der Verzögerung des Duelles müssen wir hier berichten, daß Monsieur de Brevet, wahrscheinlich in Folge der Aufregung, in welche er durch die von Herrn von Dahlberg erlittene Zurechtweisung gerathen war, von einem bedenklichen gastrischen Fieber ein Paar Wochen lang an's Krankenlager gefesselt wurde, welches er erst vor einigen Tagen verlassen hatte. —

„Nun gut," erwiderte der Abbé achselzuckend, „am Ende tragen ja nur Sie Ihre Haut zu Markt, wenn Sie übereilt den Kampf aufnehmen. Ich wollte Sie nur freundlich gewarnt haben, damit Sie mir nicht etwa nachträglich die Schuld eines Unfalles beimessen." —

„Seien Sie vollkommen beruhigt über den Ausgang," entgegnete der Franzose mit Zuversicht und Selbstbewußtsein, „gestern Abends habe ich auf dem Fechtboden meine Kräfte erprobt. Uebrigens steigert die väterliche Sorge, womit Sie auch in dieser Beziehung meiner gedenken, nur die Gefühle der Dankbarkeit und unbedingten Ergebenheit, welche mir Ihre Güte und Großmuth bisher eingeflößt haben." —

Diese letzten Worte waren in der That von Seite Brevets keine leere Phrase oder Heuchelei. So nichtswürdig und verworfen dieser Mensch auch sonst sein mochte, hatte er doch weder den fatalen Mo-

ment, wo ihm seine Entlassung als geheimer Chargé d'Affaires angekündigt wurde und Krunner ihm als rettender Deus ex machina entgegenkam, noch die Generosität und Sorgfalt vergessen, womit ihn der Abbé während seiner Erkrankung pflegen ließ, und für alle Bedürfnisse des Hilflosen sorgte. — Freilich war es bei Krunner nicht Nächstenliebe oder sonst ein lauteres Gefühl, welches ihn zu solch' christlicher Handlungsweise bestimmte. Er ahnte dabei nur die römischen Imperatoren nach, welche ihre dem Tode geweihten Klopffechter, die Gladiatoren, bestens füttern und hätscheln ließen, damit selbe dann auf der Arena ihre Schuldigkeit thun konnten.

Vor Kurzem wäre es übrigens dem Abbé noch ganz gleichgiltig gewesen, ob Brevet in dem bevorstehenden Duelle am Platze blieb oder nicht. Von Ostenried's Gunst in jeder Beziehung ganz und gar abhängig, mußte er sogar wünschen, daß die hübsche Madame de Brevet Witwe und seinerzeit dann Frau Staatsräthin werde. — Geschah letzteres, so war Krunner's Stellung eine gesicherte, denn die Französin mochte ihn sehr gut leiden, und hatte ihm dies auch bereits in völlig unzweifelhafter Weise bewiesen. —

Seit den wenigen Stunden aber, wo der Abbé — wir gebrauchen der Kürze und Abwechslung wegen auch fortan diese Bezeichnung, obwohl wir wissen, daß der elende Strolch durch seine Verurtheilung in Baiern seiner geistlichen Zwitterwürde von Gesetzwegen entkleidet worden war — riesige Pläne für die Zukunft geschmiedet hatte, Pläne, welche bei ihm, dem Millionär in spe, keineswegs chimärisch genannt werden durften, von diesem Augenblicke an, sagen wir, erschien ihm Ostenried's Protection zwar vollkommen gleichgiltig, aber zum Feinde durfte er ihn sich dennoch nicht machen. Er benöthigte dieses Schutzes und Schirmes, damit in der im Zuge befindlichen Untersuchung über die uns bekannte Banknotenfälschung nicht einmal der Schatten eines Verdachtes auf ihn falle, und er so bald als möglich das ihm in mehr als einer Beziehung unheimlich gewordene österreichische Gebiet unter einem plausiblen Vorwande verlassen könne. —

Krunner war viel zu klug und lebenserfahren, um nicht zu begreifen, daß ein Mensch im Besitze so vieler Millionen, wie er sich jetzt befand, wenn er diesen enormen Reichthum genießen, und zwar bald genießen wollte, geschickter Werkzeuge bedürfe. Zu solchen hatte er sich sowohl Brevet als auch Morelli auserkoren, selbstverständlich des Halbjuden Karpeles nicht vergessend.

Der Abbé, dessen Kopf seit gestern fieberhaft arbeitete, machte Miene, sich zu entfernen, um Morelli aufzusuchen, der, seinen ursprünglichen Absichten zufolge, als werthloses Opfer ausersehen war, nunmehr aber dem Dienste des Millionärs Krunner als brauchbares Werkzeug erhalten bleiben sollte.

„Wo und um welche Stunde wird das Duell heute stattfinden?" frug der Abbé, nach Hut und Stock langend. „Ich muß es wissen, um rechtzeitig die Polizei zu avisiren."

„Ei!" meinte de Brevet, „müssen Sie denn die Polizei dabei haben?"

„Unbedingt!" entgegnete Krunner kurz. „Aber selbe wird nur einschreiten, falls Sie, Monsieur de Brevet, der unterliegende Theil wären."

„Dann," rief der Franzose, beinahe wegwerfenden Tones, „dann, Herr Abbé, dann brauchen Sie die Sbirren nicht zu bemühen; bestellen Sie lieber für Herrn von Dahlberg einen Sarg und das Leichenbegängniß. Doch, um Ihrem Wunsche Genüge zu leisten, mögen Sie wissen, daß der Zweikampf Punkt sieben Uhr Abends auf dem sogenannten „Landgute" vor der Favoritenlinie in einem dazu vortrefflich geeigneten kleinen Saale beginnen wird. Ich setze natürlich voraus, daß mein Gegner pünktlich eintrifft."

„Daran dürfen Sie nicht zweifeln, mon cher ami!" sagte Krunner mit Ueberzeugung. „Dahlberg ist ein Mann von Wort. Ich bemerke übrigens zu meinem Mißvergnügen, daß Sie Ihren Gegner in All' und Jedem zu unterschätzen scheinen. Wenn Sie es nur nicht bereuen werden. Also auf Wiedersehen, wenn es Gott gefällt."

„Pah," lachte de Brevet leichtsinnig vor sich hin, als sein Gönner kopfschüttelnd zur Thüre hinausgeschritten war, „was versteht der von der edlen Fechtkunst; ich, der ich erst gestern wieder die glänzendsten Beweise meiner Geschicklichkeit ablegte, ich, ich sollte von solch' einem schwerfälligen deutschen Kürbiß besiegt werden — ha, ha, ha! rein lächerlich, und meine Finte, die ich ausgesonnen, die parirt er mir gewiß nicht zur rechten Zeit."

Heiter und sorglos verbrachte der Franzose den ganzen Tag. Er machte eine kleine Spazierfahrt in den Prater, speiste dann im Hotel „Erzherzog Karl" mit bestem Appetit und begab sich schließlich in das Café Taroni auf dem Graben, wo er mit mehreren Landsleuten zusammen zu treffen pflegte, um zuerst einige Partien Billard und hierauf bis zur Theaterzeit Whist zu spielen.

Er hatte auch hierher seine Secundanten bestellt, um ihn Schlag sechs ein halb Uhr zu dem ernsten Stelldichein auf dem „Landgute“ abzuholen.

Beide Parteien überboten sich an Pünktlichkeit. — Noch fehlten acht Minuten auf die siebente Abendstunde und es bogen zwei Fiacres, der eine von der Himbergerstraße, der andere von der Laxenburger-Allee, nach dem zwischen diesen beiden Chausséen gelegenen große Gehöfte ein, welches damals, seiner freien Lage und schönen Aussicht wegen, zu einem der besuchtesten Vergnügungsorte der Mittelclassen Wien's zählte.

Der alte Jacob und Brevet's Diener harrten bereits in der Nähe des Zuganges, welcher zu dem gänzlich separirten Salon führte, wo der blutige Waffengang stattfinden sollte. Man hatte dem Wirthe weisgemacht, daß einige Cavaliere heute hier für acht Uhr mit feinen Damen ein Rendezvous verabredet hätten, und der Besitz der einzelnen Schönen auf ritterliche Weise vorerst durch eine Art Turnier zu Fuß mit stumpfen Waffen erkämpft werden sollte.

Dahlbergs treuer Diener brach in helles Schluchzen aus, als er seinem lieben Herrn aus dem Wagen half.

„Sei doch still,“ flüsterte ihm der junge Mann zu, „Du machst die Leute des Hauses auf uns aufmerksam. So Gott will, wird die Sache nicht schlimm ablaufen. Ich hasse und verabscheue zwar das Duell, aber ich werde wie überall, wo mich die thörichten Anschauungen der Welt in irgend eine Zwangslage versetzen, meinen Mann zu stellen wissen.“

Während dieser Worte hatte Dahlberg den alten Jacob mit sich in den Vorsaal gezogen.

„Ach, meine Träume, meine Ahnungen!“ jammerte die edle Seele untröstlich weiter, „die Sache läuft schlimm ab, so oder so! Ihre Mutter, Ihre engelsgute Mutter, gnädiger Herr, ist mir heute Nacht erschienen, und so oft noch dies geschah, setzte es für Sie ein Unglück ab. Und wie traurig, wie bittend blickte mich die edle Dame an, als wollte Sie sagen: schütze und schirme Du meinen Sohn, den ich Dir in meiner Todesstunde noch mit meinem letzten Seufzer anempfohlen habe!“

„Schweig, schweig, mein lieber Alter!“ rief Dahlberg tief gerührt, ja erschüttert, „schweige um Gotteswillen, oder Du wirst meine Kraft, meine Energie schwächen, deren ich doch schon in der nächsten Viertelstunde so dringend bedarf.“

„Sie haben Recht, gnädiger Herr," stammelte der brave Greis erschrocken, und bezwang seine Thränen. „Sie haben Recht; mein Gott, mein Gott, wenn Ihnen ein Unglück geschieht, so bin nur ich Schuld." — Dahlberg riß sich von Jacob los, und zu einem der Secundanten des Gegners tretend, sagte er:

„Wir könnten beginnen, wenn es gefällig ist."

„Nicht früher, als bis der bestellte Wundarzt erschienen sein wird, erwiderte der Angeredete höflichen aber bestimmten Tones, „wir Secundanten schätzen Ihre und des Herrn von Brevet Geschicklichkeit so hoch, daß wir einer Katastrophe entgegensehen, weil, der Verabredung gemäß, leichte Verwundungen nicht regardirt, sondern die Gänge fortgesetzt werden sollen, bis absolute Kampfunfähigkeit eintritt."

Herr von Brevet hatte sich zum Fenster gestellt, und ein Chansonet trällernd, accompagnirte er mit den Fingern auf den Glasscheiben. — Es war dies aber nur Komödie, um sich selbst über den furchtbaren Ernst der Lage zu täuschen. Dahlberg's Haltung war so ruhig, so sicher, so würdevoll, daß ihm unwillkürlich Krunner's Warnung beifiel, seinen Gegner nicht zu unterschätzen, zumal auch die heftige Scene mit dem etwas undramatischen Abschlusse des Hinauswerfen's, so sich in Dahlbergs Wohnung abgespielt hatte, in allen Details lebhaft vor seine Seele trat.

Dahlberg seinerseits dachte darüber nach, daß im neunzehnten Jahrhunderte ein so barbarischer, in seinem Endzwecke verfehlter, unbedingt vor Gott und der Welt strafwürdiger Ueberrest des Mittelalters, wie der Zweikampf, als eine sociale Nothwendigkeit unter gewissen Gesellschaftsclassen angesehen werde. — Dieser sein gegründeter, durchwegs edlen Motiven und Ansichten entsprungener Haß gegen das Duell hatte jedoch niemals seine Achtung und Liebe für die Fechtkunst beeinträchtigt. Beweis dessen, daß er darin den Matadores von ganz Europa beigezählt werden durfte. — Er betrachtete die Fechtkunst stets als eine der schönen Wissenschaften, u. z. als eine derjenigen, welche zur vollendeten Erziehung eines Freigeborenen unbedingt gehören. — Außerdem wußte Dahlberg dieser Kunst eine streng wissenschaftliche Seite abzugewinnen, in soferne er sie auf der mathematischen Lehre von Hebel und Keil beruhend ansah.

Der erste Ursprung der Fechtkunst, das ist die Kenntniß von der Führung der Hieb- und Stichwaffen, ist wohl schon von der ersten Existenz der Menschheit herzuleiten, denn seit es Menschen gab, gab es

auch Haß und Zwietracht unter ihnen und Gefahren von Außen, welche mit bewaffneter Hand abgewehrt werden mußten.

Die erste Kunde von eigentlicher Fechtkunst finden wir bei den Hindus, bei welchen gymnastische Uebungen überhaupt allgemeine Volkssitte waren, und zu den öffentlichen Ergötzungen gehörten.

Bei den alten Griechen war bekanntlich die Gymnastik sozusagen der Hauptgegenstand der Erziehung, und wurde durch Staatseinrichtungen und Volksfeste sehr gefördert; sie bezog sich jedoch mehr auf Ringen, Laufen, Tanzen u. s. w., während der Faustkampf, der als die erste und natürlichste Art der Fechtkunst im weitesten Sinne angesehen werden kann, den eigentlichen Athleten überlassen wurde.

In ihrer Blütezeit übten die Römer ihre Jugend in Leibesübungen. Mit dem einreißenden Sittenverfalle verlor jedoch die Gymnastik ihr früheres, wohlberechtigtes Ansehen und ward Sache der Gladiatoren, Fechter, theils von Profession, theils Sclaven, welche man dazu drillte.

Unter Sultan Achmed I. (geb. 1589, † 1617) kam das Stockfechten unter den Türken so sehr in Mode, daß man dafür eigene Schulen und Uebungsplätze errichtete.

Von den Waffenübungen der alten Deutschen erzählt schon Tacitus: „Das Waffentragen, welches bei diesem rauflustigen Volke eine uralte Sitte war, mußte, wie die allgemein für erlaubt gehaltene Selbsthilfe und Blutrache, nothwendig zu Fechtübungen Anlaß geben.“ Die Hauptwaffe der Deutschen war aber ursprünglich, wie von jeher bei allen Nationen, welche noch auf sehr niedriger Culturstufe stehen, die Lanze. Der Gebrauch des Schwertes, sowie jeder Hiebwaffe, setzt sowohl in Betreff der Erzeugung, als auch der Handhabung einen höheren Grad von Fertigkeiten und Kenntnissen voraus.

Am meisten mußten eigentliche Fechtübungen durch die Ausbildung des Ritter- und Turnierwesens gefördert werden, welches bekanntlich Heinrich der Finkler (geb. 876, † 936) zum Schutze gegen die Angriffe der Hungarn in Deutschland einführte und zur Nationalsache machte.

Mit dem Aufblühen der Städte erlangten die Bürger derselben, dem Adel und den Fürsten gegenüber, ein eigentliches Waffenrecht, welches sie ebenfalls turnierfähig machte, aus welchen „Ritter-Bürgern“ sich dann die ersten Patrizier-Familien entwickelten. — Wie sich aber damals Alles in Zünfte, Gilden oder Innungen vereinigte, so fanden sich

schon frühzeitig dem Bürgerstande angehörige privilegirte Fechtergesellschaften.

Die älteste derselben in Deutschland war in der freien Reichsstadt Frankfurt am Main unter dem Namen der Bruderschaft von St. Marcus vom Löwenberge unter einem Hauptmanne und vier Meistern zusammengetreten.

Wollte irgend einer dieser Zunft gegenüber als „Meister" auftreten, so hieben ihn die „Marxbrüder," wie sie sich nannten, und wovon der in Norddeutschland so häufig verbreitete Zuname Marx eine Reliquie sein dürfte, alsbald derart zusammen, daß er sich entweder „in die Schule gab" (d. h. Lehrling dieser Zunft wurde), oder von seinem Vorhaben ganz abstand. — Dadurch kam die Frankfurter Fechtschule so sehr in Ruf, daß, wer auch schon der Waffen kundig war, in der Herbstmesse dahin zog, um die Fechtprüfung abzulegen, und darüber schriftliches Zeugniß zu nehmen.

Diese Prüfungen waren sehr strenge. Der Candidat wurde von den „Meistern des Schwerts," wie der Vorstand dieser Zunft hieß, „probirt," indem er mit fünf Meistern öffentlich vor den Augen der Bürger ehrenvoll fechten mußte. Bestand er die „Probe" gut, so ward er mit dem großen Prunkschwerte kreuzweiß über die Lenden geschlagen, wofür er zwei blanke Goldgulden für die Brüderschaft auf das Schwert legte. Dann wurde der Geprüfte in ein nur den Meistern zugängliches Gemach geführt, wo er die „Heimlichkeiten" empfing, d. h. wo ihm die allerlei Kunstgriffe bei der Führung des Schwertes mitgetheilt wurden. —

Die „Marxbrüder" führten ein eigenes Wappen, in welchem ein Löwe sich befand. Sie besaßen das Vorrecht, in ganz Deutschland das Fechten zu lehren. — Ihre Privilegien wurden theils erneuert, theils vermehrt von Kaiser Friedrich den 10. Mai 1480 in Nürnberg, von Maximilian I. am 27. September 1512, von Maximilian II. am 6. Mai 1566 zu Augsburg und von Rudolf II. am 10. Juli 1579 zu Prag.

Das Fechten verbreitete sich nun in Deutschland immer weiter, so daß sich auch andere nicht privilegirte „Fechtereien" bildeten, unter denen die „Federfechter," welche zuerst in Tirol auftraten, die berühmtesten und verbreitetsten waren.

Diese „Federfechter" machten bei ihren Wanderungen durch ganz Deutschland überall durch Maueranschläge Herausforderungen

gegen die „Marxbrüder“ bekannt, mit ihnen „ehrlich“ und öffentlich auf Stoß und Hieb zu fechten. Die „Federfechter“ führten einen Greifen im Wappen, den sie von einem Herzoge in Mecklenburg erhalten haben wollten, nannten sich Freifechter von der Feder von Greifenfels, und hatten den heiligen Veit zum Patron. In späterer Zeit nahm ihr Hauptmann sammt Lade und Urkunden seinen Sitz in Prag und später erhielten sie das Recht, gleich den „Marxbrüdern“ einen beständigen Vertreter am kaiserlichen Hoflager zu halten.

Die Marxbrüder und die Federfechter hatten gleichen Fechtbrauch, und gleiche Fecht- und Ringgesetze, wornach Augen- und Hüftstoß, sowie Bein- und Armbruch verboten waren.

Ehre, Zucht, Sitte, Treue und Glaube waren ihnen heilig, und wer dem entgegenhandelte, wurde für einen unwürdigen Meister erkannt, und aus der Zunft ausgeschlossen.

Mit der Verbreitung der Feuerwaffen geriethen aber alle Fechtgesellschaften rasch in Verfall; es entwickelten sich aus ihnen allmählich die Schützencompagnien der Bürger und Handwerker, während das Fechten als Kunst nun mehr den Bestandtheil einer ritterlichen Erziehung auszumachen pflegte. An den deutschen Universitäten wurde jedoch die Fechtkunst stets auch von Nichtadeligen gepflegt, daher jeder deutsche Student einem Adeligen gleichgehalten wurde und das Recht besaß, den Degen zu tragen. — Auf diese Weise kam es, daß die Fechtkunst auf den deutschen Universitäten eine neue Periode der Blüthe und des Glanzes erlebte, obwohl sehr häufig die Wissenschaft beeinträchtigend, dagegen aber die ungemessenste und sinnloseste Rauflust befördernd. — — —

Endlich erschien der bestellte Wundarzt, welcher durch einen Zwischenfall ohne sein Verschulden um fünfzehn Minuten sich verspätet hatte. — Mit großer Bedächtigkeit und Gleichgiltigkeit richtete dieser Mann sein Verbandzeug her, während die beiden Gegner Mensur nahmen und die Secundanten sich rechts und links von ihnen mit gesenkter Waffe aufstellten. —

Alsbald waren Dahlberg's und Brevet's Klingen gebunden, worauf Letzterer sofort ein Changement (Wechseln) folgen ließ, ausgeführt mit einer Präcision und Leichtigkeit, welche unserem Landsmann errathen ließ, welch' gefährlicher und gewandter Gegner der Franzose sei. — Er beschloß, sich vorerst auf der Defensive zu halten, um dadurch Brevet, der ganz ruhig und leidenschaftlos introducirte, zum entschiedenen Angriffe zu reizen, obwohl die Vertheidigung der

schwerere Theil der Fechtkunst ist; bei der Haltung, welche Dahlberg beobachte, muß man volles Vertrauen auf die Kenntniß einer zweckmäßigen Deckung besitzen, um nicht durch einen Rücktritt, oder sonst wie sich der Waffe des Gegners zu entziehen, wodurch Mangel an Selbstvertrauen kundgegeben, dem Gegner aber der Angriff wesentlich erleichtert wird.

Dahlberg hatte aber von jeher auf die richtige Kenntniß der Vertheidigung den größten Werth gelegt, denn schon der eigentliche Zweck, sich die Fechtkunst eigen zu machen, soll stets der sein, durch Aneignung der Vortheile, die sie lehret, jeden unseren Körper mit blanker Waffe bedrohenden Angriff leicht abzuwehren, und den Gegner auf die schonendste Art kampfunfähig zu machen. — Wie jede andere erlangte Fertigkeit, festigt daher insbesonders die Fechtkunst unser Selbstvertrauen durch das Bewußtsein geschickter und kunstfertiger Wehrbarkeit, uns zugleich lehrend, mit ruhiger Besonnenheit der drohenden Gefahr zu begegnen, und eben dadurch selbe von uns abzuwenden.

Der Zweikampf, der einen streng regelrechten Anfang genommen, wurde von den beiden Gegnern ebenso in einer Weise fortgesetzt, daß ein Fremder gewiß zur Annahme versucht gewesen wäre, es handle sich hier um die bloße Production zweier Fechtmeister, wenn nicht das von Haß und Mordlust verzerrte Antlitz des Franzosen und die blanken Degen, auf deren Spitzen der Tod lauerte, von selbst eines Andern belehren mußten. —

Wir würden dem Leser wohl keinen angenehmen Dienst erweisen, wenn wir hier nun den ganzen Verlauf jedes einzelnen Ganges der Duellanten schildern wollten. Dem Fechtkundigen würden wir nichts Neues erzählen, dem Laien jedoch ganz zwecklos mit ein Paar Dutzend Kunstausdrücken den Kopf verwirren. Wir müßten der Mehrzahl vorerst wenigstens begreiflich zu machen suchen, was eine einfache, und was eine forcirte oder Schliff-Parade, was eine Contre-Parade, eine Reprise, ein Battement sei, was man unter den Finten, den Volten u. s. w. verstehe. —

Dahlberg und Brevet hatten bereits acht Gänge gemacht, ohne daß, Dank ihrer gleich großen Geschicklichkeit, auch nur die mindeste Verletzung stattgefunden hatte. Den beiden Kämpfenden begann bereits warm zu werden, namentlich dem Franzosen, der nicht nur in aufgeregterer Stimmung als Dahlberg sich befand, sondern auch diesem an physischer Kraft und Ausdauer weit nachstand.

Monsieur de Brevet knirschte mit den Zähnen, als auch der neunte Gang ganz resultatlos verlief. Er begriff jetzt, daß er seinen Gegner wirklich unterschätzt hatte, daß dessen fortwährend defensive Haltung seine eigenen Kräfte vorzeitig erschöpfen, und Dahlberg, wenn derselbe dann zur Offensive überging, schließlich siegen mußte, denn auf einen Fehler, auf ein Versehen durfte der Franzose nun einmal keine Hoffnung bauen.

Die Duellanten traten den zehnten Gang an. Blitzschnell wechselte Brevet jetzt die Fechtart, indem er den Degen in die linke Hand nahm; er hoffte, dadurch seinen Gegner zu überraschen, dabei voraussehend, daß Dahlberg wohl nicht, wie er selbst, ebenso gewandt mit dem linken Arm werde fechten können. — Für einen, der gewohnt ist, nur mit Rechtsfechtern zu thun zu haben, kann die unverhoffte Begegnung mit einem Linksfechter eine sehr unangenehme Ueberraschung werden, weil ihm alle Begegnungen bei dieser Fechtart neu und unbequem sind.

Zu seinem Entsetzen gewahrte aber der Franzose, daß der vermaledeite deutsche Dickkopf auch hierin ein vollendeter Meister, ja ihm entschieden überlegen sei, so daß de Brevet es für sehr gerathen fand, wieder zum Rechtsfechten überzugehen.

Brevet sah mit dem eilften Gange ein, daß seine Kunst hier zu Ende sei. Er hatte bisher auch alle möglichen Finten angewendet, aber seine schönsten und mit wahrer Meisterschaft ausgeführten Doublés, Contre- und Redoublés, selbst die dreimal fintirten, hatten schließlich nur zur Folge, daß ihm Dahlberg endlich einen Stich in den Arm beibringen konnte.

Nun war es um des Franzosen bisherige, mühsam bewahrte Kaltblütigkeit geschehen. Vor Scham und Wuth schäumend, trug er jetzt auf die Desarmirung seines Gegners an.

Er versuchte einen sogenannten Coup de fouet, welcher darin besteht, daß man mit der Mitte der eigenen Klinge einen kurzen, aber kräftigen Schlag der Degenspitze des Gegners versetzt, wodurch die Waffe der Faust sehr leicht entrissen wird. Aber Dahlberg's Faust war wie von Stahl und sein Degen ruhte in ihr so sicher wie zuvor. Dahlberg begriff, daß jetzt ein Ende gemacht werden müsse und die Zeit dazu auch gekommen sei. Er acceptirte daher die Intention seines Feindes, dem Kampfe durch Desarmirung ein Ziel zu setzen. Freilich konnte er sicher sein, daß, wenn er entwaffnet würde, der Franzose

unedel genug sein würde, ihm den Degen in die Brust zu rennen, während er damit den Kampf für beendigt angesehen hätte.

Brevet versuchte, als er sah, daß er mit einem neuerlichen Coup de fouet nimmer zum Ziele gelangen würde, zuerst ein Croisement, welches ihm aber nur eine zweite leichte Verwundung eintrug; ebenso zwecklos blieb ein Linéament, welches darin besteht, daß man mit eigener Klinge ganz in der Nähe des Degengefäßes die Spitze des Gegners erfaßt, und dann nach vor- und aufwärts einen so nachdrücklichen, schliffartigen Schlag bis gegen das Stichblatt des Widerpartes vollführt, daß demselben gleichsam die Waffe aus der Hand geschnellt wird.

Der Franzose führte dieses Manöver mit großer Behendigkeit und dem Gesammtaufwande seiner schwindenden Kräfte aus. Es war sein letzter Trumpf, auf dessen Gelingen er Alles setzte, selbst die eigene Deckung.

Beinahe wäre ihm auch dieser Entwaffungsversuch gelungen, aber in demselben Augenblicke, wo er glaubte, daß die Klinge aus Dahlberg's Faust durch die Luft sausen werde, stürzte er röchelnd zu Boden; sein Gegner hatte die Blöße benützt, die sich der Franzose gegeben, und einen kräftigen Stoß geführt, so daß seine Klinge wohl an drei Zoll tief in Brevet's Brust eindrang.

Der Zweikampf war zu Ende — Der Chirurg trat jetzt in seine Rechte als Hauptperson ein. Schaudernd und sein Gesicht verhüllend, schleuderte Dahlberg seinen Degen weit von sich, an welchem Brevet's Blut klebte — es war das erste Blut, welches er in seinem Leben vergossen hatte.

Bedenklich schüttelte der Chirurg den Kopf, als er Brevet's Wunde mit der Sonde untersucht hatte. Sein Ausspruch lautete dahin, daß der Tad durch Verblutung sehr leicht eintreten könne, überhaupt für die Erhaltung des Lebens des Verwundeten nur geringe Aussicht vorhanden wäre. — Leichenblaß vernahm Dahlberg dieses Parere, während der alte Jacob sich beinahe wie unsinnig vor Freude benahm, als er seinen geliebten Herrn mit heiler Haut aus dem Kampfe hervorgehen sah.

Einer der Secundanten trat auf den Sieger zu und sagte: „Bei diesem unglücklichen Ausgange des Zweikampfes ist es wohl selbstverständlich, daß Sie nach Wien nicht zurückkehren. Vor der Thüre wartet ein Wagen. In vier Stunden können Sie die ungarische Grenze erreicht haben. — Beeilen Sie sich, Herr von Dahlberg, einen guten

Vorsprung zu gewinnen, bevor in Wien, wohin wir den Verwundeten in einer Tragbahre bringen werden, diese Affaire zu den Ohren der Polizei gelangt."

„Ja, ja, reisen Sie," drang auch der alte Jacob in seinen Herrn, „hier in diesem Kofferchen befindet sich das Allernothwendigste. — Ich selbst eile in unsere Wohnung zurück, packe ein und reise morgen Früh nach Ungarn nach."

Jacob griff mit der einen Hand den Arm seines Herrn, mit der andern hob er den Koffer auf. — Dahlberg folgte mechanisch der zarten, liebevollen Nöthigung seines wackeren Dieners.

Kaum hatte aber der junge Mann einen Schritt ins Freie gethan. als zwei verkleidete Polizeiorgane ihm den Weg vertraten und nach seinem Namen frugen. — Ein geschlossener Wagen hielt vor der Thüre. —

„Belieben Sie nur einzusteigen," mahnte der eine der Schergen.

Dahlberg, in der Meinung, es sei dies der Wagen, der ihn über die Grenze führen sollte, leistete der an ihn ergangenen Aufforderung unbedenklich Folge. — Jacob hingegen glotzte etwas verwundert darein, und als sein Gebieter bereits in den Wagen saß, rief er:

„Aber, was thun Sie denn, gnädiger Herr? Der Reisewagen steht ja dort vorne!"

Aber bevor noch Jacob ausgesprochen hatte, ward der Wagenschlag zugeworfen und die Pferde setzten sich in Lauf.

Der alte Diener, Unheil witternd, rannte dem Wagen nach, so schnell als ihn nur seine steifen Beine zu tragen vermochten, bis zu jenem Thore des Landgutes, welches auf die Himbergerstraße führt. Als er daselbst ganz athemlos anlangte, fand er seine Befürchtungen leider bestätigt.

Statt nach rechts, in der Richtung gegen Ungarn, hatte der Wagen die Straße nach Wien eingeschlagen.

Jacob eilte nach dem Saale zurück, wo der Zweikampf stattgefunden hatte, um von seiner sonderbaren Wahrnehmung Bericht zu erstatten. — Des Dieners Bericht verbreitete unter den vier Secundanten solche Bestürzung, daß sie über Hals und Kopf durch ein rückwärts nach dem Garten gehendes Fenster die Flucht ergriffen, und erst auf einem weiten Umwege über die Felder, durch die Hundsthurmer-Linie herein, nach Wien zurückzukehren wagten.

Auch Brevet's Diener war schon längst unsichtbar geworden.

Jacob verspürte gleichfalls große Lust, sich aus dem Staube zu machen, aber nicht aus Furcht, sondern nur aus Todesangst um das Schicksal seines Herrn. Er konnte jedoch der dringenden Bitte des Arztes, ihn bei der Anlegung des Verbandes und dem Transporte des Verwundeten hilfreiche Hand zu leisten, um so weniger widerstehen, als sein Herr der Urheber dieses Unglückes war, wenn auch nicht freiwillig. —

Als der alte Jacob sich in dieser Beziehung seiner Pflicht entledigt hatte und nach Haus zurückgekehrt war, traf er daselbst nicht seinen Herrn, wohl aber eine polizeiliche Commission, welche inzwischen in die Wohnung eingedrungen war, und alle Tische, Kästen und Schränke einer ebenso eindringlichen als rücksichtslosen Untersuchung unterwarf.

VI.

In der Mausfalle.

Als der Abbé Herrn von Brevet mit der, wie wir sahen, wohlbegründeten Warnung verließ, seinen Gegner ja nicht zu unterschätzen, hatte er ursprünglich die Absicht, sich zu dem Ex-Gaukler und Banditen Morelli zu begeben. Da fiel es ihm bei, daß er bei Ostenried seit vorgestern nicht mehr gewesen sei, und der Staatsrath überdies von dem endlich stattfindenden Duelle zwischen Dahlberg und dem Gemahle der reizenden Madame de Brevet in Kenntniß gesetzt werden mußte, um in dieser Beziehung seine Vorkehrungen zu treffen. — Ursprünglich war verabredet worden, daß in dieser Angelenheit die Polizei jedenfalls einschreiten sollte, aber erst nachdem der Zweikampf vollends zu Ende sein würde. Der Sieger, mochte er nun Dahlberg oder Brevet heißen, war im vorhinein der ganzen Strenge des Gesetzes geweiht, welches über den Zweikampf, namentlich wenn eine schwere Verwundung oder gar eine Tödtung vorfällt, sehr drakonische Bestimmungen enthält, und daher in der Praxis in den meisten Fällen an Unausführbarkeit leidet, zumal wo Stand und Rang der Thäter deren Begnadigung in gewissen hohen Kreisen als eine Nothwendigkeit erscheinen lassen. — Anderseits verleiht unser Strafgesetz dem Zweikampfe einen Nimbus, und eine durch nichts gerechtfertigte exceptionelle Stellung in der Reihe der Verbrechen,

indem man ihn als eine eigene Gattung derselben hinstellt, statt ihn einfach dorthin zu verweisen, wohin er gehört, nämlich in die Kategorie der schweren Verwundungen und des Todtschlages. — Es widerstrebt wahrlich dem gesunden Menschenverstande und dem angebornen Rechtsgefühle, daß zwei Personen, die sich einander gegenüberstellen, um sich mit absichtlich bewaffneter Hand, mit wohlbedachtem Vorsatze und einer an thierische Grausamkeit grenzenden Kaltblütigkeit das Lebenslicht auszublasen, gleichsam einen Ehrenplatz unter den Todtschlägern einnehmen sollen, während man ein Paar Bauern oder Handwerksburschen, die in oft nur zufällig entstandenem Handgemenge sich gegenseitig das Fell gerben und die Nasenbeine einschlagen, kurzweg zu gemeinen Verbrechern stempelt. — Man nehme dem Duelle einfach seinen von der Ehre erborgten falschen Schimmer, man bestrafe es als das, was es in Wahrheit ist, nämlich als eine nichtswürdige, gemeine, in gar keinem Falle völlig zu entschuldigende, nur auf der Thorheit und den längst verrotteten Begriffen der sogenannten Standesehre basirte Verletzung der göttlichen und menschlichen Rechte, und man wird auch diesem mittelalterlichen Reste roher Sitten gar bald den Garaus gemacht haben.

Und welchen practischen Zweck soll überhaupt der Zweikampf haben? Kann der Beweis von Schuld und Unschuld dadurch hergestellt werden? Wenn letzteres möglich wäre, müßte da nicht der größte Klopffechter stets auch der größte Ehrenmann sein? Und solch' lächerliche Consequenzen bringt in Hülle und Fülle die Annahme mit sich, daß durch des Gegners Blut erlittene Unbill abgewaschen werden könne! — Doch genug hiervon. — Kehren wir nach diesen kurzen Reflexionen zu unserer Erzählung zurück.

„Na! Gott sei Dank, daß Sie endlich kommen," rief der Staatsrath dem Abbé entgegen, „ich habe heute schon zweimal, und zwar bereits um sieben Uhr Morgens zu Ihnen gesendet, aber Sie waren bereits ausgeflogen. — Wie stehen Sie mit Morelli? Ist endlich die Sache arrangirt? Nicht achtundvierzig Stunden können wir länger warten. Seine Majestät will innerhalb dieser Frist die Beweise erbracht sehen, daß in Wien wirklich eine geheime, dem Throne Gefahr drohende Gesellschaft existirt, oder wir, sowie die ganze Polizei, gerathen in Gefahr, beim Kaiser um allen Credit zu kommen. Sie wissen, es ist mit unserem Monarchen nicht zu spassen, wenn einmal sein Argwohn und sein Mißtrauen erweckt wurden. Also, mein lieber Krunner,

sehen Sie zu, daß wir bis morgen ein Resultat erzielen; brauchen Sie noch Geld? Reden Sie — Sie dürfen tief, tief in die Casse greifen!"

„Bis morgen?" wiederholte der Abbé mit wichtig thuerischer Miene. Es machte ihm ein großes Vergnügen, daß er den Staatsrath, der ihn mitunter sehr grob anließ, wenn nicht Alles gleich klappte, in der Klemme sah.

„Ja, längstens morgen, oder es gibt Verdruß, großen Verdruß für uns Beide!" grollte der Staatsrath, das Wörtchen Beide sehr scharf betonend, denn er wollte damit eigentlich nur besagen, daß er auf den Abbé alle Schuld schieben würde.

Krunner kicherte laut auf. Ostenried betrachtete den Abbé etwas erstaunt vom Kopf bis zum Fuße; er hielt den Mann etwas angetrunken, denn Krunner war ja sonst das Muster eines devoten, in Demuth und Ehrfurcht schier zerfließenden Kriechers, Lügendieners und Schmeichlers. Der Schurke erkannte aber bald, daß es ein Mißgriff wäre, sein Benehmen so auffallend rasch zu ändern und dadurch etwa seine Maske als geheimer Krösus in unvorsichtiger Weise einem Manne gegenüber zu lüften, der im Entlarven Anderer ohnehin eine so große Routine und Geschicklichkeit besaß.

„Entschuldigen, Excellenz, mein anscheinend respectwidriges Gelächter von zuvor," sagte Krunner mit einer tiefen Verbeugung, ganz zerknirschten Tones; „aber die freudige Genugthuung, schon heute dem Wunsche meines gnädigen Gönners vollkommen entsprechen zu können, ließ mich einen Augenbick einer unziemlichen Heiterkeit Raum geben. Ich befinde mich ja eben hier, um Euer Excellenz zu bitten, in die Leopoldstadt Punkt neun Uhr Abends die erforderliche Assistenz in die Nähe unserer bewußten „Mausfalle" beordern zu wollen."

Ein „Ach!" der tiefsten Befriedigung entstieg der Brust des Staatsrathes, der jetzt bei seinem Schreibepulte zwei kurze Ordres an die Polizeidirection ausfertigte. Einer dieser Aufträge betraf das Duell im Landgute, der andere den, wie wir wissen, von Krunner durch Morelli provocirten, und seither allmählich organirten Club italienischer Mißvergnügter, welche in der Leopoldstadt in der Stadtgutgasse, in der Wohnung eines italienischen Musikmeisters regelmäßig unter dem Vorwande von Singübungen in den späten Abendstunden ihre Zusammenkünfte hielten.

Als Ostenried die beiden Billets geschrieben, unter einen Umschlag gegeben, und durch einen Boten sogleich an die Adresse befördert

hatte, entließ er den Abbé mit sehr gnädiger Miene, demselben eine bedeutende Gratification zusichernd, falls die „Verschwörer gegen Kaiser und Vaterland" glücklich sammt allem „Zugehör" in der „Mausfalle" gefangen sein würden.

Als Krunner das Cabinet des Staatsrathes hinter sich hatte, war er einen Augenblick lang Willens, sich bei Madame de Brevet anmelden zu lassen. Aber bald besann er sich eines Anderen.

„Nein," sprach er zu sich, „ich muß vorerst den Ausgang des heutigen Duells abwarten, bis ich diesen nicht unwesentlichen Theil meines Planes in's Werk setze. — Heute würden meine Unterhandlungen mit der niedlichen Französin rein auf Sand gebaut sein. Morgen, nach dem Zweikampfe, möge derselbe so oder so ausfallen, werde ich weit entschiedener handeln können, denn dann erst vermag ich zu bestimmen, ob Monsieur de Brevet oder Signore Morelli an mir zum Mörder werden soll! Ha, ha, ha!"

Die natürliche Erklärung dieses ebenso sonderbaren, als räthselhaften Ausspruches wird uns der Verlauf unserer Erzählung an die Hand geben.

Ganz wohlgemuthet warf sich Krunner in seinen Fiaker und ließ sich nach der Jägerzeile fahren, um dem ehemaligen Akrobaten und nunmehrigen Pensionär der Frau von Schwalbach einen Besuch abzustatten.

Der Italiener empfing den Abbé mit Zeichen großer Hochachtung und Ergebenheit, denn er hatte diesen seinen Gönner bisher äußerst splendid gefunden. Der schlaue Krunner wußte sich überdies diesen Menschen durch hunderterlei Dienste und Aufmerksamkeiten zu verpflichten, so daß Morelli die Stunde glücklich pries, in der er einen ebenso mächtigen als wohlwollenden Freund gewonnen hatte.

„Heute Abend ist doch bei Sinelli Zusammenkunft?" begann endlich Krunner, indem er sich es auf dem Sopha bequem machte und eine Cigarre anbrannte.

„Und noch dazu eine sehr belangreiche," entgegnete Morelli mit geheimnißvoller Miene.

„Wie so?" warf der Abbé mit verstellter Gleichgiltigkeit hin.

„Gestern Abends," fuhr der Italiener fort, „ist endlich die langerwartete Kiste mit den gewissen Insignien und Utensilien angelangt, und heute wird die erste Sitzung im vollen Ornate stattfinden. Alle unsere Freunde freuen sich darauf bereits wie die Kinder. — Ich

hoffe, mich in der schwarzen Schürze mit den drei silbernen Todtenköpfen ganz prächtig auszunehmen. Ha, ha, ha!"

„Das heißt am Ende doch Alles nichts," warf Krunner achselzuckend ein, „wenn Sie einmal erst eine wirkliche Loge sehen würden, da möchten Sie staunen."

Morelli, der als Italiener an allem Geheimnißvollen und Mystischen großes Behagen fand, und deshalb dem in Rede stehenden Carbonari-Club mit Leib und Seele angehörte, seufzte vor Verlangen laut auf, denn seine üppige, leicht entzündliche Phantasie spiegelte ihm tausend Dinge bald schrecklicher, bald angenehmer Natur von den „Wundern" vor, welche den wirren Mittheilungen zufolge, die er darüber aus den verschiedensten Quellen in sich aufgenommen, in den Freimaurerlogen zu schauen sein sollten. — Der unwissende Morelli glaubte steif und fest daran, daß die Freimaurer im Besitze gewisser geheimer Künste ständen und leibhaftige Hexenmeister wären. Er trug daher großes Verlangen, in diesen Bund heimlich aufgenommen zu werden. In seiner völligen Unkenntniß der Verhältnisse wußte er natürlich nichts von dem himmelweiten Unterschiede zwischen echten Freimaurern und jenen zahllosen Abarten von geheimen Gesellschaften, wie die Carbonari, welche nur die Formen des erhabenen Bruderbundes zu selbstischen Zwecken mißbrauchten.

Zu unserer näheren Aufklärung müssen wir beifügen, daß die Italiener, welche in der Stadtgutgasse im Hause des genannten italienischen Gesangslehrers zusammen kamen, durchwegs dem damals in der Blüte stehenden Carbonari-Unwesen angehörten, welches die ganze italienische Jugend in seinen Reihen zählte und sich die Einigung Italiens auf revolutionärem Wege als Ziel gesteckt hatte. — Da wir in unserem Werke: „Freimaurer und Jesuit" die charakteristischen Unterschiede zwischen echter und falscher Freimaurerei erschöpfend geschildert, und dabei namentlich von den Carbonari ein lebensgetreues Bild entworfen haben, so können wir hier betreff dieses Gegenstandes auf ein weiteres Eingehen füglich verzichten.

Obwohl die österreichische Polizei so gut als wir und jeder andere vernünftige, unparteiische Kenner der Verhältnisse genau wußte, daß die echte Freimaurerei, wie sie schon damals in Deutschland unter dem Schutze mehrerer Regierungen, wie z. B. Preußens, Sachsens, Hannovers und mehrerer kleiner deutscher Fürsten ein verjüngtes Dasein begann, nicht staatsgefährlich, sondern im Gegentheile eine Stütze des

Staates sei, verfolgte man doch leicht begreiflicherweise in allen absoluten Staaten die perfide jesuitische Maxime der Verleumdung, indem man absichtlich Alles, was sich Freimaurer nannte, oder demselben auch nur im Entferntesten ähnlich war, ohne weiters in ein und denselben Topf warf, und als der staatlichen Ordnung zuwider verschrie. — Man suchte daher der Welt glauben zu machen, daß alle Freimaurer ohne Unterschied es auf den Sturz der Throne und eine allgemeine Anarchie abgesehen hätten, und suchte und fand hierzu die nöthigen Beweise mit Leichtigkeit in den Reihen der falschen Freimaurer.

Es darf uns keineswegs Wunder nehmen, wenn Kaiser Franz, bei welchem die Begriffe liberal und staatsgefährlich vollkommen identisch waren, zwischen den harmlosen deutschen Freimaurern und den revolutionären Carbonari, den Communisten und Republikanern gar keinen Unterschied anerkennen wollte. — Ostenried und sein nichtswürdiger Helfershelfer, der Ex-Abbé, hatten daher ganz richtig calculirt, als sie die Entdeckung irgend eines geheimen Clubs, welcher auch nur im Entferntesten und der bloßen Form nach den Freimaurern glich, für vollkommen hinlänglich erachteten, um den Monarchen in seiner einmal vorgefaßten Meinung, daß in Wien eine Loge bestände, und durch deren Entdeckung eine große, nahe bevorstehende Gefahr für den Thron abgewendet werden müsse, vollkommen zu bestärken.

Um das nichtswürdige Gaukelspiel mit der Furcht und den unklaren verschrobenen Ansichten des Kaisers mit Eclat zu gewinnen, hatte daher Krunner Sorge getragen, daß die anfänglichen, nichts bedeutenden Zusammenkünfte von Morelli's Landsleuten im Hause des erwähnten Singmeisters sich allmählich zu einem Club consolidirten, und wieder war es der elende Intriguant, welcher durch sein blindes Werkzeug, den Ex-Banditen, es dahin zu bringen wußte, daß die Clubisten endlich wie von selbst zu dem Wunsche gelangten, sich als förmliche Carbonari-Loge zu constituiren und ihre Mitglieder mit den nöthigen Emblemen zu versehen.

Als Morelli ihm diesen Wunsch, sowie überhaupt Alles, was im Hause des Singmeisters vorging, getreulich meldete, war Krunner sogleich erbötig, die erforderlichen Utensilien beizustellen, und seinen förmlichen Beitritt zur geheimen Carbonari-Loge nunmehr zu erklären.

Morelli überbrachte ihm die Zustimmung der Verschwornen, welche großes Verlangen trugen, endlich den Mann, der ihnen durch die pünktliche Vermittlung sehr kritischer Correspondenzen so wesentliche

Dienste geleistet hatte, persönlich kennen zu lernen und in ihrer Mitte zu begrüßen. Krunner hatte bisher den Besuch des in Rede stehenden Clubs vermieden, wozu für ihn auch ganz triftige Gründe vorlagen. Erstens wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, für seine Person unwillkürlich mehr engagirt zu werden, als die Umstände absolut erheischten, zweitens mußten die Clubisten Schritt für Schritt auf die abschüssige Bahn, auf welcher sie dem Abgrunde sicheren Verderbens unaufhaltsam entgegengleiten sollten, auf möglichst unauffällige Weise und mit Vermeidung jedweden Anscheines seines Zuthuns gelockt werden, und drittens war Zeit erforderlich gewesen, um die erwähnten Carbonari-Insignien aus dem Auslande kommen zu lassen, bei welch' letzterer Machination natürlich die Hand des Staatsrathes von Ostenried auf unsichtbare Weise mitwirkte.

Wer die Strenge kennt, womit damals die österreichischen Grenzen gegen das Ausland bewacht wurden, wird gerne zugeben, daß das „Einschwärzen" der Carbonari-Utensilien in der ganzen schändlichen Intrigue eigentlich das schwierigste Stück Arbeit war, denn Ostenried und Krunner trauten in dieser Angelegenheit nicht einmal der Wiener Polizei, sowie selbstverständlich jede Mitwissenschaft der Zollbehörde ausgeschlossen bleiben mußte. —

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß die in Rede stehende gefährliche Sendung erst vor zwei Tagen auf großen Umwegen in Wien angelangt war. Ebenso begreifen wir, daß Krunner, der Staatsrath mochte drängen wie er wollte, bisher nicht in der Lage sich befand, den Schlußact der zur Satisfaction des Kaisers erforderlichen Hochverraths- und Freimaurer-Komödie in die Scene gehen zu lassen.

„Werden Sie noch vor Abend einen unserer Freunde sprechen?" frug Krunner den Ex-Banditen, der heute sehr ernst, ja niedergeschlagen und besorgt darein sah, denn heute Abends nach constituirter Carbonari-Loge sollte seine förmliche Aufnahme in den Blutbund der „guten Vettern" (so nannten sich die Carbonari unter einander) stattfinden; er hatte so viele schauderhafte Dinge von den furchtbaren Ceremonien, die dabei mit dem „Suchenden" stattfänden, hier und da vernommen, daß ihn großes Bangen beherrschte und er, wenn er nicht bereits sein Wort gegeben und die Rache der Verschwörer gefürchtet hätte, mit tausend Freuden zurückgetreten wäre.

„Wenn Sie es wünschen, kann ich zwei oder drei unserer Freunde

jeden Augenblick treffen," entgegnete Morelli mit einer tiefen Verbeugung.

„Nun gut, dann avisiren Sie einen oder den anderen der „guten Vettern," daß ich heute Abends der Versammlung anwohnen werde; man möge für mich eine Meisterschürze und die Insignien eines Groß-Conservators in Bereitschaft halten, denn ich begleite in der geheimen Regierung des Carbonari-Bundes eine der höchsten Stellen. Um acht Uhr werde ich Sie hier in Ihrer Wohnung abholen. Addio caro mio!"

Der Abbé verließ hierauf Morelli, der mit einem Gemische von Freude und Ehrfurcht seinem Gönner nachblickte.

„Per bacco!" rief der Italiener, auch heute vollkommen getäuscht durch das sichere, selbstbewußte Auftreten Krunner's, „jetzt ist m die merkwürdige geheime Macht und unerklärliche Allwissenheit dieses Mannes begreiflich. Diavolo! Wer hätte dies gedacht? Groß-Conservator?! Das muß schon ein hoher Rang sein, den Signore Krunner bekleidet. Nun kann mir nichts mehr fehl gehen. Und generös ist mein Gönner — beim heiligen Antonio! Seit ich seine Bekanntschaft gemacht, ist mein Schatzkästlein bedeutend schwerer geworden. Und schönes, pures, blankes Gold ist es, was der wackere Mann dazu beigesteuert. Ueber dreihundert Dukaten hat er mir bisher geschenkt. Fürwahr, jeden Schritt den ich für ihn thue, lohnt er glänzender als ein Fürst. Ha! was seh' ich?! Schon wieder ein kleines Beutelchen! Ja, ja, das ist schon so eine noble Manier. Brr! Wiederum zwanzig nette Goldfüchslein. Marsch herein mit Euch zu den Andern! Hi, hi, hi! Evviva il mio buon protettore, evviva, evviva!"

In Morelli wurde der alte Akrobat unwillkürlich lebendig, und in seiner Freude voltigirte er federleicht einige Male über den großen Tisch, welcher in der Mitte seines Zimmers stand. — Dann kleidete er sich rasch an und eilte nach dem Café Stierböck nächst der Ferdinandsbrücke, wo er einen oder den andern der Carbonari zu treffen hoffte. — Er traf dort Signore Bertucci, welcher bisher als Präsident die geheimen Versammlungen in der Stadtgutgasse leitete und nicht wenig Freude darüber bezeigte, als Morelli ihm meldete, daß ihr bisheriger gemeinschaftlicher Freund und Gönner, der „verwälschte" Abbé aus Tirol, heute Abends die erste eigentliche Logen-Versammlung als Gast, und noch dazu als „Gran-Conservatore" durch seine Gegenwart verherrlichen werde. —

Der Abbé erschien Abends pünktlich zur angesagten Stunde in

Morelli's Wohnung. — Beide verfügten sich langsam in die Stadtgutgasse. Krunner blies sich wo möglich noch mehr auf, als gewöhnlich, obwohl es ihm nicht so ganz leicht und wohl ums Herz war. Er wußte, daß die Leute, mit denen er hier zusammentraf, ihm heute oder morgen ohne Bedenken das Lebenslicht ausblasen würden, falls es an den Tag käme, daß er sie hier in eine „Mausfalle" gelockt habe. — Andererseits tröstete sich aber der Schurke mit der Gewißheit, daß der ganze Club spurlos auf dem Spielberg oder in Munkacz verschwinden und keiner der Unglücklichen je mehr lebend das Gefängniß verlassen werde.

Im Vorzimmer des Singmeisters Sinelli wurden der Abbé und Morelli von zwei „Feuerwächtern," wie bei den Carbonari die Aufseher und Ordner der „Köhlerhütten" (vendite) hießen, in Empfang genommen.

Krunner gab mit voller Sicherheit Zeichen, Wort und Griff, sowie die sonstigen Erkennungsmerkmale der Carbonari, und als sodann Signore Bertucci hinzukam, frappirte er auch diesen durch sein würdevolles und fachgerechtes Benehmen. Da Bertucci einen weit geringeren Grad als jenen eines Gran-Conservatore, den der Abbé fingirte, bekleidete, so stellte der bisherige Präsident des Clubs in submissester Weise den Antrag, daß der hohe Gast für den heutigen Abend die Versammlung durch den Vorsitz ehren möge. — Diese Zumuthung lehnte aber Krunner wohlweislich ganz entschieden ab. Es paßte dies weder zu seinem höllischen Anschlage, noch fühlte er sich befähigt, das Ceremoniell zu leiten, ohne auf den Sand zu gerathen und sich dadurch zu verrathen. — Er hatte aus verschiedenen Polizeiakten, die ihm Ostenried zur Verfügung gestellt, die nöthigen Erkennungszeichen der Carbonari und deren wichtigste Formalitäten nur gerade zur äußersten Noth sich angeeignet.

Nichtsdestoweniger besaß er die Frechheit, dem Signore Bertucci unter Anderem auch rundweg zu erklären, daß er den Vorsitz schon deshalb ablehne, um sich zu überzeugen, wie man hier „arbeite," und, seiner Vollmacht als Groß-Conservator gemäß, dann zu entscheiden, ob auch Alles formgerecht vorgenommen werde.

Signore Bertucci, den die Sicherheit, womit der Abbé sich benahm, geradezu verblüffte, zumal der Club diesem Manne wirklich unendlichen Dank für seine unsichtbare, aber doch so werkthätige Wirksamkeit zu schulden schien, ging endlich nicht ohne gewisses Bangen daran, seiner heutigen Aufgabe gerecht zu werden.

Als Loge war ein großes, rückwärts nach einem Garten gehendes Hofzimmer von des Singmeisters sehr geräumigen Wohnung hergerichtet worden. — Einer der Feuerwächter hatte inzwischen den „Suchenden" Morelli in Empfang genommen, und nach der sogenannten „dunklen Kammer" abgeführt.

Während Morelli die „Präparation" bestand, eröffnete Bertucci die Loge in Gegenwart aller Mitglieder des bisherigen Clubs, welche bereits schon anderen Orts förmlich als Carbonori aufgenommen worden waren, und sämmtlich mit schwarzen Schürzen sich bekleidet und die Hüte aufgesetzt hatten.

Die Rede, welche Bertucci hielt, war reich gewürzt mit fulminanten Ausfällen gegen die Unterdrücker Italiens, und es konnte seinen Worten ein gewisser Schwung der Ideen nicht abgesprochen werden. — Auf diese Weise verstrich eine gute halbe Stunde, worauf der „Suchende" mit einer Binde vor den Augen, die linke Schulter entblößt, den nackten linken Fuß mit einem abgetretenen Schuhe bekleidet, von dem einen der Wächter des „Feuers" eingeführt wurde.

In gänzlich unberechtigter Nachäffung des so ehrwürdigen echten Freimaurer-Rituales lassen auch die Carbonari ihre „Suchenden" die sogenannten drei Reisen antreten.

Als Morelli an der Hand seines Führers eben die erste Reise antreten sollte, wurde im Vorgemache, welches noch durch zwei andere Zimmer von der Loge getrennt, ein dumpfes Geräusch vernehmbar, welchem alsbald ein einziger, aber gellender Aufschrei des dort wachehaltenden „dienenden Bruders" folgte. Maßlose Bestürzung ergriff alle Anwesenden, und alsbald trat in der Carbonariloge eine gräuliche Verwirrung ein.

„Rette sich wer kann!" hieß jetzt das Losungswort, das sich zwanzig Kehlen in wahrer Todesangst entrang.

VII.

Glücklich salvirt.

Als der Lärm und das Angstgeschrei der überraschten Carbonari erscholl, glaubte Morelli, der mit verbundenen Augen dastand, daß dies nur zu den sogenannten physischen Proben gehöre, welchen man

die „Suchenden“ zu unterwerfen pflegt, um ihren Muth und ihre Standhaftigkeit zu prüfen. — Sein bisheriger Führer hatte ihn, natürlich nur auf eigene Rettung bedacht, stehen gelassen; aber geduldig hielt Morelli die Stöße und Püffe aus, welche er in dem allgemeinen Wirrwar von seinen sich wie sinnlos geberdenden Landsleuten empfing. Da er ein eidliches Versprechen geleistet hatte, die Binde vor den Augen nicht eigenmächtig zu lüften, möge auch kommen, was da wolle, so ertrug er seine unerquickliche Lage mit männlichem Muthe, immer von dem Wahne befangen, daß Alles, was um ihn vorging, absichtlich geschehe und derart sein müsse. — Selbst als er vernahm, daß die Thüre mit donnerähnlichem Gekrache eingebrochen wurde, und Waffengeräusch ganz in seiner Nähe ertönte, blieb er fest wie ein Felsen stehen, bis er sich am Arme gepackt und etwas unsanft fortgerissen fühlte. — Auch dies ließ er ohne Widerstand geschehen. Er hörte, daß eine Thüre hinter ihm und seinem unbekannten Führer rasch zugeworfen und von Innen verriegelt wurde. — Eine Secunde später ward ihm die fatale Binde von den Augen gerissen. Er befand sich in einem stockfinsteren Gemache.

„Ruhig, keinen Laut!“ gebot leise eine Stimme, die er als jene Krunner's erkannte.

„Per Dio,“ rief Morelli, jetzt erst Unheil ahnend, „was gibt es eigentlich da draußen?“

„Was es gibt? Polizei gibt es da draußen!“ höhnte Krunner, kaum im Stande, seine Freude über den gelungenen Verrätherstreich zu bemeistern.

Der sonst riesenstarke Morelli war nahe daran, aus Schrecken in Ohnmacht zu fallen.

„Wir sind verloren!“ lallte, er und begann sich die Haare zu raufen.

„Noch nicht!“ flüsterte der Abbé, „noch nicht, wenn Sie Vernunft annehmen. — Diese Tapetenthüre, die ich glücklicherweise in der Noth entdeckte, schützt uns wenigstens für einige Minuten. — Unsere Freunde geben sich, wie Sie hören, nicht so leicht gefangen; der Kampf wird noch einige Minuten dauern. Und diese Galgenfrist wollen wir benützen. Vor Allem kleiden Sie sich wieder an. Hier sind Ihre Kleider. Zum Glücke kenne ich die Oertlichkeit sehr genau. Wir werden uns durch dieses Fenster in den Garten retten können.“

Während der Abbé dem am ganzen Leibe zitternden Morelli Muth einsprach, hatte er das Fenster aufgerissen und scharf ins Freie

hinausgeblickt. Das kleine Gemach lag zwei Stockwerke hoch. — Unbemerkt legte Krunner ein Packet Briefe auf eine Commode. Es waren lauter gefährliche Correspondenzen, deren Auffindung bei der nachfolgenden Hausuntersuchung die Verhafteten noch mehr ins Unglück stürzen mußte, als es bereits die Entdeckung der Carbonari-Loge von selbst mit sich brachte.

„Wir sind gerettet, mein theurer Freund!" sagte Krunner, „der Himmel segne die gütige Hand, welche gerade unter das Fenster hier eine Leiter postirte. Mag es nun Zufall oder Absicht sein, wir werden von diesem bequemen Mittel Gebrauch machen, statt einen lebensgefährlichen Sprung zu wagen. Also frisch und getrost mir nach."

Die letzteren Worte sprach Krunner in das Zimmerchen hinein, da er mit den Füßen bereits auf den obersten Sprossen der Leiter stand. Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß dieser die Flucht so sehr begünstigende Apparat von einer dem Abbé befreundeten Hand hierher geschafft, und der nichtswürdige Verräther von allen Localverhältnissen schon längst vortrefflich unterrichtet worden war.

Während der Abbé mit großer Bedächtigkeit und Vorsicht die Leiter hinabstieg, machte Morelli von seiner handwerksmäßigen Kunstfertigkeit Gebrauch, indem er, statt die Sprossen zu benützen, mit beiden Füßen die Leiterbäume umschlang und sich blitzschnell herabrutschen ließ, so daß der Abbé kaum Zeit gewann, durch einen raschen Seitensprung Kopf und Schulter vor einem heftigen Anpralle zu salviren.

Beide Männer zogen nun die Leiter hinweg, um ihre etwaigen Verfolger zu einem weiten Umwege zu zwingen. — Der Abbé leistete jedoch diesem, von Morelli ausgegangenen Rathe nur zur Bewahrung des Scheines Folge, weil er ganz gut wußte, daß man ihn nicht belästigen werde. Hatten doch vielmehr die Häscher ihm die Tapetenthüre freigehalten und gethan, als ob sie seine und Morelli's Anwesenheit gar nicht bemerken würden.

Mit einer Gemächlichkeit, welche dem Italiener völlig unerklärlich schien, trat endlich der Abbé die Fortsetzung der Flucht an, welche übrigens außerordentlich leicht bewerkstelligt werden konnte. Der Garten, in welchem man sich befand, war von einem anderen nur durch eine kaum vier Schuh hohe Planke getrennt, und durch diesen zweiten Garten, zum sogenannten „Volkert" gehörig, vermochte man ohne alle Schwierigkeiten in die untere Taborstraße zu gelangen, welche zu jener Zeit fast noch gar nicht verbaut und um diese Stunde ebenso finster als menschenleer war.

Als Krunner und sein Schützling die genannte Straße glücklich und völlig unbehelligt erreicht hatten und Morelli sich jetzt aus der ersten und größten Gefahr errettet sah, fiel ihm ein anderer Gedanke centnerschwer auf's Herz. —

„O Dio mio, o Dio mio!" begann er zu jammern, „in welches Unglück haben Sie mich gestürzt! Mein ganzes Geld, mein schönes Geld, Alles wird verloren sein. Wie kann ich es wagen, in meine Wohnung zurückzukehren? Gewiß wartet dort bereits die Polizei auf mich. Man wird Alles mit Beschlag belegen und ich bin, wenn ich auch meine Freiheit rette, ein Bettler, ärger wie jemals. O Dio, o Dio!"

„Vor der Hand sind Sie nur ein Esel!" grollte Krunner. „War nicht Ihr Gesicht mit einer Binde bedeckt, als die Polizei eindrang? Wer sollte also schon jetzt wissen, daß Sie mitschuldig sind? Ich gebe zu, daß Einer oder der Andere der Verhafteten später plaudern wird, denn die Polizei besitzt sehr drastische Mittel, um den Verstockten das Siegel der Verschiegenheit von hintenher zu lösen. Nach meiner Ansicht riskiren Sie im Augenblick gar nichts, wenn Sie nach Hause eilen und Ihren kleinen Mammon retten, eine Bagatelle, die ich Ihnen übrigens auf einen Heller vergüten werde, falls Sie wirklich darum kämen."

Morelli schwankte zwischen Furcht und Habgier, sowie auch ein Anflug von Argwohn und Mißtrauen gegen seines Gönners großmüthiges Versprechen ihn beschlich. — Dem Abbé hingegen war damit wirklich Ernst, denn was konnte ihm, dem Millionär, auch daran liegen, nöthigenfalls Morelli's Ersparnisse im Betrage von höchstens dreitausend Gulden zu decken, ein winziges Sandkörnchen gegen jene unermeßlichen Schätze, die er selbst besaß. —

„Damit Sie sehen," fuhr Krunner fort, „daß ich meinen Ausspruch nicht für einen leeren Trost ansehe, will ich Sie auf der Stelle in Ihre Wohnung begleiten. Kommen Sie."

Nun waren freilich alle Besorgnisse des Italieners geschwunden, denn der Abbé riskirte ja dabei anscheinend seine Freiheit, und Morelli konnte doch nicht voraussetzen, daß sein Gönner, dessen Klugheit zu bewundern er schon so oft Gelegenheit fand, nicht etwa muthwillig den Kopf selbst in die Schlinge stecken werde. —

In der Nähe der Carmeliterkirche angelangt, nahm Krunner einen Wagen, um desto schneller nach der Jägerzeile zu gelangen. — Die achte Abendstunde hatte soeben geschlagen. Die Hausthore standen also noch offen, und unbemerkt gelangten daher Morelli und Krunner in des

Ersteren Wohnung, wo rasch das Nöthigste gepackt und dann nach dem Wagen geschafft wurde. Am andern Tage sollte der Miethsherr durch einen Brief, dessen Besorgung der Abbé übernahm, von der plötzlich nothwendig gewordenen Abreise Morelli's verständigt, dessen baldige Rückkehr aber in Aussicht gestellt und zu diesem Behufe eine vierteljährige Miethe beigeschlossen werden. — Durch letzteres wurde jeder Schein einer Flucht vermieden und der üblen Nachrede wirksam vorgebeugt, denn wer generös bezahlt, gilt in den Augen der Welt immer für honnet.

Als Morelli und sein Gönner wieder im Wagen saßen, lag Ersterem natürlich auf der Zunge: „Was nun?"

Krunner hingegen, mit seinem Plane bereits längst bis in's Detail im Reinen, kam jedoch dem Italiener zuvor, indem er sagte:

„Sie müssen, mein lieber Morelli, nicht nur Wien, sondern auch Oesterreich, ja, den ganzen europäischen Continent für lange Zeit verlassen, und ganz in derselben Lage befinde auch ich mich. Außer England und der Schweiz bietet uns keiner der übrigen Staaten hinlänglich Garantie für unsere persönliche Freiheit. Wir müssen also trachten, recht bald den Canal La Manche zu überschreiten, denn ich trage sehr geringes Verlangen, mich in Helvetiens romantischen Thälern zeitlebens zu begraben. Unsere Zukunft verlangt ein anderes Terrain.

Morelli, der von England einen sehr nebelhaften Begriff besaß, machte ein langes Gesicht, zumal es für ihn noch einen andern sehr triftigen Grund gab, die nothwendig gewordene Flucht als ein großes Unglück zu betrachten. Er zögerte auch nicht, dieser seiner Mißstimmung sofort Ausdruck zu geben. —

„Ach, Eccellenza," jammerte der Ex-Bandit, „Sie haben da leicht reden! Sie sind ein reicher, ein vornehmer Mann, aber ich, ich armer Teufel, zertrümmere mein kaum neu gegründetes Glück, meine ganze Zukunft, wenn ich Wien verlasse. Vernünftigerweise muß ich annehmen, daß Frau von Schwalbach meinen Gehalt nicht in England ausbezahlen wird, wo es überdies theuer, sehr theuer sein soll. Die schönen, schönen Füchse in dieser kleinen Casette da werden also immer weniger werden, statt neue Gesellschaft zu erhalten. Denn ich bin klug genug, meine große Unwissenheit, meinen Mangel an Schulbildung einzusehen, und werde daher nie die Thorheit begehen, mein kleines Vermögen in gewagten Speculationen zu riskiren."

„Wie viel bezogen Sie bisher von Frau von Schwalbach?" unterbrach der Abbé kurz die Jeremiaden des Italieners.

„Fünfzig Gulden, eine Summe, von der ich bisher stets die Hälfte zurückgelegt habe, denn ich bin ein guter Wirth.“

„Eine wahre Bagatelle!“ bemerkte Krunner verächtlich, denn seit Kurzem rechnete dieser Mann nur noch nach Hunderttausenden.

„Bitte, bitte Excellenza!“ deprecirte Morelli ganz entschieden, „ich würde mich mehr als glücklich schätzen, wenn ich dieses Gehalt für mein ganzes Leben mir gesichert wüßte.“

„Ihre Genügsamkeit freut mich, mein lieber Morelli und soll Ihnen dafür auch der Lohn ohne Verzug werden. Ich bin im Stande, Sie zum reichen Mann zu machen. Hören Sie. Ich besitze in England einen Zwillingsbruder, welcher ein Krösus in des Wortes vollster Bedeutung ist. Man schätzt sein Vermögen auf mindestens zwölf Millionen Gulden. Obwohl wir schon seit Jahren einer dummen Liebschaft wegen auf ziemlich gespanntem Fuße leben und, einem getroffenen Uebereinkommen gemäß, uns nie begegnen, so ist Master Henry Hamilton, diesen Namen führt mein Bruder schon seit zwanzig Jahren, doch insoweit ein ganz guter Kerl, daß er mich stets mit Geld reich bedenkt und Jedem, den ich ihm anempfehle, seine Gunst im vollsten Maße angedeihen läßt. Ich kann Ihnen daher in seinem Dienste eine gute Stelle verschaffen. Gehen Sie also getrost nach London, und warten Sie dort Hamilton's Rückkehr aus New-York ab. Es mag drei, auch sechs Monate dauern, bis Sie sich meinem Bruder vorstellen können. Ich wiederhole es feierlich, daß Henry für Sie sorgen wird, und damit Sie sehen, wie ernstlich ich mich mit Ihrer Zukunft beschäftige, gebe ich Ihnen hiermit einen Vorschuß von zweitausend Gulden; das Leben in England ist theuer, sehr theuer, und ich wünsche ausdrücklich, daß Sie sich allmählich daran gewöhnen, als echter Gentleman aufzutreten und sich dadurch auf jene Rolle, welche Sie in Master Hamilton's Dienste bekleiden werden, in kürzester Frist vorzubereiten.“

Morelli glaubte von einem Traume befangen zu sein, aber er konnte unmöglich in seines Gönners Worte Zweifel setzen, als ihm Krunner ein ganzes Bündel Banknoten, — es war so ziemlich der Rest seines Baarvermögens — in die Hand drückte und sagte:

„Wir werden sogleich bei der Mariahilferlinie anlangen. Es ist nothwendig, daß wir uns jetzt trennen. Ich kehre in die Stadt zurück, um meine Angelegenheiten zu ordnen; Sie aber fahren mit diesem Fiaker bis Purkersdorf, der ersten Poststation, weiter, und trachten dann, recht bald den Rhein zu erreichen, auf dessen blauen Wogen Sie nach

Rotterdam hinabschwimmen. In dieser Stadt werden Sie hundert Fahrzeuge finden, um nach London zu gelangen. Hier die Adresse des Bankhauses in der City, an welches ich Ihnen meine Briefe zusende, und durch dessen Vermittlung ich nöthigenfalls auch von Ihnen Nachrichten erhalten kann. — Und nun, Gott befohlen; der Augenblick unserer Trennung ist da. Handeln Sie genau nach meinen Ordres und Sie werden schließlich nicht bereuen, den Dienst der Frau von Schwalbach mit jenem von Master Henry Hamilton vertauscht zu haben.“ —

Der Wagen hielt. Krunner stieg aus und der Kutscher empfing von ihm den Auftrag, den anderen Herrn zu Purkersdorf in einem Gasthofe abzusetzen. —

Der Abbé und der Italiener winkten sich noch einen letzten Gruß mit den Händen zu und der Wagen rollte zur Mariahilferlinie hinaus. — Krunner nahm eine andere Miethkutsche und ließ sich nach der Herrengasse fahren, um dem Herrn Staatsrathe von Ostenried noch in später Abendstunde heute zum zweiten Male seine Aufwartung zu machen. —

Der Staatsrath las soeben einen kurzen Bericht, der ihm betreffs der in der Stadtgutgasse entdeckten Carbonari-Loge zugekommen war.

„Gut, daß Sie kommen, mein lieber Krunner,“ rief Ostenried dem Abbé schon beim Eintritte entgegen, „der Coup ist also glücklich gelungen, aber nur eines ist mir unklar — warum zogen Sie den gewissen Morelli mit sich in das bewußte Seiten-Cabinet? Es war doch verabredet, daß dieser Mensch gleich den Uebrigen „verschwinden“ solle, Der Commissär, der die Arretirungen vornahm, schreibt: „Um keinen Verstoß zu begehen, habe ich Herrn Krunner zwar gewähren lassen, lehne aber jede etwa hieraus entspringende Verantwortlichkeit ab.“ — Nun, warum handelten Sie so? — Nicht nur der Fürst, sondern auch der Kaiser werden darüber genauen Aufschluß verlangen.“

Krunner verbeugte sich ehrfurchtsvoll und erwiderte ohne in Verlegenheit zu gerathen:

„Excellenz werden alsbald die Gründe würdigen, warum ich Morelli gerettet habe. Ich that es nur in Ihrem Interesse, denn dieser Mensch würde bei den Verhören entsetzliches Unheil angerichtet haben.“ —

„Ich verstehe Sie nicht,“ rief Ostenried kopfschüttelnd, „wenn er recht gravirend gegen seine Mitschuldigen ausgesagt hätte, um so besser!“

„Entschuldigen, Excellenz,“ entgegnete Krunner mit großer Sicher-

heit, „Morelli würde nicht bloß gegen seine Mitschuldigen sehr gravirend ausgesagt haben.“

„Erklären Sie sich endlich ausdrücklicher,“ gebot der Staatsrath ziemlich herrischen Tones, „meine Zeit ist gemessen. Noch in dieser Nacht muß ich dem Fürsten meine Meldung über die erfolgten Verhaftungen erstatten.“

„Euer Excellenz,“ begann Krunner nichts weniger als eingeschüchtert, „Eure Excellenz zwingt mich zu einer Aeußerung, welche ich lieber ungesprochen lassen würde — doch kann ich nicht anders — die Sache ist zu ernst. Ich mußte Morelli laufen lassen, um nicht die Ehre von Euer Excellenz im höchsten Grade zu compromittiren.“

„Mein Herr!“ schnaubte der Staatsrath auffahrend, „was unterfangen Sie sich? Was kann meine Ehre mit jenem Lumpenpack zu schaffen haben.“

„Excellenz vergessen, daß jener Morelli Pensionär und Agent der Frau von Schwalbach ist und, der Himmel weiß, wie dies zuging, in seinen Händen ein Document sich befindet, welches über ein am 20. Februar 1808 vorgefallenes Ereigniß gar sonderbare Aufschlüsse gibt. Wahrscheinlich hat Morelli dieses malitiöse Schriftstück der Frau von Schwalbach gestohlen — doch dies ist Nebensache; die Hauptsache war, daß Morelli mit diesem Documente in der Tasche nicht arretirt wurde. — Ich habe ihm auch zur weiteren Flucht verholfen, und rechne dabei auf die volle Billigung und wirksame Unterstützung von Euer Excellenz.“

Der Staatsrath war, während Krunner derart sprach, ganz vernichtet in einen Sessel gesunken und der Angstschweiß trat auf seine Stirne.

„Haben Sie das Document gelesen?“ stammelte endlich Ostenried ganz verwirrt und warf lauernde Blicke auf den Abbé. —

„Nein, Excellenz!“ erwiderte Krunner mit frecher Stirne; „die Sache ging folgendermaßen zu — als ich heute Abends Morelli in seiner Wohnung abholte, um uns gemeinschaftlich nach der Stadtgutgasse zu begeben, bemerkte ich, daß der pfiffige Italiener bei meinem Eintritte eben im Begriffe stand, mit ganz besonderer Sorgfalt ein Blatt Papier in seiner Brieftasche zu verwahren. Morelli, von mir befragt, was dieses Blatt eigentlich bedeute, antwortete anfangs sehr ausweichend; endlich bekam ich doch aus ihm heraus, daß es die Bescheinigung eines wichtigen Documentes sei, welches der Schlaukopf einem Freunde in

London zur Aufbewahruug zugesendet hatte. Meine Neugierde wuchs und schließlich gelang es mir, Morelli zu bewegen, daß er mir die in Rede stehende Bestätigung vorwies. — Ich las beinahe wörtlich Folgendes: „Der Endesgefertigte bescheinigt hiermit, ein Document zur Aufbewahrung übernommen zu haben, welches sich auf eine am 20. Februar 1808 betreff des k. k. Staatsrathes von Ostenried in Wien und der Frau Emilie von Schwalbach, gebornen Comtesse von Finkenburg, stattgehabte Vorfallenheit bezieht und den Schuldbeweis dieser beiden Personen herstellt. — Die Ausfolgung des mir anvertrauten Documentes darf nur erfolgen gegen schriftliche Ordre des Herrn Antonio Morelli aus Udine und gegen Beibringung des Beweises, daß derselbe eine solche Ordre im Vollgenusse seiner persönlichen Freiheit ausgestellt hat.“ —

„Und wer hat diese Empfangsbestätigung ausgestellt?“ frug der Staatsrath mit verdüsterter, sorgenschwerer Stirne.

„Die Unterschrift war total unleserlich,“ entgegnete Krunner ohne alle Verlegenheit, „ich weiß nur, daß die betreffende Person zu London in der Great Dover Street wohnt. — Ich würde mir übrigens getrauen, aus Morelli noch mehr herauszubringen und mich vielleicht sogar in den Besitz jenes Documentes zu setzen, welchem Euer Excellenz einen so bedeutenden Werth beizulegen scheinen.“ —

„Oh, ich Thor,“ murmelte der Staatsrath vor sich, „daß ich mich von der Sirene beschwatzen ließ, das fatale Document ihren Händen, den Händen eines unvorsichtigen Weibes anzuvertrauen.“ —

„Aha!“ frohlockte Krunner bei sich, „das war wieder einmal glücklich auf den Strauch geschlagen. Mit geblendeten Augen habe ich in's Schwarze getroffen. Das Weitere wird sich jetzt ganz von selbst geben. Krunner, Du bist wirklich ein verdammt gescheidter Kerl. Ein Paar aufgeschnappte Phrasen betreff jenes sonderbaren 20. Februar 1808 richtig angewandt und der sonst so durchtriebene Herr von Ostenried sitzt Dir auf, wie ein Gimpel.“ —

Inzwischen hatte sich der Staatsrath wieder gesammelt. Er sah ein, daß er sich dem Abbé gegenüber eine arge Blöße gegeben und sagte:

„Ich weiß gar nicht, wie es überhaupt möglich ist, daß mein Name mit der ganzen dummen Geschichte auf solche Weise in Verbindung kam. Geht mich ja am Ende gar nicht an; nur aus purer Gutmüthigkeit, aus christlicher Nächstenliebe trat ich ein einziges Mal für die Fehltritte Anderer ein und da hat man's nun. Ich gestehe ein,

daß es mir nicht unlieb wäre, wenn das fragliche Document, welches ich entweder vernichtet oder bei Frau von Schwalbach gut aufgehoben wähnte, durch Morelli oder sonstwie, Sie verstehen mich wohl, mein lieber, guter Krunner, in meine Hände gelangen könnte. — Ich würde Demjenigen, der dies zu Stande brächte, dankbar, sehr dankbar mich erweisen." —

„Wenn Euer Excellenz gestatten, werde ich den Versuch wagen, diesen Dank zu verdienen. Ich bin bereit, schon morgen nach London abzureisen." —

„Bravo, mein wackerer Krunner!" rief der Staatsrath sichtlich erfreut, „offen gesagt, erwartete ich von Ihnen dieses Anerbieten, aber es gibt in dieser Sache noch einen kleinen Umstand, den Sie gefälligst berücksichtigen wollen. Ihr Vorhaben kann Monate in Anspruch nehmen und London ist ein theures Pflaster. Andererseits sind meine Mittel, wie Sie ohnehin wissen, ziemlich beschränkt, daher ich Sie gebeten haben möchte, betreff der Depensen sich der möglichsten Einschränkungen zu befleißen."

„Aber, Excellenz," lachte der Abbé, „aber, Excellenz werden doch nicht selbst die Kosten dieser Mission tragen wollen? Ei, wozu gäbe es denn geheime Fonds? Haben wir nicht die schönste Gelegenheit zur Hand, auch diese Affaire auf Staatskosten abzuthun?"

„Erklären Sie sich deutlicher, mein Freund!" entgegnete Ostenried lebhaft und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Schlaukopf Krunner gewiß einen ganz practischen und ausführbaren Anschlag im Schilde führe. —

„Die Sache ist ganz einfach, Excellenz," sagte der Abbé ohne Bedenken, „wir schrauben in unseren Berichten den Signore Morelli zu einer hochwichtigen politischen Persönlichkeit empor; machen wir ihn z. B. auf dem Papier zum Chef eines italienischen Revolutions-Comités in London, welches hauptsächlich nach Oesterreich seine Netze auswirft. Euer Excellenz kostet es bei Fürst Metternich nur ein Wort, und ich erscheine in den Augen Seiner Durchlaucht als die geeigneste Persönlichkeit, um in London die hochverrätherischen Umtriebe aufzuspüren und hieher zu berichten. Mit Geld und Vollmachten von der Staatskanzlei reichlich ausgestattet, reise ich von Wien ab, um mit Signore Morelli jenseits des Canals „ad majorem Austriae gloriam" meine jetzigen Beziehungen wieder anzuknüpfen. — Und Letzteres wird auch redlich geschehen, dessen können Sie sich versichert halten, Excellenz!"

Krunner schloß mit einer tiefen Verbeugung. Der Staatsrath ergriff lebhaft die Hand des geriebenen Schurken und sagte:

„Wir verstehen uns, mein lieber Krunner, ohne viele Worte. Bringen Sie mir morgen bis zehn Uhr Früh Ihre Relation und um zwei Uhr werden Geld, Paß und Empfehlungsschreiben aller Art auf meinem Bureau für Sie bereit liegen.“

Der Staatsrath reichte seinem Agenten nochmals die Hand zum Abschiede und setzte sich hierauf an seinen Schreibtisch, um nunmehr auf Grundlage eines inzwischen eingelaufenen zweiten ausführlichen Polizei-Berichtes über die entdeckte Carbonari-Loge jenen „allerunterthänigsten Vortrag“ auszuarbeiten, welcher am nächsten Morgen dem geängstigten Monarchen einen neuen Beweis liefern sollte, daß nur polizeiliche Wachsamkeit und Thätigkeit den von der „Revolution“ stets umlauerten Thron wirksam zu schützen und zu stützen vermöge.

Der wegen London combinirte Plan Krunners reussirte in der That vollkommen. Als der Abbé am folgenden Tage Punct zwei Uhr auf dem Bureau des Staatsrathes erschien, lagen, wie Ostenried versprochen, Geld und Creditive schon bereit, und noch ehe der Abend hereinbrach, trat der geheime Chargé d'affaires mittelst Extrapost seine weite Reise an.

Auf der ersten Poststation, in Purkersdorf, stieg Signore Moreni ganz wohlgemuthet in seinen Wagen.

Krunner hatte dem Italiener noch in der Nacht, gleich nach seiner Entfernung aus Ostenried's Wohnung, durch einen expressen Boten avisiren lassen, seine Ankunft ruhig abzuwarten, um dann gemeinschaftlich die lange und langweilige Fahrt nach London zurückzulegen.

Wir dürfen wohl als selbstverständlich voraussetzen, daß der Abbé seinen dem Volumen nach kleinen, im Werthe aber enormen Schatz wohl geborgen mit sich führte. Die Reise mochte ganz glücklich und ohne besondere Zwischenfälle vor sich gegangen sein, denn nach vierzehn Tagen empfing der Staatsrath von Krunner einen Brief voll der tröstlichsten Zusagen und Aussichten betreff der Zustandebringung des fatalen Documentes.

Sodann vergingen volle zwei Monate, ohne daß der Abbé auch nur eine Silbe von sich hören ließ.

Ostenried wurde unruhig und veranlaßte, daß durch die Staatskanzlei der österreichischen Gesandtschaft in London der Auftrag wurde, nach dem geheimen Chargé d'affaires Sebastian Krunner eindring-

liche Recherchen anzustellen. Die Antwort erfolgte rascher, als man erwarten durfte, aber sie lautete wenig befriedigend. — Alle Anzeichen schienen darauf hinzudeuten, daß der Vermißte kurz nach jener Zeit, wo er seinen ersten und letzten Brief nach Wien geschrieben, in einer Seitengasse Londons in einem verrufenen Hause beraubt und ermordet worden sei. — Auf Verlangen der österreichischen Gesandtschaft schritt die englische Sicherheitsbehörde nach einem weiteren Monat, also etwa ein Vierteljahr, als das in Rede stehende Verbrechen von gänzlich unbekannten Thätern verübt worden sein sollte, zur Exhumirung der Leiche, welche man im arg verstümmelten Zustande aufgefunden hatte, und die seither bereits ganz unverhältnißmäßig rasch in Verwesung übergegangen war, so daß die anwesenden Gerichtsärzte einstimmig die Meinung aussprachen, es habe hier irgend eine künstliche Zuthat zur Beschleunigung des Auflösungsprocesses stattgefunden.

Indessen mußte die Commission nach englischen Gesetzen das Verdict fällen, daß die exhumirte Leiche jene des vermißten Krunner sei, weil ein einwandsfreier Zeuge die bisher fragliche Identität beschwor. Dieser Zeuge war — Signore Antonio Morelli, der, wie die Erhebungen darthaten, den deutschen Abbé sehr genau kannte, jedoch, wie zweifellos feststand, an der Ermordung des Exhumirten unmöglich betheiligt sein konnte.

Als die ziemlich umfangreichen Akten über die hier nur ganz in Kürze gemeldeten Resultate in Wien einlangten, befiel den Staatsrath von Ostenried eine große Unruhe — das böse Gespenst, welches sich für ihn an den 20. Februar des Jahres 1808 knüpfte, stand unabläßig in Riesengröße und mit zähnefletschendem Grinsen vor seiner Seele. Wir werden an späterer Stelle die Höllenpein, deren Beute der Staatsrath geworden, ganz begreiflich finden.

Mit schwerem Herzen entschloß er sich jetzt zu einem Schritte, der ihm erspart geblieben wäre, falls Krunner wegen des Documentes Wort gehalten hätte.

Er schrieb an Frau von Schwalbach, welche noch immer zwischen den Bergen weilte, zur Stunde der nahen Stunde gewärtig, wo Florencourt's Sprößling das Licht der Welt erblicken würde.

Ostenried's bisheriges Stillschweigen gegen diese Dame war übrigens ein wohlberechnetes. — Durch Krunner's geniale Gaukeleien völlig irre geführt, glaubte er wirklich steif und fest daran, daß Morelli der Frau von Schwalbach ein Document entwendet habe,

welches sich auf den „Fluch seines Lebens,“ den 20. Februar des Jahres 1808 bezog, ein Beweis, daß ein solches Schriftstück wirklich existirte, wie es Krunner's kühne Conjecturen nur geahnt hatten. — Ferner sind wir daraus zu dem Schlusse berechtigt, daß der Staatsrath offenbar Frau von Schwalbach gegenüber einen Vortheil zog, wenn er das Document in seinen Besitz brachte, das heißt, daß dieses Document in den Händen der Eigenthümerin des „Perlhofes“ mehr oder minder eine Waffe gegen ihn selbst abgeben konnte.

Jetzt aber, wo durch Krunner's Tod jede Aussicht schwand, aus dem alleinigen Besitze des Documentes Vortheil zu ziehen, vielmehr dadurch, daß diese zweischneidige Waffe sich in den Händen eines Dritten befand, dessen Person und Absichten man nicht kannte, für den Staatsrath und Frau von Schwalbach die Gefahr eine beiderseitige, eine solidarische wurde, durfte er wohl nicht lange zögern, seiner Bundesgenossin von dem Sachverhalte Mittheilung zu machen.

Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er mit umgehender Post von Frau von Schwalbach folgende Antwort erhielt:

„Eure Excellenz!

„Wenn ich das weitläufige, volle acht Quartblätter umfassende Schreiben Euer Excellenz nicht einmal in annähernd erschöpfernder Weise erwidere, so mögen Sie dies, Herr Staatsrath, durch ganz triftige Gründe für entschuldigt erachten. — Erstens ist mein, Euer Excellenz ohnehin genügend bekannter körperlicher Zustand nicht dazu angethan, mir das Schreiben als eine angenehme Beschäftigung erscheinen zu lassen, und zweitens ist durch das unerklärliche Entkommen meines Gemals vom Spielberge auch im Uebrigen meine Lage eine keineswegs erfreuliche geworden, abgesehen davon, daß dieser mein zweiter Fehltritt durch die Herzlosigkeit und unehrenhafte Indiscretion des Grafen von Florencourt mich vielleicht für immer in der „guten Gesellschaft“ unmöglich gemacht hat. — Der Hauptgrund der Kürze dieses Schreibens liegt aber darin, daß ich, offen gesagt, Ihren Brief gar nicht verstehe. — Eure Excellenz sprechen von einem auf den unheilvollen 20. Februar 1808 bezüglichen Documente, welches entwendet worden und in unrechte, gefährliche Hände gerathen sein soll. — Ich habe nicht ermangelt, gleich nach Erhalt Ihres Schreibens alle auf das genannte Datum bezugnehmenden Papiere genau durchzusehen und — fand sie ebenso unversehrt als vollzählig. — Es wäre mir übrigens rein unerklärlich, wie gerade jener Morelli, der ein einziges Mal mein Haus betrat, in der

Lage gewesen sein sollte, an meinem so wohl und sorgsam verwahrten kleinen Archive einen Diebstahl zu begehen. —

„Euer Excellenz sind daher, was den Gegenstand der Frage anbelangt, offenbar in einer mir nicht erklärlichen Weise mystificirt worden und mögen Sie sich überzeugt halten, daß ich von jenen Rechten, welche mir die in Rede stehenden Documente verleihen, vollen Gebrauch zu machen, ebenso sehr Willens als befähigt bin.

„Verbleibe mit größter Hochachtung Ihre ganz ergebenste

Emilie v. Schwalbach, geb. Comtesse v. Finkenburg."

„Ein wahrer Satan, dieses Weib!" brummte der Staatsrath ärgerlich vor sich hin und hob den am Schlusse für ihn, statt mit Tinte, mit Cyankali geschriebenen Brief vorsichtig in einem geheimen Fache seines Schreibpultes auf.

Dann ging er mit verschränkten Armen eine Weile im Zimmer auf und ab.

Argwohn, Trug und Hinterlist, diese Triebfedern und der maßgebende Leitstern seines ganzen Denkens und Handelns, machten auch jetzt auf die Richtung seiner Gedanken ihren maßgebenden Einfluß geltend. — Gewohnt, stets anders zu schreiben und zu sprechen, als er dachte und wollte, war er leicht in Irrthum zu führen, wo ihm die volle, unverfälschte Wahrheit entgegen trat. Da nun Frau von Schwalbach's Brief wirklich auf Wahrheit beruhte, er sich aber gerade von dieser Seite her nur schlauer Winkelzüge versah, so gerieth er alsbald auf die Idee, daß die gewandte Intriguantin den Verlust des Documentes nur bemänteln wolle, um sich in seinen Augen als gefährliche Gegnerin zu behaupten.

„Pah!" rief Ostenried endlich verächtlich aus, „meine liebe Frau von Schwalbach, bange machen gilt nicht. Sie befinden sich in derselben fatalen Lage, wie ich; das heißt, uns Beiden starb dieser Krunner sehr ungelegen!" — — —

VIII.

In Laxenburg.

Julius von Dahlberg ward schon vierundzwanzig Stunden nach dem auf dem „Landgute" bei Wien stattgefundenen Zweikampfe von der

Polizei an das Criminalgericht, welches sich zu jener Zeit am Hohen Markte befand, abgeliefert. —

Die Untersuchung fand einen ungewöhnlich raschen Abschluß, da nicht nur der Fall an und für sich klar und einfach war, sondern auch Dahlberg bis auf die Namhaftmachung der Secundanten ein vollkommen wahrheitsgetreues Geständniß abgelegt hatte. —

Die Verwundung seines Gegners erwies sich glücklicherweise als keine tödtliche, mußte jedoch sowohl vom gesetzlichen als chirurgischen Standpuncte aus als eine sehr schwere bezeichnet werden. — Sechs Wochen nach dem Zweikampfe lag der Ausspruch der Aerzte vor, daß Monsieur de Brevet wenigstens ein volles Jahr zur gänzlichen Wiederherstellung benöthigen würde. —

Baron Eichberg setzte alle Hebel in Bewegung, um von seinem gefangenen jungen Freunde das demselben bevorstehende harte Los abzuwenden, gleichzeitig darauf bedacht, dem Verwundeten eine möglichst gute Pflege zu verschaffen. Abgesehen davon, daß Eichberg sich zu letzterem schon als Mensch, als Freimaurer verpflichtet fühlte, hoffte er auch für Dahlberg einen wesentlichen Milderungsgrund zu erzielen, wenn der Franzose recht bald sein Krankenlager wieder verlassen konnte. —

Wir müssen hier nebenbei erwähnen, daß der Baron von dem Duelle gar keine Ahnung besessen hatte. Dahlberg, der die unbedingt absprechenden Ansichten seines väterlichen Freundes betreff des Zweikampfes kannte, und sicher sein durfte, daß der Baron sogar ein entschiedenes Veto eingelegt haben würde, hatte, wiewohl mit schwerem Herzen, darauf verzichtet, den alten Herrn, vor dem er sonst doch kein Geheimniß bewahrte, in's Vertrauen zu ziehen.

Nicht ganz zwei Monate nach dem Duelle erfolgte der Urtheilsspruch des Gerichtes erster Instanz. Er lautete auf — zwei Jahre schweren Kerkers. — Ein Schrei der Entrüstung erscholl in allen adeligen Kreisen der Residenz. Nicht nur, daß man allgemein Herrn Julius von Dahlberg als einen liebenswürdigen, echt chevaleresken Charakter schätzte, fand man auch das Ausmaß der Strafe viel zu groß, ja unerhört, zumal es sich ohnehin gleichsam als eine Rechtsgepflogenheit eingebürgert hatte, daß die Polizei bei derlei Affairen sich blind und taub benahm, wenn die Sache nur halbwegs dem großen Publicum gegenüber mit Heimlichkeit betrieben wurde, mochte dann der Ausgang auch ein noch schlimmerer sein, als im vorliegenden Falle.

Es lag klar zu Tage, daß sich zu Schaden des Angeklagten

mächtige, unsichtbare Einflüsse geltend gemacht hatten. — Der Recurs, welchen Dahlberg ergriff, und nicht nur Eichberg, sondern auch andere hohe Cavaliere auf das Bereitwilligste durch ihren Einfluß unterstützten, hatte blos einen rundweg abweislichen Bescheid des Appellations-Gerichtes zu Folge, welches den Ausspruch erster Instanz vollinhaltlich bestätigte, und sich nicht einmal zur geringsten Herabminderung des Strafausmaßes bewogen fand.

Nun blieb nur mehr der Gnadenweg an den Kaiser offen. Aber auch diesfalls stellten sich jedem Versuche unübersteigliche Hindernisse in den Weg. — Eichberg wurde mit seiner Bitte um eine Audienz rundweg abgewiesen und ein schriftliches, an den Monarchen gerichtetes Gnadengesuch simpliciter der „Stell'" zur Begutachtung zugewiesen. Als es endlich einem der befreundeten Cavaliere denn doch gelang, bei Seiner Majestät gelegenheitlich eine Fürbitte für Dahlberg einzulegen, runzelte Kaiser Franz, offenbar sehr übel gelaunt, die Stirne und sagte: „Wir wern's schon machen" — was bekanntlich so viel hieß, als daß nichts geschehen werde.

Die liebreizende Hermine und Baron Eichberg begegneten sich seit dem unglücklichen Duelle sehr häufig. — Das Fräulein gewann den alten ehrwürdigen Herrn gar bald unendlich lieb. Welch' wohlthuender Unterschied lag in dem herzlichen, offenen Wesen, in den stets von edlen Gefühlen und Motiven geleiteten Handlungen Eichberg's im Vergleiche mit ihrem streng egoistischen, rabulistischen, immer nur auf Fuchspfaden scheichenden Papa, den zu achten und zu lieben ihr nicht selten völlig unmöglich wurde.

Diese durch des armen Dahlberg Verhaftung zu Stande gekommenen innigen Beziehungen der schönen Hermine zu Eichberg machten eine Zwischenperson nothwendig, da der Baron um keinen Preis Ostenried's Haus je mit einem Fuße betreten haben würde, anderseits aber es wohl unziemlich gewesen wäre, daß Hermine den alten Herrn in dessen Wohnung besuchte. — Das Fräulein und Eichberg trafen sich daher bald im Lusthause im Prater, bald in Schönbrunn, bald im Volksgarten, Erstere stets begleitet von Madame de Brevet, welche man in's Vertrauen gezogen hatte. Die Französin ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich Herminen dienstbar und gefällig zu erweisen und auf diese Weise den mitunter heftigen Scenen, in welchen die Tochter des Hauses der Geliebten des Familienhauptes ihre zweideutige Stellung sehr fühlbar zu machen pflegte, ein Ziel zu setzen. —

Inzwischen rückte der Zeitpunct immer näher, wo Dahlberg die Strafe antreten mußte, wo es keinen weiteren Aufschub mehr, weder im Recurs, noch Gnadenwege geben konnte. — Die „Stell'," welche das Gnadengesuch vom Cabinet des Kaisers zur Aeußerung erhalten hatte, verharrte natürlich jetzt nur noch um so eigensinniger auf dem einmal angenommenen Standpuncte, und es wäre Thorheit gewesen, daß Kaiser Franz in seiner Pietät und heiligen Scheu vor jeder „Stell'," deren jede für ihn als ein Areopag von Ehrwürdigkeit und Weisheit dastand, es wagen könnte, von dem Rechte der Begnadigung Gebrauch zu machen, zumal man ihm von gewisser Seite her eingeredet hatte, wie nothwendig es wäre, dem Adel gegenüber, in dessen Kreisen seit einiger Zeit sehr bösartige Bonmots gang und gebe, ein Exempel zu statuiren, welches zugleich dem murrenden Volke als ein Act vollendeter Justiz, als ein Beweis der Gleichheit aller Stände vor dem Gesetze eingeredet werden konnte. —

Der Baron und Hermine hatten bisher hundert schöne Pläne, mitunter sogar der abenteuerlichsten Natur entworfen, um Dahlberg zu retten. Der alte Herr vergaß ganz und gar, welch' unübersteigliche Scheidewand zwischen dem schönen Mädchen und seinem Schützlinge bestand, und daß er durch die mit Herminen anknüpfte innige Freundschaft eigentlich einen Zustand schuf, der die Verhältnisse später nur noch unleidlicher gestalten mußte.

Da tauchte in Herminen's rastlos arbeitendem Gehirne ein Gedanke auf, von welchem sie sich übrigens nur bei ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und Unkenntniß der Personen und Verhältnisse ein vollständiges Gelingen versprechen konnte.

Ihr Plan kam ihr so schön, ja unfehlbar vor, daß sie beschloß, denselben vor Jedermann geheim zu halten und ihren alten Freund Eichberg erst mit der Nachricht ihres Sieges zu überraschen.

Zwei volle Tage lang schloß sich Hermine in ihr Boudoir ein und schrieb und schrieb mit unermüdlichem, unverdrossenem Eifer; zehn Concepte vernichtete sie, bevor sie endlich das Richtige in Form und Inhalt gefunden zu haben glaubte, und dreimal schrieb sie ihr zwei große volle Bogen umfassendes Elaborat ab, denn obwohl Hermine eine ebenso schöne als feste Hand führte, wollte sie doch dieses Mal Ungewöhnliches leisten. Es war in der That ein kleines Meisterstück von Kalligraphie, welches sie schließlich zu Stande gebracht hatte. — Sorgfältig hüllte sie die Schrift in einen Umschlag, damit selbe ja nicht be-

schmutzt werde; als sie damit zu Ende kam, war die Zeit zum Diner angebrochen.

Der Staatsrath sah heute ganz vergnügt darein, bei ihm eine große Seltenheit. Lächelnden Mundes erzählte er seiner Tochter und der Madame de Brevet, daß der Fürst Metternich Wort gehalten und gestern den Antrag unterschrieben habe, dem Staatsrathe von Ostenried, in Anerkennung seiner besonderen Verdienste um den Allerhöchsten Thron, den Stefansorden II. Classe taxfrei zu verleihen. —

„Nun, Hermine!" fuhr der Staatsrath mit bei ihm ungewöhnlicher Redseligkeit fort, „was sagst Du dazu? Diese Ehre für einen Inländer! Und weißt Du, daß damit auch meine Erhebung in den Freiherrenstand verbunden ist? Du wirst Baronesse, mein Kind, he — ist das nicht ein Glück, ein großes Glück?"

Der Staatsrath erhob sein Glas und Madame de Brevet, seine Absichten errathend, brachte auf den künftigen Freiherrn von Ostenried ein dreifaches Hoch aus.

Ostenried dankte so würdevoll und befriedigt, als ob er das Adelsdiplom bereits in der Tasche gehabt hätte. — Dann fuhr er fort:

„Die Huld des Fürsten gegen meine Person kennt wahrlich keine Grenzen. Seine Durchlaucht hat mich für morgen mit einer kleinen Mission beauftragt, deren ich mich in Laxenburg bei Seiner Majestät entledigen soll, um Allerhöchstdenselben gleichsam an die mir zugedachte Gnade zu mahnen. Ich werde daher morgen schon um sechs Uhr Früh aufbrechen, um dem Kaiser wie zufällig auf der Promenade durch den Park zu begegnen."

Hermine sah diese Mittheilungen ihres Vaters als einen Wink des Himmels an, daß ihr Plan offenbar durch eine glückliche Fügung der Umstände begünstigt werde.

„Wenn," calculirte das naive Mädchen, „der Kaiser meinem Vater so wohl gewogen ist, so wird er der Tochter dieses von ihm so sehr ausgezeichneten Mannes gewiß eine Bitte nicht versagen. Ich will schon machen, daß die Sache recht effectvoll ausfällt und ich selbst mich gut ausnehme."

Am folgenden Morgen verließ Hermine schon um fünf Uhr Morgens ihr Lager, und machte, ohne ihre Zofe herbeizurufen, rasch Toilette. Sie zog ein einfaches, rehbraunes Kleid an, frisirte ihr üppiges, blondes Haar möglichst einfach, und setzte einen lichten, runden Strohhut auf, der fast gar keinen Aufputz trug. Und gerade diese, an Aermlichkeit

streifende Einfachheit hob nur um so mehr die Tadellosigkeit und das seltene Ebenmaß ihres hohen schlanken Wuchses und die Lieblichkeit ihres schönen, kindlich-naiven, Anmuth und Sittsamkeit widerspiegelnden Antlitzes.

Punct sechs Uhr verließ der Staatsrath das Haus, um die unten harrende, mit zwei Schimmeln bespannte Hofkutsche zu besteigen. Mit flüchtiger, fast zitternder Hand warf jetzt Hermine ein paar, für Madame de Brevet bestimmte Zeilen auf ein Blatt Papier, und nachdem sie sich mit großer Aengstlichkeit überzeugt hatte, daß ihr Ridicule, wie man damals die Handtäschchen der Damen nannte, die mit so vielem Fleiße ausgearbeitete und rein geschriebene Schrift wirklich barg, huschte sie, zum ersten Male in ihrem Leben, allein aus dem Hause. Der Zufall begünstigte diesen Beginn ihres abenteuerlichen Unternehmens, denn nicht nur, daß Niemand im Hause ihre Entfernung bemerkt hatte, wurde sie auch der großen Sorge und Unannehmlichkeit, erst lange nach einem Wagen zur Fahrt nach Laxenburg suchen zu müssen, durch einen zufällig des Weges kommenden Fiaker enthoben. — Der Kutscher schmunzelte etwas sonderbar, als er seinem schönen Fahrgaste in den Wagen half.

„Das gibt gewiß ein Rendezvous in Laxenburg," dachte der Fiaker bei sich, „und wetten will ich, daß es ihr erstes ist, sonst wäre sie nicht gar so schüchtern und verlegen."

Der Fiaker ließ nun die Pferde ausgreifen als Wiener Fiaker. In einer Viertelstunde hatte er schon zu Anfang der Laxenburger-Allee die schwerfällige Hofkutsche, in welcher der Staatsrath saß, überholt. Hermine stand einen tödtlichen Schrecken aus, als der Fiaker nach beliebter Manier mit nur einem Zoll Distanz an der Hofkutsche plötzlich vorübersauste. Sie duckte sich rasch in ihrem offenen Wagen zusammen und hielt das Taschentuch sich vor das Gesicht. Aber Herr von Ostenried hatte sie nicht bemerkt. Er war zu tief in seinen Gedanken versunken, um auf irgend etwas zu achten, was außerhalb seiner Kutsche vor sich ging.

Der Fiaker, welcher vor der Hofequipage um eine gute Viertelstunde in Laxenburg anlangte, stellte dort beim „Stern" ein. — Hermine eilte auf dem nächsten Wege in den Park, in ihrer Verwirrung ganz darauf vergessend, ihrem Kutscher, der sie ja gar nicht kannte, eine Darangabe oder Sicherstellung zu leisten. Der Fiaker war aber galant genug, seinen schönen Fahrgast deshalb nicht zurückzuhalten. Der Mann hatte sich in seinem Geschäfte hinlänglich Menschenkenntniß erworben, um überzeugt zu sein, daß er keine leichte Person oder gar

eine Schwindlerin vor sich habe, sondern das Kind guter Eltern. Es bangte ihm daher keinen Augenblick um sein Fahrgeld, und einen „Vierzeiligen" summend ging er daran, mit des Hausknechts Hilfe die Pferde auszuspannen und in den Stall zu führen.

Wir müssen nun dem schönen Laxenburg einige Aufmerksamkeit widmen. Wir werden uns, weil die meisten unserer Leser diesen herrlichen, eines großen Monarchen wahrhaft würdigen Sommeraufenthalt ohnehin durch eigene Beschauung kennen gelernt haben, dabei weniger mit einer Beschreibung der Oertlichkeiten, als mit einer kurzen Darstellung geschichtlicher Ereignisse befassen, deren Schauplatz Laxenburg in früheren Jahrhunderten gewesen und welche, wie leider die ganze Geschichte unseres engeren Vaterlandes, unter den Massen so wenig bekannt und gewürdigt sind. —

Laxenburg hieß vor Alters Lassendorf oder Laxendorf. Der Markt kommt schon 1224 in Urkunden vor, wo ein Albrecht von Lassendorf erscheint. — Mit einem Albert dieses Namens scheint im Jahre 1284 dieser Stamm erloschen zu sein. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war Laxenburg bereits im Eigenthum der Herzoge von Oesterreich, und Herzog Albrecht II., bald der Lahme, bald der Weise genannt, ist der Erbauer des alten Schlosses. Sein Sohn, Herzog Albrecht mit dem Zopfe, erweiterte 1377 den alten Bau und ließ vom Leopoldsberge bei Wien mehrere marmorne Säulen, Statuen und Steinarabesken hierherbringen. Dieser Herzog starb in Laxenburg den 29. August 1395. Zum unersetzlichen Schaden für die Würdigung der alten nationalen Kunst sind alle diese Gegenstände in den Verwüstungen der Türken- und Kuruzzen-Kriege spurlos untergegangen.

Albrecht mit dem Zopfe schuf damals die sogenannte Mönchsau, früher zum Stifte Heiligenkreuz gehörig, mit großen Kosten in einen geräumigen Lustgarten um, in welchem es schon damals Teiche, Canäle, Springbrunnen, systematisch geordnete Baumgruppen, Brücken und gute Wege gab. Besonders hatte Albrecht seine Freude mit einem zierlichen Drehwerke, das auf einem viereckigen thurmartigen Gebäude mitten in einem Teiche angebracht war, und zu welchem man mittelst eines hohen gedeckten Ganges von der Burg aus gelangen konnte. —

Die Burg war nach damaliger Sitte ringsum mit einem Wassergraben umgeben. In Vischer's und Pfeffel's „Ansichten" ist sie im damaligen Zustande zu sehen.

Im fünfzehnten Jahrhunderte gelangte Laxenburg, nachdem es wiederholt zwischen den verschiedenen Linien des Hauses Habsburg als Zankapfel gedient, in den Besitz Kaiser Albrecht II., welcher es 1439 nebst den Schlössern Starhemberg, Wartenstein und Mödling an seine Oheime, die Herzoge Friedrich V. und Sigmund von Oesterreich, verpfändete.

Im Jahre 1455 wurde Laxenburg alleiniges Eigenthum Kaiser Friedrich III.; dieser nahm mehrere Veränderungen an dem Schlosse vor, und brachte auch an vielen Orten desselben seine bekannte Lieblingsdevise: A. E. J. O. U. an.

Im Jahre 1461 stellte sich Albrecht VI. von Laxenburg ins Feld, und zog die Hilfstruppen an sich, die ihm der ungarische Palatin, Michael Ursin, zugeschickt hatte, um den Kaiser, seinen Bruder, zu bekriegen. — Es wurde jedoch am 5. September ein Waffenstillstand vermittelt. — Albrecht zog sich nach Ebersdorf und Schwechat zurück, während Kaiser Friedrich V. im Schlosse Laxenburg seinen Hauptmann Lorenz Khribitsch (auch Tristan genannt) zurückließ, und nach Wien ging, um den daselbst ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen. — Dieses Unternehmen schlug aber fehl, denn der Kaiser wurde von den empörten Wienern in seiner Hofburg belagert und sah sich schließlich gezwungen, Oesterreich zu verlassen.

Das Gesindel, welches sich um des Kaisers unnatürlichen Bruder Albrecht geschaart hatte, glaubte, daß jetzt der richtige Zeitpunct gekommen sei, Laxenburg durch einen Handstreich zu nehmen. Der oberwähnte Khribitsch brach jedoch mit seinen Reitern aus dem Schlosse hervor, und zersprengte die Wegelagerer derart, daß ihnen die Lust zu einem zweiten Angriffe für immer verging. Leider ließ sich dieser wackere und bisher seinem Kaiser so treue Haudegen durch den sowohl Friedrich als Albrecht gleich meineidigen Wiener Bürgermeister Wolfgang Holzer im Jahre 1463 verleiten, nach Wien zu ziehen, wo er bekanntlich auf dem Hofe enthauptet wurde.

Johann von Rohrbach besetzte nun Laxenburg mit seinen Räubern, die von hieraus auch Leopoldsdorf einnahmen und im Lande umher vielen Schaden anrichteten, bis sie Veit von Ebersdorf und Hanns v. Schroll daraus vertrieben.

Nach Albrecht VI. am 2. December 1463 erfolgten Tode trat wieder Ruhe in Oesterreich ein, und Laxenburg kam neuerdings in Kaiser Friedrich's Hände.

Als nach König Mathias Corvinus Tode der römische König Maximilian I. die ungarische Besatzung aus der Burg von Wien verjagt hatte, zog auch die ungarische Garnison heimlich von Laxenburg ab, welches hiemit am 31. Januar 1491 wieder in österreichische Hände kam, und der Obhut eines k. Vicedoms übergeben wurde, dessen erste Sorge es war, das Schloß und die Kirche wieder herzustellen.

Dieser ruhige Zustand dauerte aber nicht lange. Im Jahr 1529 wurde Laxenburg eine Beute der Türken.

Im Jahre 1682 wurde hier das sogenannte Laxenburger Bündniß zwischen Oesterreich, Sachsen, Baiern, Hessen, Braunschweig, Lüneburg, dem fränkischen und schwäbischen Kreis geschlossen, um den Osten und Westen gegen die Türken und Franzosen wirksamer als bisher zu vertheidigen.

Seit dem zweiten Einfall der Türken (1683) war das Laxenburger-Schloß öde und eingestürzt. — Kaiser Leopold I. ließ das Schloß und die Pfarrkirche neu bauen; derselbe Monarch legte die beiden von Wien und Schönbrunn nach Laxenburg führenden Alleen an, Josef I. setzte das Werk seines Vaters fort, und sein Nachfolger Kaiser Karl VI. bewohnte Laxenburg stets zur Frühlingszeit. Maria Theresia kaufte 1774 von dem Feldmarschall Grafen Daun den „blauen Hof,“ baute an dessen Stelle ein neues Schloß, und ließ das alte Schloß und den Garten verschönern, welcher durch Ausfüllung des Schloßgrabens an Ausdehnung gewann. Auch Josef II. lebte gerne in Laxenburg und that gleichfalls Vieles zur Verschönerung des Parkes.

Seine gegenwärtige Herrlichkeit erreichte jedoch Laxenburg erst unter Kaiser Franz. Die Ritterburg, oder Franzensburg, die schiffbaren Canäle, die Teiche, die Arena, und viele andere neue Anlagen entstanden unter diesem Monarchen.

Die größte Sehenswürdigkeit von Laxenburg bildet unstreitig die Ritterburg, eine äußerst glückliche Nachahmung einer solchen. Diese Burg liegt auf einer Insel, beinahe inmitten des großen Teiches und steht auf der Rückseite durch Brücken mit dem festen Lande in Verbindung.

Der Anblick dieses Baues mit der malerischen Unregelmäßigkeit seiner Einzelntheile, aus deren Mitte der große, runde Wartthurm emporragt, ist wirklich überraschend.

Wir wollen etwas das Innere dieses höchst interessanten Baues betrachten.

Begibt man sich von der Wasserseite her mittelst der Fähre zur Ritterburg, so betritt man zuerst einen massiven Vorthurm, den sogenannten Knappenhof. Dieser Theil stand isolirt und wurde erst später durch die großen Zu- und Zwischenbauten mit der eigentlichen Burg in Verbindung gebracht. — Hier wohnen die Castellans, welche den Fremden das Innere der Burg zeigen. — An den Knappenhof stößt der Vogteihof, von zwei herrlichen Linden beschattet. Hier befindet sich der mit einem Eisengitter verschlossene Eingang, der in die eigentliche Burg führt. Eine lange gewölbte Vorhalle nimmt uns auf. Schon dieser Eingang enthält viel Interessantes. Zu beiden Seiten bewachen ausgestopfte Hellebardiere diese Halle. Im Hintergrunde an der Stiege steht Stefan Fadinger, der berühte Anführer im oberösterreichischen Bauernkriege.

Von dieser Vorhalle wird der Fremde zuerst rechts in die Sattelkammer geführt. Hier sieht man das Gebilde Ferdinand I. in schöner Rüstung zu Pferde; echte Turniersattel vom Kaiser Maximilian I., dann Tournierlanzen, Wurfspieße, Carroussellanzen, uralte Sporen mit drei Rädern, u. s. w.

Der Sattelkammer gegenüber ist die Rüstkammer, auf acht Säulen ruhend. Deutsche, türkische, schwedische Waffen, Waffen aus den Bauernkriegen erregen hier unsere Aufmerksamkeit. Die Gebilde Kaiser Karl IV., Philipp II., König von Spanien, Kaiser Karl V., Alle in echter Rüstung, und Letzterer mit einem kostbaren, höchst merkwürdigen Schilde; Mathias I. mit einem sonderbar geformten Schild; Maximilian I. auf einem sonderbar geformten Sessel aus Elengeweih sitzend, den er sich kurz nach seinem bekannten Abenteuer auf der Martinswand selbst angefertigt hatte; Maximilian II. in prächtiger Rüstung; drei weibliche Rüstungen; die Rüstung Karl des Kühnen von Burgund, welche er in der Schlacht bei Nancy trug; der Bataillehut Kaiser Karl V., der Paradehelm desselben Kaisers mit Darstellungen aus der Aeneïde; die Rüstung Montezuma's, des letzten eingebornen Kaisers der Mexicaner; der Helm Gottfried's von Bouillon; das Schwert Philipp des Guten, Herzogs von Burgund, ein Schwert aus der Säge eines Schwertfisches u. s. w.

Aus der Waffenkammer tritt man in den prachtvollen, in akustischer Form gebauten Habsburgersaal, in welchem auf siebzehn Postamenten von rohem, rothen Marmor die Standbilder des österreichischen Kaiserhauses von Rudolf V. bis auf Maria Theresia aus carrarischem Marmor und in Lebensgröße dargestellt sind. Diese

Statuen ließ Prinz Eugen von Savoyen anfertigen; sie waren ursprünglich für das Belvedere bestimmt; sie sind von großer Schönheit, leiden aber an einiger Manierirtheit des vorigen Jahrhunderts. Ueber jedem Standbild stellt ein Wandgemälde irgend einen erhebenden Moment aus dem Leben dieser siebzehn Herrscher vor. — Den Saal ziert ein kunstvoller Kronleuchter aus der Domkirche zu Eger. — Aus dem Habsburgersaal gelangt man in zwei Empfangssäle, in welch' ersterem ein schöner, aus dem Schlosse Greifenstein hierher übertragener Plafond unsere Aufmerksamkeit vor Allem mit Recht in Anspruch nimmt. Die uralten Ledertapeten stammen aus Klosterneuburg und der alte, merkwürdig construirte Ofen aus dem Stifte Wilhering in Ober-Oesterreich.

An den zweiten Empfangssaal stößt zur Linken die Schatzkammer, ein rundes, gothisch verziertes Gemach, in welchem sieben an den Wänden angebrachte Glasschränke alte Kunstschätze und Kostbarkeiten bergen. —

Aus der Schatzkammer gelangt man durch ein Gesellschaftszimmer in die Speisehalle, welche mit rothem und weißem Marmor bekleidet ist und schöne Glasmalereien enthält. — Von dem Speisesaal führt ein kleines Vorgemach, die sogenannte „Zofenstube," in die Gemächer der Burgfrau, besonders merkwürdig durch die Original-Porträts von Herzog Ernst von Oesterreich und dem berüchtigten Don Carlos. Wenn wir sodann die Spinnstube und ein Erkerzimmer durcheilt haben, gelangen wir in den Prunksaal, in welchem zuerst der Thron den Blick auf sich zieht. Der Plafond, von prachtvoller Holzarbeit und seltener Politur, ist an 500 Jahre alt und stammt aus Zwettl. Ein über 400 Jahre altes Clavier steht in einer Nische. —

An historischer Merkwürdigkeit übertrifft jedoch die Capelle alle übrigen Räumlichkeiten. — Diese Capelle ist die alte Hofcapelle in der ehemaligen Burg der Babenberger in Klosterneuburg, welche 1220 von Leopold dem Glorreichen erbaut und dem h. Johannes dem Täufer geweiht wurde. Der Tabernakel, aus drei Stücken Sandstein bestehend, ist 700 Jahre alt und stammt von dem ersten Bau der Stiftskirche in Zwettl. Ebenso alt ist die Malerei an dem Gangfenster, welches aus der alten Pfarrkirche zu Steyr hierher gebracht wurde. —

Unter den Kirchengeräthschaften ist auch die Monstranz aufbewahrt, mit welcher der Priester von Zirl (bei Innsbruck) dem Kaiser

Max I. den Segen gab, als sich dieser auf der Gemsjagd verstiegen hatte. —

Einen unheimlichen Eindruck bringen das Burgverließ, der Gerichtssaal und das Hungerloch auf uns hervor, Alles getreu der einstigen schaurigen Wirklichkeit nachgebildet. — Unser Gemüth erheitert sich erst wieder, wenn wir ein Stockwerk höher den Trinksaal betreten haben, welchem die großen gemalten Bogenfenster einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Saales ist noch ein altdeutsches Spiel, das Reimspiel, bestehend aus einem runden Tische, auf dessen Marmorplatte altdeutsche Reime eingegraben sind, in deren Mitte ein Pfeil auf einer leicht beweglichen Spindel befestigt ist.

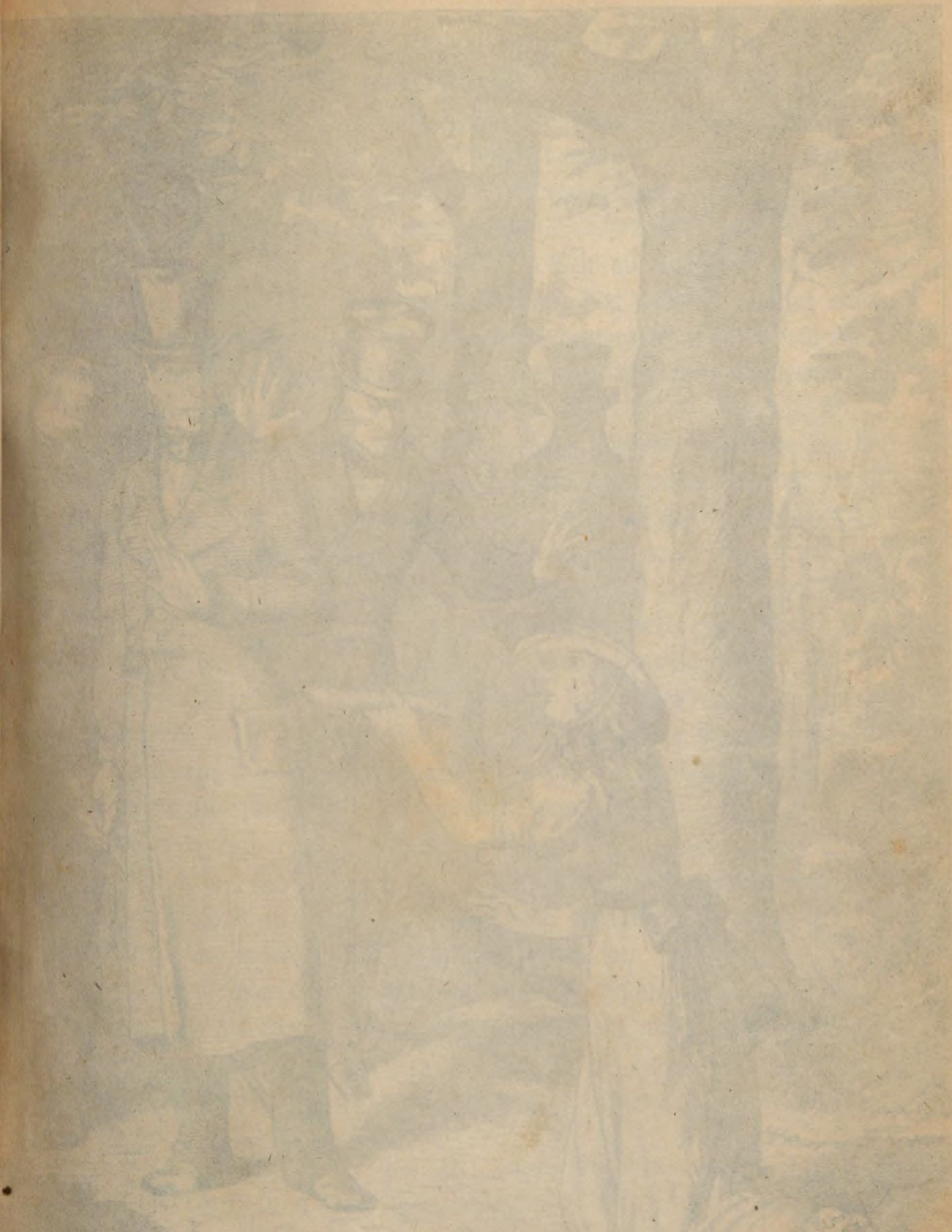
Aus diesem Trinksaal steigen wir nun über 175 Stufen auf des Wartthurmes Plattform, welche das Glockengerüste trägt, und von da auf die noch höhere Zinne des Rondellenthurmes. Von hier aus genießt man eine herrliche Aussicht.

Wir hätten hier noch die Gastzimmer, die Wohnung des „Burgpfaffen," den ungarischen Krönungssaal und den Lothringersaal zu beschreiben, wir müssen jedoch zu dem Gange unserer Erzählung zurückkehren. —

Hochklopfenden Herzens hatte Hermine in der Nähe des Rosen- und Hollunderflors, welcher nicht leicht an einem anderen Orte der Welt in solch' üppiger und harmonischer Schönheit anzutreffen ist, wie in Laxenburg, und den rückwärtigen Theil des Lustschlosses im weiten Rahmen ziert, Posto gefaßt, um sogleich des Kaisers ansichtig zu werden, wenn derselbe zur Morgenpromenade seine Schritte nach dem Parke lenken würde. —

In banger Erwartung verstrich dem holden Kinde auf diese Weise eine gute halbe Stunde. — Endlich wurden zwei „Staberlwächter," heutzutage Hofgensdarmen genannt, sichtbar, welche durch eine Glasthüre in den Park heraustraten, und sodann auf den Wink eines nachfolgenden Hofbeamten die Richtung nach der Maierei einschlugen. Alsbald wurde auch der Kaiser sichtbar, an dessen Seite der Staatsrath schritt, vor Freude strahlend über die seltene Huld und Gewogenheit, womit ihn der Monarch empfangen und zum bevorstehenden Spaziergange als Begleiter geladen hatte.

Hermine schalt sich jetzt selbst über ihre plötzliche Unentschlossenheit. Dahlberg's Bild trat vor ihre Seele und verlieh ihr wieder volle Entschiedenheit des Denkens und Handelns. —





Mit Entrüstung wandte sich der Kaiser von der schönen Bittstellerin ab.

Im Vorbeigehen an dem Gebüsch, hinter welchem das schöne Kind zitternd, wie ein gescheutes Reh, stand, hatte der Kaiser mit lauter Stimme zu Ostenried die Absicht ausgesprochen, in der Meierei ein Glas kuhwarme Milch zu trinken und dann auf der Ritterinsel, wo eben die Fundamente der Franzensburg gelegt wurden, den Fortgang der Arbeiten zu besichtigen.

Jetzt galt es, rasch zu handeln. — Mit allen Pfaden in Laxenburg seit frühester Kindheit wohl vertraut, flog Hermine auf einem Seitenwege davon und obgleich sie einen bedeutenden Umkreis beschreiben mußte, langte sie doch um zwei Minuten früher vor der Meierei an, als der Kaiser. —

Sie zog sich etwas abseits von dem Gehpfade und stellte sich hinter eine Baumgruppe, an welcher der Monarch vorbeikommen mußte. — In dem Momente, wo der Kaiser um die Ecke bog, trat Hermine aus ihrem Verstecke hervor, fiel in die Kniee, und hielt mit hoch emporgehaltenen Händen, flehentlichen Blickes, die Augen von Thränen gefüllt und mit schluchzender Stimme einige Worte stammelnd, dem Monarchen ihr zierlich geschriebenes Bittgesuch entgegen.

Mit Entrüstung wandte sich jedoch der Kaiser von der schönen Bittstellerin ab. Er haßte eine solche Art und Weise ihm zu nahen, so daß durch einen eigenen Cabinetsbefehl die directe Ueberreichung von Suppliken ausdrücklich verboten worden war.

Staatsrath von Ostenried schlug in Verzweiflung die Hände über den Kopf zusammen. Er hätte in diesem Augenblicke sein Kind mit eigenen Händen erdrosseln mögen; die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Suite warfen sich schadenfrohe Blicke zu.

„Wer is dös Madl? Was will sie?" herrschte der Kaiser mit gerunzelter Stirne seinem Adjutanten zu, der dicht an seiner Seite stand.

„Wenn ich nicht irre, Majestät, ist es die Tochter des Herrn Staatsraths von Ostenried," bemerkte der Gefragte in ehrerbietigem Tone.

Der Kaiser wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit nach dem Staatsrathe um, der vor Scham und Aerger hätte in die Erde sinken mögen.

„So!" rief der Monarch mit gerunzelter Stirne, „Sö hab'n Ihre Tochter nit besser erzogen? Schicken Sö's auf Meine Kosten zu den Ursulinerinnen nach Graz, damit's lernt, was sich schickt, und nit schickt. — Adieu, glückliche Reis'."

Mit diesen Worten ließ der Kaiser den Staatsrath stehen.

Die arme Hermine hatte sich todtenbleich vom Boden erhoben, mußte sich aber an einen Baum anklammern, um nicht vor Scham in Ohnmacht zu fallen.

Eine halbe Stunde später fuhr Ostenried mit Hermine nach Wien zurück, wo es zu Hause eine fürchterliche Scene zwischen Vater und Tochter setzte. Am nächsten Morgen trat Hermine in Begleitung zweier Nonnen die Reise nach Graz an, um auf unbestimmte Zeit in's Kloster gesperrt zu werden.

Ostenried's Ordensdiplom blieb selbstverständlich von Seite des Kaisers ununterschrieben. —

IX.

Unverhofft.

Selbst auf die Gefahr hin, uns von Seite des Lesers einen stillen Verweis zuzuziehen, daß wir ihn in ein förmliches Labyrinth von Räthseln gelockt haben, ohne bisher die Lösung auch nur eines einzigen zu bringen, müssen wir uns nunmehr wieder mit dem vom Spielberg entflohenen Herrn von Schwalbach und seiner geheimnißvollen Beschützerin, „der Königin ohne Land," beschäftigen. Der Ariadne-Faden der Erzählung ruht sicher in unserer Hand, so daß wir getrost diese kleine Rückkehr wagen dürfen, ohne uns im mindesten der Besorgniß hinzugeben, seiner Zeit etwa den richtigen Ausgang nach jener Perspective zu verfehlen, von welcher aus wir alle einzelnen Ereignisse als ein harmonisches Ganze mit einem Blick erfassen, überschauen und den inneren Causalnexus aller Einzelbegebenheiten begreifen werden. —

Wir kehren also getrost in das Zigeunerlager im Tatra-Gebirge zurück, und wollen vor Allem unsere Bekanntschaft mit diesen braunen Strolchen nicht nur erneuern, sondern auch in ihr Leben und Treiben etwas tieferen Einblick gewinnen.

An früherer Stelle erwähnten wir, daß nach der Volkszählung von 1851 in Siebenbürgen die Zahl der Zigeuner auf 75.000 Köpfe gerechnet wurde und die seßhaften weit mehr betrugen, als die

wandernden. — In Ungarn hingegen ist dieses Verhältniß ein umgekehrtes. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser Nomaden konnte bisher in diesem Lande zur Annahme fester Wohnplätze bewogen werden, wovon zuvörderst die Härte, ja Barbarei, womit die Herren Stuhlrichter und Panduren die armen Zigeuner zu behandeln pflegten, als Ursache angesehen werden muß. Namentlich ließen sich die ungarischen Behörden von jeher beim sogenannten „Rekrutenfang" unglaubliche Grausamkeiten gegen die Zigeuner zu Schulden kommen. Es waren empörende „Menschenhetzen," welche man in Scene setzte, um der jungen Zigeunerbursche habhaft zu werden, die man, sobald man sich ihrer bemächtigt hatte, sogleich auf der ungarischen Nationalbank, dem „Deres," mit summarischen fünf und zwanzig zu regaliren pflegte, um den angehenden Streitern für Gott, König und Vaterland einen Vorgeschmack der Annehmlichkeiten ihres künftigen Berufes im Dienste der „Ehre" beizubringen. —

Die ziffermäßig nachweisbare Thatsache, daß die seßhaften Zigeuner in Siebenbürgen von Jahr zu Jahr zunehmen und in mehreren Städten, wie Hermannstadt, Kronstadt, Mediasch, Klausenburg, eigene Stadttheile — die sogenannten Ziganien — bewohnen, Einige sogar es bereits zu ganz netten Häusern gebracht haben, beweist, daß auch diese verwilderte Race allmälig, freilich nur mit Mühe und Geduld, der Cultur in die Arme geführt werden kann. —

Vor dem Ackerbau hegt jedoch auch der seßhafte Zigeuner noch immer eine große Scheu; lieber verdingt er sich als Taglöhner an die sächsischen Landwirthe, denen es an Arbeitern fehlt. Im Kornschneiden besitzen die biegsamen Zigeuner besondere Fertigkeit und sind daher als Schnitter überall willkommen. — Ist aber dem Zigeuner nur halbwegs dazu Gelegenheit geboten, so ergreift er das Schmiedhandwerk und darin leistet er ganz vorzügliches. So sind z. B. die Sichelschmiede in Jakobsdorf die besten im ganzen Lande und erzeugen vortreffliche Waaren, welche so gerne gekauft werden, als die steirischen. Zudem liefert der Zigeunerschmied seine Arbeit stets pünctlich ab, vorausgesetzt, daß man ihn nicht im Voraus bezahlt hat. — Diese Zigeunerindustrie that den zünftigen Schmieden so großen Abbruch, daß diese im Jahre 1853 eine Klagschrift beim Gouvernement einreichten, welches jedoch beschied, daß alle seit dem 1. Januar 1852 thätigen Zigeunerschmiede auch zu Recht bestehen, überhaupt jede frühere Beschränkung ihrer Handwerksthätigkeit zu entfallen habe. —

Ein anderes der Zigeunernatur sehr zusagendes Geschäft ist der Pferdehandel, wobei sie in der Art und Weise, sich ein Verkaufsobject zu beschaffen, eben nicht wählerisch vorgehen. Der Zigeuner stiehlt jedoch niemals mehr als ein Pferd auf einmal, auch gebraucht er dabei nie Gewalt, wie der ungarische Räuber. Ebenso eignet er sich nie ein feines Racepferd an, sondern stets nur simple Bauernpferde, welche in seinem Besitze nicht auffallen. —

Wenn der seßhafte Zigeuner als Schmied, Schnitter und Pferdehändler uns dermalen die höchste Stufe der Civilisation seines verkommenen Stammes repräsentirt, so stellt sich der heimatlose Zigeuner uns als ein Völkchen dar, das in den Dörfern umherstreift und, je nach den Umständen, frech unter Drohungen oder demüthig, schlau, bittend und schmeichelnd ein Almosen erbettelt, nebenbei die Gelegenheit absehend, in Haus und Hof, in Flur und Feld zu stehlen. — Da der Zigeuner das Hungern aus dem Grunde versteht, mit Wenigem zufrieden ist und Manches pikant findet, was wir europäische Culturmenschen mit Ekel verschmähen, z. B. ein Ragout von gefallenem Vieh, von Ratten, Mäusen, Maulwürfen, Füchsen u. dgl., so geschieht es nie, daß unter ihnen der Hungertyphus zum Ausbruche kommt. Aber schwerer wird es ihm, sich des rauhen, unbarmherzigen Winters zu erwehren.

Ein zigeunerisches Sprichwort sagt daher treffend: „Zehn Winter sind nicht einen Sommer werth.“ — Aber auch vor der Kälte weiß sich drr Zigeuner so ziemlich zu schützen, wenn die Pelz- und Lumpenstücke, welche sein dürftiges Kleid bilden, sich im rauhen Winter als unzulänglich erweisen. Gleich dem Dachse und dem Fuchse gräbt er sich gegen Ende October in die Erde ein, wobei der Eingang stets nach der Mittagsseite angelegt wird. — Außerdem wirft er einen hohen Erdwall gegen den herrschenden Wind auf. —

Die ansässigen Zigeuner sind theils der griechischen, theils der katholischen Kirche zugethan, d. h. sie bekennen sich äußerlich dazu und machen die Ceremonien mit, ohne aber nur einen Funken wahren Christenthums in sich aufzunehmen. Die Wandernden kümmern sich wenig um die Kirche, ja, zeigen kaum eine Spur von Naturreligion. — Eine wandernde Zigeunerbande repräsentirt alle christlichen Confessionen des Landes, welches sie durchstreift. Wo ein Kind gerade geboren wird, da läßt es der Zigeuner in der Kirche, die ihm am nächsten, taufen, um ein Pathengeschenk zu erhalten, und es gibt Zigeunerkinder, welche aus diesem Grunde wohl zehnmal zur Taufe gebracht wurden. Der

Zigeuner sieht eben das Christenthum so gut für ein Geschäft an, wie das Stehlen und Wahrsagen. —

Von der Schlauheit und Gefügigkeit des Zigeuners gibt übrigens auch der feine Tact Zeugniß, womit er sich den verschiedenen Nationalitäten, mit denen er in Ungarn in Berührung kommt, anzupassen weiß. Das Völkergemisch in Ungarn und Siebenbürgen: Magyaren, Slaven, Rumänen und Deutsche, versteht er gleich gut für sich tolerant zu stimmen. —

Dem Deutschen in Ungarn, der die Faullenzer nicht leiden mag, weil er selbst von früh bis in die Nacht arbeitet, weiß er sich durch hundert kleine Dienste gefällig zu erweisen. Auf den Walachen, der roh und dem Trunke ergeben, aber dabei doch gutmüthig ist, wirkt er durch abergläubischen Hocuspocus. Dem Magyaren, dem stolzen selbstbewußten Herrn des Landes gegenüber, gibt sich der Zigeuner als — Hund, der die Hand leckt, die ihn schlägt und füttert. —

Der Magyare läßt gerne fünf gerade sein, und bei aller Tapferkeit und allem ritterlichen Sinne steckt in ihm das orientalische Nomadenleben noch tief im Blute. Eine so demüthige Menschenclasse, die sich willig hudeln und doch für manches Geschäft gut brauchen läßt, nebenbei so musikalisch ist und die Volksweisen so vortrefflich spielt, wie der Zigeuner, die ist dem Magyaren willkommen und je einsamer er auf seiner Puszta wohnt, um so freudiger empfängt er die lustigen Zigeuner, die ihm Oper, Komödie und Ballorchester zugleich sind. Die Zigeuner-Musikanten sind in der That die lebendigen Träger der ungarischen Nationalmusik. Als Hufschmied und Roßarzt, Holzschnitzer und Pferdehändler steht er bei dem Magyaren in keiner Achtung, denn das Alles kann der Czikos (Roßhirt) auch; aber als Musikant ist der Zigeuner unübertrefflich und hochgeachtet. Mag er in der Schänke oder auf der Bauernhochzeit, bei dem Edelmann oder bei dem Hirten aufspielen, er kann dann von dem glühenden Ungarwein trinken und Speck essen, so viel sein Herz begehrt, und kommt es zu Schlägereien, so sieht er apathisch darein, denn seine Person als Musikant ist allen Parteien gleich unverletzlich.

Von Kenntniß der Noten oder Theorie der Töne ist bei dem Zigeuner natürlich keine Rede; aber sein musikalisches Gehör ist vortrefflich; was er einmal gehört, spielt er gleich auf der Violine nach.

Manche Weisen wurden schon viele, viele Jahre von den Zigeunern gespielt, ehe man daran dachte, sie aufzuschreiben. Der berühmte Marsch,

der nach dem Rebellenhäuptling Rakoczy benannt ward, und auf jedes Magyarenherz eine so elektrisirende Wirkung ausübt, wurde erst in diesem Jahrhundert in Noten gesetzt und mit Begleitung versehen. Von den in neuerer Zeit berühmt gewordenen Tänzen ist besonders der Czardas beliebt, so benannt, weil er von den tanzenden Hirten in der Czarda stammt. Den Tact und den Rhythmus der ungarischen Nationaltänze trifft der Zigeuner besser, als der kunstfertigste Musiker; wie die Tänzer sich erhitzen, so wird auch sein Spiel leidenschaftlicher und wilder. Aber auch den deutschen Walzer und die Polka weiß er recht gut zu spielen. Am Tanze selbst betheiligt er sich nicht; nur wenn er unter den Seinigen ist, fern von der übrigen Welt, gibt er sich unbefangen dem Vergnügen des Tanzes hin.

Mag man von einer solchen Existenz, wie sie das Zigeunervolk hat, denken wie man will, man mag diese Landstreicher betrachten mit einem Gefühle, worin Verachtung, Widerwillen und Mitleid sich mischen, in einem Stücke müssen wir sie bewundern, — und dies ist der gute Humor, womit sie ihr Schicksal ertragen. — — —

Wie wir am Schlusse des ersten Bandes erwähnten, war die „Königin ohne Land" durch eine Nachricht, welche sie der von mährisch-ungarischen Grenze erhalten hatte und die zweifelsohne Herrn Adolf von Schwalbach betraf, in eine ungeheure Aufregung versetzt worden. —

Die weithinschallenden Töne des Tam-Tam brachten im Zigeunerlager einen allgemeinen Aufruhr hervor. Groß und Klein, Jung und Alt stürzte, rannte und lief im wilden Chaos nach dem Zelte ihrer Königin, welche man persönlich bedroht glaubte. Es waren wohl über dreihundert Zigeuner beiderlei Geschlechts, welche sich um ihre Beherrscherin scharrten, eine Anzahl, in der sich eine einzige Zigeunerhorde selten zusammen zu finden pflegt, denn die Ernährung eines so großen Haufens, und noch dazu in einer ziemlich unwirthbaren Gegend, wie jene, wo sich unser Zigeunerlager inmitten des Tatra-Gebirges befand, wäre an und für sich rein unmöglich, mögen diese Nomaden auch noch so genügsam sein. — Man trifft daher die Zigeuner selten in größeren Truppen als von zwanzig bis dreißig Köpfen beisammen. — Die Horde, mit welcher wir es jedoch hier zu thun haben, war ein sogenannter Groß-Stamm, welchem über hundert kleinere zerstreute Stämme Tribut zollten. Da aber diese Tributpflichtigkeit mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach bestand, so würde uns die verhältnißmäßige Behäbigkeit,

in welcher der von der „Königin ohne Land“ unmittelbar befehligte Groß-Stamm lebte, immerhin unerklärlich bleiben, wenn wir nicht wüßten, daß diese Dame mit mehreren Gutsverwaltungen in Ober-Ungarn feste Contracte abgeschlossen hatte, in Folge deren dieser Groß-Stamm regelmäßig Lieferungen an Mehl, Mais, Kartoffeln und Schafen empfing, so daß diese Zigeuner stets vor der größten Noth und dadurch auch vor der Nothwendigkeit bewahrt blieben, sich entweder zu zerstreuen oder dem Diebstahle obzuliegen. — Betreff des letzterem waltete bei dem Groß-Stamme eine sehr strenge Disciplin; wer in dieser Beziehung sich verging, wurde ohne Weiteres ausgestoßen und mußte dann sehen, wie er sich auf eigene Faust oder im Anschlusse an irgend eine andere Horde durchbrachte. — Dagegen wurden alte Zigeuner anderer Stämme, welche sich, soweit dies eben nach Zigeunerbegriffen möglich, honett benommen hatten, von der „Königin“ als Pensionäre in den Groß-Stamm aufgenommen, ein Glück, welches jedes Mitglied der zerstreuten Tribus als das Ziel aller seiner Wünsche ansah, denn dem Groß-Stamme mangelte es, wie wir schon erwähnten, nie an Nahrung, so wie er auch nie jenen Verfolgungen ausgesetzt war, unter denen die kleineren Horden so oft und bitter zu leiden hatten.

Die Pünctlichkeit, womit stets nicht nur die Naturalien-Lieferungen an den Groß-Stamm, sondern auch die mitunter von den Zigeunern verursachten Wild- und Waldschäden beglichen wurden, veranlaßte allgemein zur Annahme, daß die Zigeuner sich im Besitze eines großen Schatzes befänden. Mancher Neugierige besuchte unter irgend einem plausiblen Vorwande das große Zigeunerlager, um über diesen, die allgemeine Neugierde so sehr aufstachelnden Punct etwas Näheres zu erspähen, und zugleich wenn möglich die „Zigeuner-Königin,“ von deren geheimen Künsten und bezaubernder Schönheit so merkwürdige Dinge verlauteten, zu sehen und zu sprechen.

Letzteres war jedoch bisher noch keinem Sterblichen in befriedigender Weise gelungen, denn die „Königin ohne Land“ trug ihr Antlitz stets dicht verschleiert und verkehrte immer mit den Leuten, welche sie in Angelegenheiten ihrer Leute sprechen wollten, nur durch dritte Hand. — Ein Paar junge, übermüthige Edelleute, welche vor längerer Zeit sich bei der „Zigeuner-Königin“ eine persönliche Unterredung erzwingen wollten, kamen aber dabei so übel weg, daß diesen Herrchen und anderen Vorwitzigen zu jedem zweiten derlei Versuche für immer die Lust verging. —

„Meine Kinder!" begann endlich die „Königin ohne Land" in der Zigeunersprache unter lautloser Stille ihrer Unterthanen, „für lange, lange Zeit, vielleicht für immer muß ich Euch verlassen, aber mein Herz, meine Liebe, meine Fürsorge wird stets bei Euch weilen. Schon lange hat sich ein Wendepunct meines Geschickes vorbereitet, und heute ist dieser Wendepunct eingetreten. Ich werde nun und nimmer vergessen, daß Ihr braunen Söhne des Ostens mich vor zwölf Jahren aus dem finsteren Grabe errettet, mich gepflegt und geliebt, daß Ihr mich als ein höheres Wesen verehrt und bisher meinen Befehlen unbedingt Folge geleistet habt. — Darum, ich wiederhole es dankbaren Herzens, soll Euch mein Schutz fortan werden, und das Gute, was Ihr von mir genossen, auch fortan ein Erbtheil dieses Groß-Stammes bleiben. Hunger, Noth und Verfolgung wird auch in Zukunft Euch ferne bleiben, falls Ihr getreulich die Satzungen befolgt, die ich Euch gegeben habe. — Ja noch mehr, wenn Euere Kinder, einst allmälig entwildert, Verlangen tragen, eigenen Grund und Boden zu bebauen, so sollen sie ihn besitzen, als freie Männer, und eine große seßhafte Gemeinde bilden. Heran Ihr Stamm-Aeltesten! Nehmt diese Pergamente in Euere Obhut; verwahret sie wohl in dieser Blechbüchse als Eures Stammes kostbarstes Eigenthum; sie machen Euch zu glücklichen Menschen, wenn Ihr nur wollt; sie enthalten die Schenkung des großen Grundbesitzers von Nagy-Gyermath, gelegen in einer der furchtbarsten Gegenden der oberen Theiß, Euch Allen ohnedieß wohl bekannt. — Nun aber, meine Kinder, fordere ich von Euch noch einen letzten Dienst. — Ich benöthige mehrere muthige entschlossene Männer, um einen Gefangenen zu befreien. Möge Jeder wohl überlegen, bevor er sich dazu anbietet, denn Jeder muß gewärtig sein, daß der Henker ihm das Seil um den Hals legt."

Die „Zigeuner-Königin" hielt inne, und warf einen prüfenden Blick über die Reihen ihrer ganz verdutzt dastehenden Unterthanen.

Ueber fünfzig junge Zigeuner, so ziemlich die volle Zahl der eigentlichen kampftüchtigen Männer der ganzen Stammes, traten vor, und nachdem sie die Arme über die Brust gekreuzt, ließen sie sich auf ein Knie nieder, zum Zeichen, daß sie, ungeachtet der wenig verlockenden Perspective des in Aussicht gestellten Galgens, dennoch bereit seien, sich dem Dienste ihrer angebeteten Königin zu weihen.

Ein Lächeln der Befriedigung umspielte einen Augenblick das wundervolle Antlitz der Zigeuner-Königin, welche im Kreise der Ihrigen zumeist unverschleiert zu sein pflegte. — Wir wollen diese schöne Gelegen-

heit nicht unbenützt vorübergehen lassen, und die Physiognomie der räthselhaften „Königin ohne Land" zu schildern versuchen.

Hoheit und angeborne Würde, gepaart mit dem herrlichsten Liebreiz und echt weiblicher Sanftmuth, sprachen aus allen ihren Zügen, in welchen auch nicht eine Spur von Härte, wohl aber die Charakterfestigkeit und Willensstärke des Mannes lag. — Ihre Haare waren dunkelbraun, ihre Stirne blendend weiß und hoch, dabei die scharfe Denkerin verrathend, ihre Augen dunkelblau und feurig, ihre Nase etwas aristokratisch geformt und ihre Lippen, zwischen welchen zwei Reihen weißglänzender Perlen hervorblickten, purpurfärbig und von unendlich lieblicher Rundung, stets von einem ungezwungenen, vom Herzen kommenden Lächeln der Güte und Sanftmuth umspielt. — Das kleine, etwas zugespitzte Kinn trug zwei reizende Grübchen. — Die Wangen waren etwas blaß, und wiesen Spuren großen Kummers und tiefer Seelenleiden nach, ohne jedoch die wahrhaft blendende Schönheit der ganzen Physiognomie zu beeinträchtigen, im Gegentheile — diese Spuren einer wehmuthsvollen Vergangenheit, einer wenig glücklichen Gegenwart erhöhten nur das große Interesse, welches dieses seltene Wesen einzuflößen vermochte. — Was das Alter der „Königin ohne Land" betrifft, so würde wohl Niemand vermuthen, daß dieses noch so jugendliche Antlitz bereits volle achtundzwanzig Sommer erlebt hatte.

Die Zigeunerkönigin wählte unter den Freiwilligen, die sich angeboten hatten, blos sechs Männer aus, die ihr als die verläßlichsten und gewandtesten des ganzen Stammes bekannt waren. — Mit Neid blickten die Uebrigen auf diese Bevorzugten, welchen es vergönnt sein sollte, ihrer Königin zu dienen, denn Alle wußten, daß ihre Herrscherin wahrhaft königlich zu belohnen pflegte. —

Die Stamm-Aeltesten zögerten, die Pergamente in Empfang zu nehmen; sie, sowie alle übrigen Mitglieder des Groß-Stammes fühlten sich schmerzlich von dem Entschlusse ihrer Königin getroffen; diese armen, genügsamen Leute wünschten sich nie ein besseres Los, als sie seit zwölf Jahren unter dem Scepter ihrer jetzigen Herrscherin genossen hatten. — Zudem wußten sie ja den Werth des ihnen geschenkten Grundbesitzes kaum zur Hälfte zu schätzen, ja, es widerstrebte sogar ihrem echten Nomadensinne, um irgend einen Preis ihrer bisherigen Freizügigkeit zu entsagen. — Es bedurfte daher einer wiederholten ernsten Ermahnung von Seite der Zigeunerkönigin, daß die Stamm-Aeltesten sich endlich bereit erklärten, die Pergamente als ein Pal-

ladium der Ihrigen aufzubewahren und seiner Zeit davon Gebrauch zu machen. —

Ein furchtbares Geheul und Wehklagen erscholl in den Reihen der Zigeuner, als ihre Königin nochmals einige Abschiedsworte sprach und ihren Entschluß, sich vielleicht für immer aus dieser Gegend zu entfernen, in so bestimmten Ausdrücken wiederholte, daß Alle einsahen, es wäre unnütz, die geliebte Herrscherin durch Bitten und Thränen von ihrem Vorhaben abbringen zu wollen. —

Die Königin trat, tief gerührt von der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit, welche ihr diese verwilderten Nomaden bewiesen, in ihr Zelt zurück, nachdem sie dem Zigeuner, der die Stelle ihres Leibdieners versah und auch nach Brünn ihr Begleiter gewesen war, zu sich gewunken hatte, um ihm wegen der bevorstehenden Abreise die nöthigen Befehle zu ertheilen. — Der große Bursche, welcher Száry hieß, ein unter den Zigeunern allgemein verbreiteter Name, war mit den Vorbereitungen und Anstalten bald zu Ende. Ehe eine halbe Stunde verging, hielt er vor dem Zelte mit einem offenen, mit vier flinken Pferden bespannten Wägelchen; ein Paar Koffer, welche zugleich als Sitze zu dienen hatten, wurden aufgeladen, in die Schußkelle rückwärts ein Sack mit Hafer und außerdem Heu, so viel nur Platz hatte, gelegt. — Die Zigeunerkönigin, welche ihre bisherige phantastische Kleidung abgelegt, war in ein weites Reisekleid mit einer Kapuze gehüllt. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Antlitz. Der kleine Adolf sprang lustig und guter Dinge auf den Wagen und reichte galant seiner Beschützerin die Hand, um ihr hinaufzuhelfen. — Als die Dame und Adolf es sich auf dem improvisirten Rücksitze bequem gemacht hatten, hüpfte auch Száry auf den Wagen, ergriff Zügel und Peitsche und nun ging es fort im sausenden Galopp über Stock und Stein, daß das leichte Fuhrwerk, bevor es die Landstraße erreichte, wohl zehnmal in Gefahr gerieth, umzuwerfen. —

Aber die Zigeunerkönigin hatte ihrem Kutscher Eile anbefohlen, um sich rasch dem entsetzlichen Klag-Chorus zu entziehen, den der ganze Groß-Stamm in wirklich ohrenzerreißender Weise anstimmte, als ihre geliebte Gebieterin aus dem Zelte, um welches sie dicht geschaart standen, trat und den Wagen bestieg.

Das Viergespann, Eigenthum der abdicirten Zigeunerkönigin und von ihrem Wärter mit einer Sorgfalt gepflegt, welche sonst nicht zu den Tugenden dieser Nomaden gehört, war vortrefflich und erwies eine

Ausdauer, wie solche nur dem ungarischen Racepferde eigen zu sein pflegt. — Diese edlen Thiere legten den ganzen Weg vom Zigeunerlager bis an die ungarisch-mährische Grenze, eine Strecke von guten achtzehn deutschen Meilen, die nöthige Fütterungszeit mit eingerechnet, in nur zwei und zwanzig Stunden zurück, ohne gerade Spuren übergroßer Ermüdung zu zeigen. —

Der kleine Adolf, dem im Zigeunerlager die Zeit etwas langweilig vorkam und der wenig Lust bezeigt hatte, die braunen Vagabunden seines Alters zu Freunden und Gespielen zu wählen, bezeigte eine närrische Freude, als er von seiner Beschützerin vernahm, daß sie nicht mehr unter jene schmutzigen und zerlumpten Leute zurückkehren, sondern als vornehme Leute weit, weit nach dem Osten zu reisen würden. —

Der Knabe liebte die Dame, welche er stets Tante Irma nannte, unsäglich. Er war ein geist- und gemüthvoller Bursche, von lebhaftem, aufgewecktem Temperamente und, obwohl er seine erste Jugend unter der Hefe der Menschheit verbracht hatte, Dank der zarten Sorgfalt seiner unglücklichen Mutter, der in Noth und Elend verkommenen „Komödiantin," völlig unverdorben geblieben. — Eine gewisse Unbändigkeit, ein hoher Grad von Tollkühnheit und waghalsigen Uebermuthes, stets bereit, die größten Gefahren aufzusuchen, ja herauszufordern, machte sich jedoch an dem Knaben in einer Weise geltend, welche seiner Beschützerin, die das Kind wahrhaft wie eine Mutter liebte, viele Sorgen verursachte. Der kleine Adolf, im Bewußtsein einer für sein Alter seltenen Körperkraft und einer merkwürdigen, ja erstaunlichen Biegsamkeit der Glieder, hielt sich jeder physischen Leistung, auch der unerhörtesten, gewachsen. — Dabei war er mit einer großen Fassungsgabe ausgestattet und hatte Alles, selbst Lesen, Schreiben und Rechnen, worin seine verstorbene Mutter seine Lehrmeisterin gewesen, im wahren Sinne des Wortes spielend gelernt. Alles, was er nur einmal sah, begriff er sogleich aus dem Fundament und verstand es, nachzumachen. In den Paar Tagen, die er im großen Zigeunerlager zugebracht, hatte er den Schmieden alle Vortheile abgelugt, und zum Erstaunen Aller machte er schließlich für einen Esel die Hufeisen zurecht und beschlug den Langohr auf allen vier Füßen so regelrecht, daß die Zigeuner den Knaben als ein höheres Wesen anstaunten. — Während der Fahrt an die ungarisch-mährische Grenze machte sich Adolf unter Száry's Leitung das Kutschiren vollständig eigen, so daß seine Tante, die anfangs nur ungern die Doppelzügel der feuerigen vier Pferde in des

Knaben Händen sah, schließlich alle Furcht benommen war. — Ebenso hatte der Knabe seit den Paar Monaten, wo er in der Sulz in die ihn rettenden Hände der Zigeuner gerieth, bereits fast vollständig das merkwürdige Rothwälsch dieser Nomaden erlernt, und während der noch kürzeren Frist, als er in Tante Irma's Gesellschaft sich befand und diese täglich mehrere Stunden mündlichen Unterrichtes ihm widmete, nahm er eine Unmasse schätzbarer Kenntnisse in sich auf, dabei von einem Riesengedächtnisse unterstützt, das ihn Alles erfassen und nichts mehr vergessen ließ.

Als die abdicirte „Königin ohne Land," welche wir fortan Fräulein Irma oder Adolfs Tante nennen müssen, das kleine Grenzstädtchen, das vorläufige Ziel ihrer Reise, erreicht hatte, trug sie dem Kutscher Száry die größte Sorgfalt für die Pferde auf, da man deren flinken Beine alsbald wieder und zwar in noch forcirterer Weise als zuletzt benöthigen werde. —

Száry, für einen Zigeuner ein fleißiger und im Dienste seiner Gebieterin auch höchst gewissenhafter Bursche, schwor, daß er die Thiere so pflegen wolle, um, wenn es Noth thäte, schon morgen neuerdings zwanzig Meilen in einem Zuge zu machen.

Die Dame war in einem der besseren Gasthöfe des Städtchens abgestiegen. — Ihre edle, würdevolle Haltung, ihre einfache aber elegante Kleidung, sowie der kostbare, aber nicht schreiende Schmuck, den sie trug, sicherten ihr die ehrerbietigste und zuvorkommendste Aufnahme von Seite des Wirthes. Száry und Adolf waren selbstverständlich strenge beauftragt worden, durch kein Wort zu verrathen, woher die Reisenden kamen. — Das Dienstpersonale des Gasthofes behandelte die Fremde als eine Edeldame, was damals in Ungarn noch etwas besagen wollte. — Daß die Fremde von Adel sei, wurde übrigens mit Recht schon aus dem Umstande geschlossen, daß der Wagen ohne Entrichtung der Pferdemauth in das Städtchen eingefahren war, denn zu jener Zeit war der ungarische Edelmann noch all' und jeder solcher Abgaben entbunden. — Die Dame hatte dem Mauthner ein altes Pergament vorgewiesen, welches der Mann mit einem tiefen Bücklinge zurückstellte, denn auf diesem Documente prangte ein großes Wappen, wie es nur die Aristokraten höheres Ranges zu führen pflegen.

Uebrigens hatte sich die Dame bei dieser Gelegenheit selbst besteuert, denn sie drückte dem armen Teufel von Thorwart drei blanke Silberzwanziger mit freundlich lächelnder Miene und wahrhaft nobler

Herablassung in die Hand, ein Act unerhörter Großmuth, der sofort in dem ganzen Krähwinkel von Mund zu Mund ging, und für die Fremde, welche durch die Fama sogleich zu einer in Incognito reisenden Prinzessin gestempelt wurde, auch die beabsichtigte Reclame machte.

Als Tante Irma in des kleinen Adolf Gesellschaft ein einfaches Souper, übrigens das beste, was seit langer Zeit im „König Stefan" bereitet worden war, zu sich genommen, ließ sie die Frau Wirthin zu sich entbieten, welche aber nicht sofort erschien, weil sie nicht in ihrer Arbeitstoilette ihre Aufwartung machen, sondern bei dieser Gelegenheit mit ihrem schönsten und neuesten Kleide paradiren wollte.

Frau Nyirei, so hieß die den Küchenscepter, vulgo Kochlöffel, schwingende Eigenthümerin des „König Stefan," war eine bodenlose Schwätzerin, wie nur eine auf zehn Meilen in der Runde getroffen werden konnte. Die Fremde brauchte deshalb blos „das Hölzchen zu werfen," und ein unabsehbarer, strotzender Urwald von Begebenheiten und Einzelnheiten wuchs sogleich auf dem üppigen Boden der unermüdlichen Redseligkeit der Frau Nyirei.

So erfuhr denn Fräulein Irma mit Leichtigkeit und ohne Auffallen zu erregen, was sie wissen wollte. — Frau Nyirei, die Alles wußte, erzählte ihrer aufmerksamen und geduldigen Zuhörerin von der wunderbaren Flucht eines gewissen Herrn von Schwalbach vom Spielberge in Brünn, der von dort, kein Mensch wisse eigentlich näher, wie dies zugegangen, in einer Mönchskutte entwischt war, und glücklich die ungarische Grenze erreicht hatte, wo er aber von seinen Verfolgern eingeholt, und ins städtische Gefängniß gesetzt worden.

„Ein Glück," schloß Frau Nyirei ihren äußerst umständlichen Bericht, „daß der bildschöne, junge Mann erst über der Grenze, also auf ungarischem Boden erwischt wurde, und unsere Stadthauptmannschaft in dem Vorgehen der kaiserlichen Häscher eine Gebietsverletzung und einen Eingriff in die Rechte der ungarischen Krone erblickte, sonst würde der Entsprungene schon längst wieder in dem finstern, schauerlichen Kerker des Spielberg's schmachten. Unser Stadthauptmann weigerte sich, den Flüchtling kurzweg an seine Verfolger auszuliefern, aber die Freiheit dem armen Teufel zu geben, wagte er doch nicht. Er lieferte ihn daher vorgestern an's Comitat ab, bis der Bescheid aus Pest anlangt, was freilich noch ein Paar Wochen oder gar Monate dauern kann, denn die Herrn da unten beeilen sich in solchen Dingen nicht gar sehr, namentlich,

wenn sie wissen, daß sie dadurch der Wiener Regierung ein Aergerniß bereiten."

Die Fremde horchte hochklopfenden Herzens der Sprecherin zu, und wagte neuen Muth zu fassen.

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen!" murmelte sie, einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, denn sie hatte sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht, weil der Bericht, den sie im Zigeuner-Lager empfing, dahin lautete, daß die kaiserlichen Polizei-Agenten aus Brünn, welche den Flüchtling in der in Rede stehenden Grenzstadt einholten, wahrscheinlich die sofortige Auslieferung durchsetzen würden. — Zum Glück hatten sich aber diese Herren so anmaßend und gewaltthätig benommen, daß dem anfänglich schwankenden ungarischen Stadthauptmann die Galle gerüttelt wurde, und derselbe glücklicherweise auf den Einfall gerieth, den Arrestanten seiner Oberbehörde, dem Comitate einzuliefern, und in dieser kitzlichen Affaire, gleich Pontius Pilatus, die Hände in Unschuld zu waschen.

Fräulein Irma verrieth übrigens in ihrem Aeußern, so schwer ihr auch die Selbstbeherrschung fiel, nicht die mindeste Neugierde oder das geringste Interesse bei der langen minutiösen Darstellung, welche Frau Nyirei über diese, das ganze Städtchen allarmirenden Vorfallenheit noch weiters zum Besten gab. Schließlich ließ die Fremde die Bemerkung fallen, daß sie am nächsten Tage in der Richtung nach Prerau weiter reisen werde, und bat nun, den Herrn Wirth zu rufen, um sie diesfalls über die nächste und beste Route zu unterrichten.

Herr Nyirei, schon ziemlich bei Jahren und ziemlich hager, war ganz im Gegensatze zu seiner äußerst genährten Ehehälfte ein überaus ernster und schweigsamer Mann, der mit Achtung und Ehrerbietung die von seinem vornehmen Gaste gewünschten Auskünfte in klarer, aber beinahe wortkarger Weise ertheilte.

Als Fräulein Irma mit dem Knaben wieder allein war, umarmte sie den kleinen Adolf stürmisch und drückte denselben mit hellen Freudenthränen an ihr Herz. — Dann belobte sie ihn, durch keine unzeitigen oder vorlauten Zwischenfragen den Verdacht der geschwätzigen Wirthin erregt zu haben, daß die Angelegenheit des Gefangenen sie mehr denn bloßer Stadtklatsch interessire. —

„Aber, liebe Tante," begann jetzt der Knabe mit altkluger Miene, „aber, liebe Tante, erkläre mir doch einmal, warum Du Dich denn für diesen Herrn von Schwalbach gar so sehr interessirst. Ist er

denn ein Verwandter zu Dir? Wenn ich nicht wüßte, daß er eine Frau besitzt, oh — eine schlimme, bitterböse Frau, deren Blick ich nie, nie vergessen werde, — möchte ich glauben, daß Du in ihn verliebt bist. Aber Mama, meine theuere, meine arme Mama, sagte immer: daß eine ehrbare Frau nicht den Mann einer Anderen lieben dürfe, daß dies Unglück bringe und eine schwere Sünde sei. Du aber, liebe Tante, bist so gut, so edel, Du wirst gewiß nichts Unrechtes thun, nicht wahr? Ist Herr von Schwalbach vielleicht ein Verwandter oder gar ein Bruder zu Dir?"

Diese naiven Worte des Knaben trieben der „Exkönigin ohne Land" das Blut in's Gesicht und sie mußte sich zur Seite wenden, damit der kleine Adolf nicht die maßlose Bestürzung gewahre, in die sie durch die mahnende Stimme ihres Gewissens versetzt worden war. — Endlich stammelte sie:

„Deine unglückliche Mutter hatte vollkommen Recht, mein lieber Adolf. Unerlaubte Neigungen und Leidenschaften tragen stets den Keim der Strafe in sich selbst. Die Arme! sie mußte die furchtbare unerbittliche Wahrheit dessen an sich selbst erprobt sehen und warnend sollte ihr Beispiel sein für Andere, die sich verleitet fühlen, ähnliche Pfade zu wandeln. Aber wer vermag einzustehen für sein Herz, wer vermag anzukämpfen gegen die Allgewalt einer Neigung, welche unser ganzes Sehnen, Träumen und Hoffen ausmacht und unversehens stärker geworden ist, als unser Wille, unsere Standhaftigkeit!"

Der kleine Adolf sah etwas verdutzt zu seiner Tante auf, deren Worte ihm unverständlich klangen, aber als er Irma's schöne Augen sich mit Thränen füllen sah, da hing er sich an ihren Hals und küßte kosend hinweg die Perlen, welche von ihren schönen langen Wimpern zu träufeln begangen. —

Endlich, als der kleine Schäker seine schöne Freundin wieder etwas erheitert sah, kreuzte er die Arme und sagte, mit seinen geistvollen Augen das Fräulein ganz ernsthaft musternd:

„Aber, liebe Tante, jetzt bin ich eigentlich so klug, wie zuvor. Statt mir zu antworten, wer Herr von Schwalbach ist, hast Du Dinge geredet, die mir ganz unverständlich vorkamen. Willst Du vielleicht jetzt die Güte haben —"

„Ein andermal, ein andermal," unterbrach Irma hastig den hartnäckigen Fragesteller, „für jetzt habe ich Wichtigeres zu thun, als Deine Neugierde zu befriedigen. — Du weißt, daß ich sechs unserer

braunen Bursche hierher bestellte, deren Ankunft morgen zu erwarten steht. Ich muß Vorsorge treffen, daß sie nicht den Weg unnützerweise hierher machen, sondern sich gleich nach Trentschin begeben, wo wir ihrer bedürfen werden. — Száry muß daher sogleich aufbrechen, um den Erwarteten rechtzeitig zu begegnen."

„Dann werde ich Dich morgen allein nach Trentschin kutschiren?" rief der Knabe mit funkelnden Augen und gehobener Brust, „pah! ich hab's jetzt schon weg, wie man so gute Pferde, gleich den unserigen, lenken muß, besser als Száry ganz gewiß, der die armen Thiere bald im Trab, bald im Galopp laufen läßt und nie darauf sieht, daß Alle gleiches Tempo halten. —"

Der Knabe sprang wie ein Kobold davon, um Száry herbeizuholen, welchen er in der Aussicht, dessen Amt anzutreten, jetzt am liebsten im Monde gewußt hätte. — Der kleine Adolf begab sich, während Száry zu seiner Herrin eilte, in den Stall um nach den Pferden zu sehen. Er nahm eine Kennermiene an und kritisirte allen Ernstes den Knecht des Wirthshauses, der eben damit beschäftigt war, die Geschirre des Viergespanns zu putzen. Dann erkundigte er sich, ob die Pferde mit Lust gefressen hätten und ob sie bereits getränkt worden wären; hierauf ließ er sich die Streu zeigen, welche die Pferde für heute Nacht bekommen sollten, und um seine Rolle mit Eclat zu beendigen, nahm er schließlich aus der Raufe eine Hand voll Heu, welches er mit ungemein ernster Miene eine Weile besah und beroch, dabei den Ausspruch thuend, daß etwas zu viel Schilf darunter sei, und er für seine Pferde feines und reines Gebirgsheu wünsche. — Im Fortgehen ließ er die Bemerkung fallen, daß er hoffe, morgen Früh sechs Uhr Roß und Wagen in bester Ordnung zur Abfahrt bereit zu finden, er übrigens heute noch zwei Mal nachsehen und die Bemessung des Trinkgeldes von dem Grade seiner Zufriedenheit abhängen werde.

Der Stallknecht, ein urdummer Slovake, dem das sichere Benehmen des Knaben völlig imponirte, nahm alle Weisungen und Lehren des kleinen Cavalier, für den er Adolf hielt, mit gebührender Demuth entgegen.

Fast die ganze Nacht hindurch schloß der Knabe kein Auge. Er fühlte, daß er am folgenden Morgen am Ende doch eine schwere Verantwortlichkeit auf sich nahm, wenn die Zügel der vier feurigen Renner in seine Hände gelegt wurden. — Aber sein Stolz, seine Eigenliebe ließen nicht zu, daß er am Ende im letzten Augenblicke zurücktrete, und einen

substituirenden „Minister" begehre. Er ließ daher im Geiste die verschiedenen Temperamente der vier Braune, wie er solche an Száry's Seite kennen gelernt, Revue passiren und überlegte, wie er wohl jedes Einzelne der vier Pferde behandeln müsse, um nicht etwa gleich bei der Ausfahrt schmähliches Fiasco zu machen.

Nicht ohne gewisses Bangen, das er aber durch kein Wort, durch keine Miene verrieth, bestieg er, allen seinen Muth und seine Energie zusammennehmend, den Kutscherfitz als Alleinherrscher. — Die Sache ging aber besser, als er gehofft. Das Viergespann mochte anfangs doch noch etwas Müdigkeit von dem zurückgelegten forcirten Marsche in allen Gliedern verspüren, so daß die Pferde ohne ihre sonstigen Capriolen sich ganz gelassen ins Geschirr legten und statt sausenden Galopps von der Stelle auszugreifen, einen phlegmatischen Trab einschlugen. Jetzt schwanden alle Besorgnisse des Knaben und auch von Tante Irma, welche am Morgen sehr gerne ihre unbedachte Concession widerrufen und einen erwachsenen Kutscher statt des schon gestern abgereisten Száry gedungen hätte. — Andererseits war jedoch das Fräulein sehr zufrieden, daß ihm auf diese Weise die Mitwissenschaft eines Fremden über den von ihr einzuschlagenden Weg erspart blieb. Im Nothfalle verstand sie ja selbst mit der Lenkung eines Gespannes ganz gut umzugehen, so wie es ihr überhaupt weder an persönlichem Muth noch an Körperkraft gebrach.

Sie ließ ihren kleinen Kutscher eine halbe Stunde lang die nach Mähren führende Straße verfolgen, dann bog aber der Wagen in weitem Umkreise einen Feldweg ein, welcher sie auf die Straße nach Trentschin bringen mußte.

X.

Vor und in dem Kerker.

Der getreue Száry erwartete bereits vor Trentschin das Viergespann seiner Gebieterin. Der flinke Bursche mußte guten Gebrauch von seinen langen Beinen gemacht und seit gestern kein Auge geschlossen haben, um so rasch seinen Auftrag zu vollführen. Daß letzteres in befriedigender Weise geschehen war, und seine Nachrichten überhaupt sehr günstig lauteten, bewies Irma's von Freude verklärtes Antlitz, als

Száry endlich auf den Wagen, der eine Weile stille gestanden, flink hinaufhüpfte, und nun aus des kleinen Adolf Händen die Zügel übernahm. — Der Knabe ließ sich jetzt dies sehr gerne gefallen, denn er war durch die mehrstündige Aufmerksamkeit und Anstrengung, die sein Amt als Kutscher erheischt hatte, sehr ermüdet. Stolz und selbstbewußt schmiegte er sich jetzt an Tante Irma, welche nicht unterließ, dem Knaben die wirklich verdiente Anerkennung für den männlichen Ernst, womit er sich seiner Aufgabe entledigte, in freundlichen Worten zu zollen, und auf die hohe, geistvolle Stirne Adolf's einen heißen Kuß zu drücken, der, gestehen wir es offen, eigentlich nicht ausschließlich dem gemeint war, der ihn empfing.

Ein Paar Hundert Schritte vor dem Thore Trentschin's wurde ein halbes Dutzend Zigeuner sichtbar, welche im Schatten einer alten, mit einem Muttergottesbilde gezierten herrlichen Eiche der Ruhe pflogen und, obwohl sie das nahende Viergespann ganz deutlich gewahrten, träge liegen blieben, ohne die Köpfe zu wenden. Sie warfen jedoch ihrem Freunde Száry, der im Vorbeifahren nach ihnen schielte, einige listige Blicke des Einverständnisses zu, während sie ihre einstige Königin, welche wie zufällig nach der ihnen entgegengesetzten Seite in die prächtige Landschaft sah, gar nicht zu kennen schienen.

Der Wagen unserer Freunde rollte langsam über die etwas wacklige, 126 Klafter lange hölzerne Waagbrücke in das am linken Ufer dieses Flusses gelegene, blos 4000 Einwohner zählende Trentschin, welches den Titel einer königlichen Freistadt führt, aber an und für sich ziemlich unbedeutend ist. Die schöne Kirche des Piaristencollegiums und die Stadtpfarrkirche, in welch' letzterer das Denkmal der Familie Illesházy in der That sehenswürdig ist, ausgenommen, bietet Trentschin nichts Anziehendes, als etwa das auf hohen Felsen gelegene Schloß Trentschin, eine der ältesten, festesten und größten Burgen Ungarns, in deren oberem Theile sich der berühmte, durch türkische Gefangene in den Felsen gehauene, 95 Klafter tiefe Brunnen, in der Sage der „Brunnen der Liebenden" genannt, befindet. —

Irma wählte eines der abgelegensten Gasthäuser Trentschin's. — Sie zog sich mit dem kleinen Adolf auf ein Zimmer des ersten und einzigen Stockwerkes zurück. Száry und ein Diener des Hauses brachten die beiden Koffer vom Wagen dahin nach. — Der Zigeuner verweilte, bis das frugale, aber gut bereitete und kräftige Essen aufgetragen war, im Zimmer; er hatte hundert Kreuz- und Querfragen

die seine Gebieterin an ihn stellte, zu beantworten. Száry war ein schlauer Bursche; er hatte von seiner Herrin, als sie ihn gestern nach Trentschin entsendete, beiläufig erfahren, um was es sich handle und darnach auch solche Auskünfte eingeholt, welche Irma nach jeder Richtung hin für vollkommen genügend fand, um darauf ein sicheres weiteres Vorgehen zu bauen. — Als eine der Mägde endlich mit den von dem hungrigen kleinen Adolf bereits sehnlichst erwarteten Speisen eintrat, hatte das Fräulein ihren Plan fix und fertig. — Száry wurde mit der Weisung entlassen, mehrere kurze, aber sehr präcis lautende Befehle den sechs Zigeunern zu hinterbringen, welche außerhalb der Stadt, in der Nähe des rechten Flußufers, campirten.

Irma genoß wenig, aber mit Vergnügen sah sie, ihr schönes Haupt auf die eine ihrer zarten, weißen Hände gestützt, dem kleinen Adolf zu, der ohne einen einzigen Laut von sich zu geben, mit Ernst und Eifer den Speisen zusetzte, und davon schier so viel verzehrte als ein erwachsener Mann. Endlich ließ sich der Knabe erschöpft in die Rücklehne des Sessels fallen, und einen schweren Seufzer ausstoßend, legte er die Gabel vor sich hin, dabei mit den Blicken sein herzliches Bedauern kundgebend, daß es ihm rein unmöglich geworden, auch dem letzten, ihn doch so sehr anlachenden Kalbsschnitte den Garaus zu machen. —

„Adolf," begann nun das Fräulein, den Knaben ganz nahe rückend und dessen schön gelockte Haare streichelnd; „Adolf, mein liebes, holdes Kind, lege Dich nun etwas zur Ruhe. Mit Einbruch der Nacht harrt ein schweres, gefährliches Stück Arbeit Deiner. — Du, mein Herzchen, sollst ein Werk verrichten, was Dich einst Dein ganzes Leben lang mit gerechtem Stolze und namenloser Freude erfüllen wird. Ich fände vielleicht zehn Andern statt Deiner, die dasselbe um schnödes Gold vollführen würden, aber er, er soll durch Dich gerettet werden und die wiedergewonnene Freiheit ihm darob zehnfach theurer sein. — Ja, mein theurer Adolf, Dich habe ich ausersehen, jenen Herrn von Schwalbach, von welchem ich schon so oft und gerne zu Dir sprach, aus seinem Kerker zu erlösen, dessen Pforten ohne unsere Hilfe sich nur öffnen würden, um den armen, unglücklichen Mann neuerdings allen Schrecknissen und Leiden des fürchterlichen Spielbergs für immer zu überantworten. — Heute, mein Kind, kennst Du noch nicht die ganze Tragweite der Ereignisse, die Verkettung all' der Ursachen, die dabei im Spiele sind. Binnen wenigen Jahren wirst Du sie aber kennen lernen und mir es dankbarst gedenken, daß nur Du und kein Fremder das

Werk seiner Befreiung vollbracht. Du bist ein muthiger Knabe und keinen Augenblick zweifle ich an Deinem Willen und Deiner Geschicklichkeit, auch das durchzuführen, was ich von Dir verlangen werde.“ —

Der kleine Adolf hatte sich hoch aufgerichtet, und blickte das Fräulein mit von Stolz und Freude blitzenden Augen an. Irma hatte zu ihm gesprochen, als ob er bereits ein Mann wäre, und eben diese Sprache that seinem kleinen Herzen so unendlich wohl, denn er fühlte, daß er auch bereits den Muth und die Entschlossenheit eines Mannes besitze. Ein wahres, echtes, unverkennbares Heldenfeuer sprühte aus seinen schönen dunkelblauen Augen, seine Brust hob sich und seine Nasenflügel dehnten sich weit aus, aber es fehlten ihm Worte, um auszusprechen, was sein übervolles Herz zu zersprengen drohte.

Entzückt schloß Irma den herrlichen Knaben in ihre Arme und drohte ihn mit ihren Küssen zu ersticken. Dann weinten Beide, Brust an Brust, vor Freude und stürmten schließlich wie toll im Zimmer auf und ab.

„Ach, was bist Du für ein närrisches Kind!“ lachte das Fräulein unter Thränen, sich ganz erschöpft an eine Stuhllehne festklammernd, während der Knabe noch immer, als hätte ihn die Tarantel gestochen, hin und herraste, bald über Tisch und Sessel voltigirend, bald Purzelbäume schlagend, bald auf den Händen gehend, Alles dies so rasch hinter- und durcheinander, dem geübtesten Jongleur zum Trotze.

Diese kleine Bewegung zur Verdauung bekam dem jungen Athleten sehr wohl; jedenfalls schien sie bei ihm Appetit befördernd zu wirken, denn als er endlich, hochroth im Gesichte, in seinem närrischen Treiben inne hielt, langte er nach den Aepfeln und Birnen, welche das Dessert bildeten, und richtete darunter eine arge Verheerung an. — Sodann leistete aber Adolf der Aufforderung des Fräuleins, sich auf das Lager zu strecken, willig Folge, und ehe eine Minute verging, bewies sein tiefes, regelmäßiges Athemholen, daß er im Schlafen ebenso virtuos sein konnte, als in allen anderen Dingen.

Mit zarter Vorsorge breitete Irma einen Schleier über das Haupt des jungen Adonis, damit ja keine Fliege, deren es im Gemache eine Legion der zudringlichsten Sorte gab, den süßen Schlummer ihres Lieblings störe, obwohl eine ganz in der Nähe stattfindende Kanonade zweier Linienschiffe kaum das Erwachen Adolfs herbeigeführt haben würde. —

Das Fräulein schickte sich an, das Haus zu verlassen, um etwas

die Stadt zu besehen. Sie wählte eine sehr einfache, aber geschmackvolle Toilette, bei welcher ein dichter Schleier nicht fehlte. Irma nahm den etwa zwölf Jahre alten Sohn des Wirthes als Begleiter und Wegweiser mit sich. Dieser Bursche, von aufgewecktem Naturell und ebenso anständig erzogen, als auch in allen Dingen, worüber die Fremde von ihm Aufschluß wünschte, wohl bewandert, leistete ihr während ihrer einstündigen Promenade ganz vortreffliche Dienste. Sie konnte an den Jungen manche Frage stellen, welche einem Erwachsenen gegenüber für ihre Zwecke unpassend oder gar verfänglich gewesen wäre. — Sie besuchte mit dem jungen Herrn István Kovacs unter einem plausiblen Vorwande das Comitatshaus und ließ sich den Tract des Gebäudes zeigen, welcher als Gefängniß diente.

Irma schien nicht befriedigt. Sie frug István, ob es auch noch andere Orte gebe, wo man Arrestanten unterzubringen pflege. Die von Száry gemachte Beschreibung paßte nämlich durchaus nicht auf jene Oertlichkeiten, welche sie vor sich sah. —

Der kluge Istvan wußte sogleich Bescheid und führte seinen „Gast" durch ein ganzes Labyrinth ekelhaft schmutziger Straßen in die Nähe alter halbverfallener Ruinen, welche von den guten Trentschinern mit Stolz als Stadtmauern bezeichnet werden. Freilich knüpfen sich für das Städtchen so manche interessante historische Erinnerungen an dieses wüste, traurige Gemäuer, welches gegen Mongolen, Hussiten, Kuruzen und andere Verwüster des Ungarlandes einst vortreffliche Dienste geleistet hatte. Der junge „Hirsch," wie István nach dem Schilde von seines Vaters Gasthofe von den spottsüchtigen Cameraden genannt wurde, wies auf einen ziemlich gut erhaltenen Wartthurm der alten Umfriedungsmauer, mit dem Bemerken, daß hier das „Extragefängniß" für besonders wichtige oder gefährliche Gefangene sei. — Dieser Thurm stand ringsum frei. Die wenigen Fenster waren mit sogenannten „Körben" versehen, welche die Aussicht nur nach dem Himmel gestatten. —

Irma that sich Gewalt an, um gleichgiltig zu scheinen, während sie ihr Herz krampfhaft zusammengeschnürt fühlte und Thränen ihre Augen feuchteten. — Sie erkünstelte einen Husten, der aber, da sie einige Thränen verschluckte, wider ihren Willen so heftig wurde, daß István in dem Glauben, es sei seiner Begleiterin etwas in den „unrechten Schlund" gerathen, sich beinahe versucht fühlte, das in solchen Fällen probate Hausmittel seiner Frau Mutter anzuwenden, nämlich

den Rücken der Hustenden in der besten Absicht mit seinen Fäusten zu bearbeiten, und wir können versichert sein, daß der „junge Hirsch," ein für sein Alter überaus kräftiger Bengel, weidlich darauf losgetrommelt haben würde. —

Zu ihrem Glücke begann aber Irma wieder zu sich zu kommen, bevor István noch ganz im Reinen war, ob hier wirklich Gefahr am Verzuge sei oder nicht. —

„Ist dieser Thurm jetzt mit Gefangenen besetzt?" frug das Fräulein erwartungsvoll.

„Nur ein Einziger ist jetzt darin eingekastelt," entgegnete István, der ein ungemein fertiges Redehaus besaß, „aber es muß ein großer Herr sein, hat die Frau Mutter g'sagt, denn, sagt die Frau Mutter, sonst möcht' der Polizei in Brünn nicht so viel daran liegen, daß er ja nicht auskommt. Und die Frau Mutter weiß Alles genau, weil ein Vetter von der Frau Mutter Schreiber beim Comitat ist und da hat der Vetter der Frau Mutter erst vorgestern der Frau Mutter eine lange schauderhafte Geschichte vom Spielberg, ich glaub', der liegt da drüben in Mähren und ist der Ort, wo die Verdammten, wollte sagen die Gefangenen, gar elendiglich gepeinigt werden, den ganzen Abend hindurch erzählt und die Frau Mutter spricht seitdem sehr oft von der Geschichte, die der Frau Mutter der Vetter der Frau Mutter mittheilte." —

„Und warum soll denn gerade der Brünner Polizei an diesem Gefangenen so sehr gelegen sein?" examinirte Irma weiter.

„Ja, sehen Sie, das ist so," erwiderte der junge Schwätzer ganz erfreut, daß er jetzt ungescheut tüchtig loslegen durfte, denn zu Hause trug ihm sein unermüdliches Mundwerk so manchen derben Backenstreich von Seite seiner Frau Mutter ein, welche, nebenbei gesagt, ein sehr scharfes Regiment führte und, wie man zu sagen pflegt, die Hosen an hatte, „es ist so. Vor sechs Tagen war der gefangene Edelmann, der Vetter der Frau Mutter hat der Frau Mutter auf Ehre versichert, daß es ein Cavalier sei, so gut und so vornehm, wie unser Graf Illesházy (der Bursche lüftete dabei seine Mütze), also vor sechs Tagen, als der Gefangene von der Grenze nach Trentschin gebracht wurde, war der gnädige Herr Vicegespan (István lüftete abermals die Mütze) sehr geneigt, dem Arrestanten in der Nacht Thür und Thor öffnen zu lassen, ja, ihm sogar, so hat der Vetter der Frau Mutter wirklich der Frau Mutter erzählt, Vorspann anzuweisen, damit

er recht schnell von hier weiter käme. — Da ist aber, wie der Vetter der Frau Mutter mit eigenen Augen gesehen und in meiner Gegenwart der Frau Mutter erzählt hat, noch an demselben Abend ein Herr aus Brünn zum gnädigen Herrn Vicegespan gekommen und beide Herren sprachen lange, lange miteinander bei verschlossenen Thüren. — Von diesem Augenblicke an war, wie der Vetter der Frau Mutter der Frau Mutter versicherte, der gnädige Herr Vicegespan wie ausgewechselt. Er ließ den Arrestanten nach diesem Thurme bringen und gestattete überdies, daß drei Männer, welche der andere Herr mitgebracht hatte, persönlich die Bewachung dieses Gebäudes übernahmen — da, da sehen Sie gleich einen von den Kerls, wahre Galgengesichter! Er kommt eben von seiner Runde um den ganzen Thurm zurück und so steht denn Tag und Nacht einer von den Dreien hier auf dem Posten. — Na — warum der gnädige Herr Vicegespan auf einmal umgesteckt hat, na, darüber hat der Vetter der Frau Mutter gleichfalls der Frau Mutter eine Geschichte erzählt, aber — brrr — werd' mich hüten, davon zu reden; — der Vicegespan ließe mir durch seine Panduren einen jämmerlichen Schilling aufmessen, und die Frau Mutter würde mich noch extra halb todt prügeln, denn der Vetter der Frau Mutter käme um's Brot und der gilt gar viel bei der Frau Mutter, so viel, daß die Frau Mutter mit dem Vater öfter Streit bekommt wegen des Vetters der Frau Mutter, aber die Frau Mutter behält am Ende doch immer Recht und der Vetter der Frau Mutter besucht die Frau Mutter dann doppelt so oft, als er sonst zur Frau Mutter in's Haus kommt." —

„Ich würde Dich gewiß nicht verrathen, mein hübscher Junge," sagte das Fräulein schmeichelnden Tones und drückte dem redseligen Burschen drei blinkende Zwanziger in die Hand. — Verstand und Auge des Knaben waren geblendet und seine Zunge, der er ohnehin keinen Zwang anzulegen wußte, vollständig gelöst.

„Will's wagen," begann Istvan, die drei Silberlinge mit großem Behagen in den Taschen seines engen ungarischen Beinkleides versorgend. „Sie werden mich gewiß nicht verrathen. Nun die Sache mit dem gnädigen Herrn Vicegespan ist folgende: Er hat Schulden, sehr viele und große Schulden und noch dazu auch solche, die ihm unbequem sind. Alle Tage lauert ihm ein Dutzend Juden auf, um ihn zu erwischen, wenn er ausfährt, denn in's Comitatshaus traut sich Keiner mehr herein, seit er dort ein Paar seiner Gläubiger niederziehen und Jedem volle fünfundzwanzig herunterstreichen ließ. Nun sehen Sie — seit der

Herr aus Wien oder Brünn mit ihm bei geschlossenen Thüren verhandelt hat, sind die Juden verschwunden, und wie nicht nur der Vetter der Frau Mutter erst heute wieder der Frau Mutter erzählte, sondern es auch die ganze Stadt weiß, bezahlte der gnädige Herr Vicegespan noch mehrere andere alte Schulden, die zusammen über Tausend Gulden ausmachten."

Wer die alte ungarische Comitats-Wirthschaft nur halbwegs kennt, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß die Erzählung des Knaben aus guter Quelle stammte. — So sehr einerseits die sogenannte Comitats-Constitution ein Palladium der altungarischen Verfassung war, indem sie, so zu sagen in der Zersplitterung die Grundrechte des gesammten Landes wahrte, und der Opposition gegen jede Verschmelzung der Länder der Stefanskrone mit den österreichischen Erblanden stets neue und kräftige Elemente zuführte, so kann andererseits doch nicht geleugnet werden, daß die allzu weitgehende Autonomie der Comitate und namentlich das Princip, alle maßgebenden Beamten durch eine Adels-Coterie wählen zu lassen, der Corruption und der Eigenmächtigkeit des Comitatsadels, sowie der Vergewaltigung des armen rechtlosen Volkes Thür und Thor offen hielt, und dadurch Zustände geschaffen wurden, weit schlimmer als in dem letzten Paschalike an den Ufern des Tigris. — Die Wahlagitation kostete, namentlich wenn es galt, den Posten eines Vicegespan's nach landesüblicher Manier durch die Fäuste und Knüttel der damals allein wahlberechtigten Edelleute zu erobern, sehr viel Geld, welches der Sieger dann in seiner Stellung natürlich mit reichlichen Zinsen wieder hereinzubringen suchte und es auch wußte, wobei freilich die Göttin Gerechtigkeit als Melkkuh herhalten mußte.

Auch der Vicegespan von Trentschin, von welchem hier die Rede, hatte sich in große Schulden gestürzt, um seine Wahl durchzusetzen, und es fiel Niemandem bei, ihn zu tadeln, oder gar ihn für einen unehrlichen Mann zu halten, weil er nicht schlimmer und nicht besser als tausend Andere neben ihm und vor ihm jedes sich darbietende Mittel ergriff, sein Geld wieder hereinzubringen.

Die Affaire des flüchtigen Schwalbach konnte und mußte daher von ihm nicht nur als eine passende, sondern sogar als eine vollkommen legale Gelegenheit betrachtet werden, ein hübsches Sümmchen, das ihm gerade jetzt außerordentlich zu statten kam, mit größter Gemüthsruhe einzustreichen. — Herr von Török verzichtete deshalb auf seine erste Regung von Großmuth, den Gefangenen einfach „laufen" zu lassen,

sondern beschloß, jetzt ruhig die Befehle von Pest abzuwarten, über deren Inhalt übrigens kein Zweifel obwalten konnte.

Irma fühlte sich einen Augenblick lang versucht, stehenden Fusses zu Herrn von Török zu eilen, und ihm nöthigenfalls die dreifache Summe anzubieten, welche er bereits aus anderer Hand empfangen hatte. Aber glücklicherweise besann sie sich noch rechtzeitig eines Besseren. Den ersten Pact zu brechen, würde der Vice-Gespan gewiß für unehrenhaft gehalten haben. Wäre jedoch Irma früher gekommen, als der Brünner-Agent, dann hätte sich Herr von Török durch das mit ihr abgeschlossene Geschäft gewiß für unverbrüchlich gebunden erachtet und jeden späteren Antrag mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Es geht doch nichts über die Begriffe von Ehre, wie selbe so manchen Menschen und namentlich den höheren Ständen eigen sind! So würde z. B. Herr von Török ohne Bedenken sein letztes Paar Czismen verkauft haben, um eine auf Ehrenwort eingegangene Spielschuld zu decken, während er es durchaus nicht für gemein fand, daß er die armen Teufel, welche von ihm ordnungsmäßig verbriefte Schulden im Executionswege eintreiben wollten, damals übrigens ein lächerliches Beginnen gegen einen Edelmann, simpliciter auf die Bank niederziehen ließ, wie der junge „Hirsch" ganz wahrheitsgemäß berichtet hatte.

Damit der Leser ersehe, daß auch in Ungarn die „gute alte Zeit" ein jämmerliches Gemisch von Tyrannei und Heuchelei war, wollen wir in Kürze die Zustände schildern, wie selbe in diesem von Gott so gesegneten, jedoch von den Menschen so unaussprechlich vernachlässigten und mißbrauchten Lande fast bis zum Jahre 1848 zu Recht bestanden.

Wenn in Ungarn ein Bürgerlicher den Adeligen belangen wollte, so mußte er erst um die Erlaubniß ansuchen, ihn zu verklagen. Einem Armen wurde ein solches Gesuch rundweg abgeschlagen. Besaß aber ein Bürger Vermögen, so ward ihm seine unterthänigste Bitte zugestanden, auf die Gefahr hin, sich und seine Familie durch einen langwierigen Proceß gegen seinen adeligen Gegner zu Grunde zu richten.

Wurde aber einmal ganz ausnahmsweise gegen einen Adeligen eine Execution erkannt, um ihn aus dem unrechtmäßigen Besitze eines Anderen zu werfen, so widersetzte er sich ohne Bedenken an der Spitze seiner Leute und Freunde mit dem Säbel in der Faust, wobei in der Regel ein Paar Panduren auf dem Platze blieben, ohne daß dies für die Thäter je sonderlich scharfe Folgen nach sich gezogen hätte. War es aber eine Dame, gegen die das Gericht einschritt, so konnte sich der

bemitleidenswerthe Executor im gelindesten Falle auf einige derbe Maulschellen gefaßt machen, die ihn, wie der Volksmund zu sagen pflegt, kein Papst mehr nahm und für die er nie eine Satisfaction erhielt.

Wurde aber ein Edelmann durch Ausführung der Sentenz wirklich aus dem Besitz getrieben, weil er abwesend, widerstandsunfähig oder im Scharmützel besiegt war, so überfiel er gewiß heute oder morgen seinen Gegner und setzte sich gewaltsam wieder in Besitz dessen, was ihm gerichtlich abgenommen wurde. Ganze Fehdekriege im Kleinen entstanden und dauerten oft Jahre lang. Konnte der unterliegende Theil sich schließlich nicht mehr anders rächen, so tödtete er die weidenden Thiere seines Gegners oder ließ dessen Diener und Unterthanen unbarmherzig prügeln, sobald er selbe in seine Gewalt brachte. Natürlich folgte Vergeltung auf Vergeltung; es gab in der Regel zwischen den Streitenden keine Ruhe, bis endlich die Regierung Militär und einen königlichen Commissär entsendete und die ganze Affaire dann damit endete, daß beide Parteien für immer zu Grunde gerichtet und an den Bettelstab gebracht waren. —

Den Bürgern und Bauern war es aber nicht einmal vergönnt, ihre Beschwerden über richterliche Willkür und sonstige Gesetzverletzungen vor den Thron zu bringen. Ein solcher Schritt wurde als ein Verbrechen gegen die Landesgesetze angesehen und fürchterlich bestraft. Wenn Gemeinden sich dessen schuldig machten, ließ das Comitat „ausrücken," das heißt, die gesammte Pandurenmacht, verstärkt durch den adeligen Plebs, der ohne Unterdrückung der armen Bauern hätte arbeiten und haushalten müssen, zog gegen die „hochverrätherische" Gemeinde; vierzig bis fünfzig der Ortsältesten wurden wie Thiere zusammengetrieben und auf öffentlichem Platze mit Stockprügeln bestraft, die Jüngeren aber gleich Hunden „eingefangen" und unter das Militär gesteckt. — Widersetzte sich eine solche Gemeinde mit bewaffneter Hand und warf es seine Peiniger zurück, so liehen die benachbarten Gespanschaften, in der Hoffnung auf Gegendienste, mit größter Bereitwilligkeit ihre Haiduken her, um das meuterische Bauerngesindel zu bändigen. —

Bei den rechtlosen Zuständen Ungarns mußte die Anzahl von Gerichtshöfen, welche es damals gab, geradezu lächerlich erscheinen, zumal selbst ein Advocat sehr viele Befähigung und Praxis besitzen mußte, um zu beurtheilen, vor welchem Gerichtshof er diesen oder jenen Fall vorbringen sollte. —

Die höheren Gerichtshöfe waren die Comitatsgerichte, eine

wahre Persiflage für die Gerechtigkeit, dann die vier Districtual-Tafeln, die königliche und die Septemviral-Tafel. Dabei besaß jedes grundherrschaftliche Gericht das Recht, auf Lebensstrafe zu erkennen, fürwahr eines der abscheulichsten Rechte in einem Lande, wo Menschenleben gegen die Anmaßungen und die Interessen des Adels, die damals allein maßgebenden Interessen, für nichts gerechnet wurden. — Zwar sollten alle Todesurtheile dem Könige durch die ungarische Hofkanzlei zur Genehmigung und Unterschrift vorgelegt werden, aber auch darüber setzte sich jeder ungarische Richter ohne Bedenken hinweg, dabei eigentlich nur dem Beispiele der ungarischen Hofkanzlei folgend, welche in so vielen Fällen ganz und gar willkürlich verfuhr und dem Könige nur jene Vorlagen unterbreitete, die ihr zu Gesichte standen, ja, es geschah sehr häufig, daß die ungarische Hofkanzlei im Namen des Königs, ohne dessen Vorwissen, weittragende Sentenzen erließ. —

Die Bestechungen waren so allgemein, so eingewurzelt, daß es fast den Anschein gewann, als ob sie zu einem sanctionirten Theile der ungarischen Gerichtsordnung gehören würden. — Der ehrlichste Mann durfte sich, seine Sache mochte noch so gerecht, noch so klar sein, keine Hoffnung machen, einen günstigen Ausspruch zu erhalten, wenn er es nicht verstand oder nicht in der Lage war, seinen Gründen mit gewichtigen Dukatenrollen Nachdruck zu verschaffen. So kam es, daß die Parteien mit Bestechungsanerbieten sich Concurrenz machten. Die durch die Bestechungen erzielten Summen wurden nach einem eigenen festgesetzten Modus „ehrlich“ vertheilt, so daß auch diejenigen Mitglieder der Gerichtsstellen, welche nicht unmittelbar von den Parteien das Geld entgegennahmen, deren Stimmen oder Mitwirkung aber doch nöthig waren, nicht leer ausgingen.

Alle Gerichts- und sonstigen Behörden waren ausschließlich mit Adeligen und Priestern besetzt. Daher kam es, daß dieselben Verbrechen, für welche man den Bürger und Landmann an Leib und Leben strafte, bei den Geistlichen und Adeligen in der Regel ganz vertuscht wurden, wo aber dies nicht anging, größtentheils nur eine verhältnißmäßig winzige Geldbuße nach sich zogen. Selbst der Mord gehörte unter diese, je nach dem Stande des Thäters ganz verschieden beurtheilten Gattungen von Verbrechen.

Die ärgste Strafe, welche Jemanden vom Adel oder von der Geistlichkeit dafür auferlegt werden konnte, war zeitliches Gefängniß. Der Bürger und Landmann, auf welchen der bloße Verdacht einer

begangenen Mordthat fiel, wurde ohne Umstände eingezogen und oft Monate lang ohne Verhör in den scheußlichsten Gefängnissen angehalten. Ein Adeliger jedoch, wenn er eines Mordes noch so verdächtig schien, ja, wenn er sogar an dem Orte angetroffen wurde, wo das Blut des Erschlagenen noch rauchte, durfte nicht auf der Stelle in Gewahrsam genommen werden. — Größere Diebstähle oder gar Raub, verübt von Bürgern oder Bauern, wurden den Landesgesetzen gemäß nach sehr kurzem summarischen Verfahren mit dem Strange geahndet; Adelige aber raubten und plünderten öffentlich, ohne anderes als eine stets sehr gelinde Untersuchung und höchstens Wiedererstattung befürchten zu müssen, und auch das nur, wenn das Verbrechen an einem Adeligen verübt wurde. Wie oft kamen aber dabei Fälle vor, daß der Räuber seinen Raub mit den Richtern theilte und ihm das Uebrige gerichtlich zugesprochen wurde. — Witwen und unmündige Waisen, deren sich kein starker Arm annahm, hatten unter diesen Proceduren am meisten und häufigsten zu leiden.

In keinem Lande der Welt waren überdies die Richter weniger beschäftigt als in Ungarn. Der größte Theil des Jahres ging mit Gerichtsferien dahin. So hatte z. B. die Septemviral-Tafel nur achtzig und die königliche Tafel nur einhundertzwanzig Arbeitstage. Dabei kam es nun auf gute Ducatenrollen an, um während dieser Zeit eine Sache vorwärts zu bringen. Marschirten keine solche klingenden Gründe ins Treffen, so wurde der zu verhandelnde Gegenstand von einem Jahre auf das andere verlegt, wenn nicht gar die Vertagung auf zweiunddreißig Jahre förmlich ausgesprochen wurde. — Auf diese Weise waren in Ungarn hundert-, ja zweihundertjährige Processe keine Seltenheit. —

Verschiedene barbarische Gesetze, welche von den Jesuiten in den finstersten Jahrhunderten des Aberglaubens theils eingeführt, theils neu aufgefrischt wurden, bestanden bis zum Jahre 1848 formell in Rechtskraft, wenn sie auch nicht mehr zum Vollzuge gelangten. Nach einem dieser Gesetze sollte dem Bauer, der einen katholischen Geistlichen schlug, die rechte Hand abgehauen werden. Nach einem anderen wurde dem Gotteslästerer „die Zunge an dem Genicke" herausgerissen und solch ein Verbrecher, wenn er nicht schon an dem ersten Theile der Strafe zu Grunde ging, schließlich lebendig gerädert. Dieses Verbrechens (nämlich der Gotteslästerung) machte sich jenem abscheulichen Gesetze zufolge schon Derjenige schuldig, der die ewige Jungfrauschaft der Mutter Jesu leugnete!!! —

Aber auch diese Gesetze und Strafen existirten selbstverständlich nur für den Bürger und Bauer. Der übermüthige ungarische Adel kühlte sehr gerne bei jeder Gelegenheit seinen Uebermuth an der Geistlichkeit, namentlich an den armen Bettelmönchen, die um ein Stück Geld vor jedem Magnaten sich im Staube wälzen und jedweden Schabernak geduldig einstecken mußten. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir nur zwei Fälle aristokratischer Rohheit registriren. —

Auf der Insel Schütt lebte in einem Dorfe ein alter, ganz braver Pfarrer, der aber mit der Schwäche behaftet war, gerne ein Gläschen über den Durst zu trinken. Der junge Graf B. nahm sich vor, mit dem Greise seinen Spaß zu treiben. Er ließ den vom gräflichen Schlosse volle drei Stunden entfernt wohnenden Greis durch eine Equipage zum Souper holen und zechte seinem Gaste einen tüchtigen „Schwindel" an. Dann ließ er wieder einspannen und erbot sich, den Pfarrer selbst nach Hause zu bringen. In der Mitte des Weges ersuchte er den alten Herrn, abzusteigen; als dies geschehen war, riß er die Pferde herum und, den Pfarrer mitten im Winter um Mitternacht auf der trostlosen Heide hohnlachend seinem Schicksale überlassend, jagte er nach dem Schlosse zurück. —

Wenn dies am Ende nur als ein der Ruthe würdiger Bubenstreich bezeichnet werden darf, so ist das Nachfolgende geradezu ein Act empörender Rohheit. —

Auf dem Landgute des Grafen K., der einst bekannt durch seine tollen, Recht und Sitte grob verhöhnenden Streiche, fand sich eines Tages ein armer Franciskaner-Mönch ein, der unter dem gemeinen Volke im Geruche der Heiligkeit stand und, ungeachtet seines sonstigen demüthigen Benehmens, persönlich gerne mit seiner unverbrüchlichen Keuschheit renommirte. — Graf K. lockte den Bettelmönch in ein Seitengemach, wo er dem armen Teufel die Alternative stellte, entweder mit einer herbeigeholten Dirne in seiner Gegenwart gegen das Gelübde der Keuschheit zu sündigen und dafür fünfzig Ducaten in Empfang zu nehmen, oder — von den in Bereitschaft stehenden Panduren fünfzig Stockstreiche zu erdulden. — Wir müssen dem Leser die kleine Mühe aufbürden, selbst zu errathen, welche Wahl der Bedrohte getroffen haben dürfte. Zwei Dinge sind aber gewiß; erstens, daß Graf K., als schließlich der Primas von Ungarn über diesen scandalösen Vorfall Lärm schlug, seinen Uebermuth durch ein freiwilliges Geldgeschenk von ein Paar hundert Gulden an das in dem exmittirten Pater beschimpfte

Kloster sühnte, zweitens, daß der in Rede stehende Mönch von jener Zeit an mit seiner dem anderen Geschlechte gegenüber unbezwinglichen Standhaftigkeit weit weniger zu prunken pflegte. —

Damit übrigens der Leser nicht etwa glaube, daß wir ihn blos mit phantastischen Erzeugnissen einer übelwollenden Phantasie regaliren, müssen wir noch einer haarsträubenden Großthat ungarischer Justiz von anno Dazumal Erwähnung machen.

Der gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbene Vice-Gespan des Pester Comitats, ein Herr von Laczkovitz, und ein Herr von Vida, Oberstuhlrichter derselben Gespanschaft, ließen durch ihre Leute Pferde und Hornvieh aus fremden Gestüten und von fremden Heerden auf ihre Besitzungen treiben und gaben den Dieben für jedes gestohlene Stück eine festgesetzte Belohnung. — Einer dieser Strolche wurde im Heveser Comitat bei einem solchen Diebstahle ertappt; er gab ihm Verhöre den ganzen Sachverhalt wahrheitsgetreu an, also auch, daß er den Diebstahl nicht für seine, sondern der beiden Obgenannten Rechnung treibe. — Die Heveser Gespanschaft schlug ausnahmsweise einen uncollegialen Lärm und führte bei der Pester Gespanschaft Klage gegen Herrn von Laczkovitz und Vida. — Da bekam eines Tages die Heveser Gespanschaft von der ungarischen Hofkanzlei in Wien den stricten Befehl, den Viehdieb an das Pester Comitat abzuliefern, dessen oberste Gerichtsbehörde ihn ohne weiteres zum Strange verurtheilte. Der arme Bursche sollte dafür, daß er die Wahrheit gesprochen, für immer verstummen. Die Hinrichtung fand auch alsbald wirklich statt. Das Weib des Delinquenten stürzte bei der Execution heulend und wehklagend unter die Zuschauer und schrie laut gegen die gewissenlosen Urheber des Todes ihres Mannes. Man kerkerte die Arme ein, welche die Freiheit nicht wieder erhielt, und — die Ehre zweier Edelleute war gerettet! — *)

Unsere Entrüstung muß aber den höchsten Grad erreichen, wenn wir vernehmen, daß ein Edelmann, der einen Nichtadeligen tödtete und sich mit einer Aufwallung von Zorn entschuldigte, nach altungarischen Gesetzen als einzige Strafe blos eine Taxe von sechsunddreißig Gulden zu entrichten hatte!!!

So stand es um die Gerechtigkeit in Ungarn. Kaiser Josef II. mußte den Versuch, diese Uebelstände abzuschaffen, theuer genug bezahlen und ärger denn je zuvor war die Barbarei, in welche das unglückliche Land zurückfiel, als der große Monarch kurz vor seinem Tode

*) Nun, und 1883? Tisza-Eszlarer Prozeß? —

die alte ungarische Mißwirthschaft wieder in ihre vollen Rechte einzusetzen gezwungen war. — — —

Fräulein Irma musterte mit scharfen Blicken den Wartthurm, während sie an des jungen Herrn István Seite im weiten Umkreise wieder nach dem Städtchen zurückkehrte. Wie sie aus dem schwatzhaften Knaben im Verlaufe des Gespräches herausbrachte, wurde der Gefangene im obersten Stockwerke des Thurmes festgehalten und nur täglich zwei Mal, nämlich des Mittags und des Abends, vom Gefangenwärter besucht, der ihm Speise und Trank überbrachte. In früherer Zeit wohnte in dem Erdgeschosse des Thurmes ein alter pensionirter Panduren-Feldwebel; seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode dieses Mannes fand sich kein Bewerber um den Genuß dieses Freiquartiers, denn es hieß, daß der alte Janos Fékéte als Geist seinen Spuk darin treibe.

Der junge „Hirsch" glaubte für seinen Theil so steif und fest daran, daß er seiner Begleiterin hoch und theuer schwor, er würde nicht um alle Schätze der Welt zur Nachtzeit sich in die Nähe dieses verwünschten Thurmes wagen.

Dieser Geisterglauben schien jedoch von den drei Polizei-Agenten aus Brünn keineswegs getheilt zu werden, denn sie verrichteten ihren Wachedienst auch bei Nacht mit ebenso großem Phlegma als musterhafter Pünctlichkeit, sich von vier zu vier Stunden regelmäßig ablösend. Diese Leute hatten in einer von dem in Rede stehenden Thurme nur etwa dreihundert Schritte entfernt gelegenen Schänke Unterstand genommen.

Als Fräulein Irma nach dem Gasthause zurückgekehrt war, fand sie den kleinen Adolf noch fest schlafend. Sie sah nach der Uhr. Es hatte erst die vierte Nachmittagsstunde geschlagen.

„Noch sechs volle Stunden!" murmelte Irma von Ungeduld gefoltert vor sich hin, und strich ihre üppigen Locken aus dem Gesichte. „Ich werde den Knaben erst nach neun Uhr wecken. Ach, wie glücklich bist Du!" fuhr sie nach einer Pause fort, als sie den kleinen Adolf mit sinnender Miene und zärtlichem Blicke eine Weile betrachtet hatte, „wie glücklich bist Du, mein holder Engel, daß Du schlafen, so schlafen kannst! Wie gerne möchte ich mit dem lieben Kobold die langen, bangen Stunden verplaudern, aber es wäre wahrhaft Sünde, seine Ruhe zu stören. Er wird diese Nacht aller seiner Kräfte bedürfen, um seinen Vater zu befreien. Oh wie pocht mir von freudigem Ungestüm das Herz, wenn ich des Augenblicks gedenke, wo der Knabe, wie aus den

Wolken gefallen, vor ihm hintreten, und zu ihm sagen wird: Mann! folge mir, Du bist frei!"

Unter diesen und ähnlichen Gedanken verbrachte Irma über eine Stunde, bis der getreue Száry an der Thüre pochte.

„Ist Alles besorgt?" rief das Fräulein dem Zigeuner erwartungsvoll entgegen.

„Alles, gute Herrin!" entgegnete Száry unter demuthsvoller Verbeugung, „für unterlegte Pferde ist gesorgt und unsere Leute werden um zehn Uhr in der Nähe des Thurmes bereit stehen."

„Daß aber ja kein Blut vergossen wird," mahnte die „Exkönigin ohne Land" ernsten Tones. —

„Wir werden uns tödten lassen, ohne selbst zu tödten!" entgegnete Száry kurz, aber mit einer Bestimmtheit, welche die Aufrichtigkeit seiner Worte bewies. —

„Es ist gut! Von neun Uhr an sei meiner Befehle gewärtig; bis dahin magst Du der Ruhe pflegen. Der Knabe und ich werden uns durch den Garten aus dem Hause entfernen; der Wirth und seine Leute mögen glauben, daß wir bereits zur Ruhe gegangen. Für morgen früh mit Tagesanbruch hältst Du unseren Wagen bereit; wir werden dem Flüchtling in einiger Entfernung bis nach Pest nachfolgen." —

Száry machte seinen Kratzfuß und entfernte sich, um im Stalle etwas der Ruhe zu pflegen. Der brave Bursche hatte seit gestern kein Auge geschlossen und war seit vollen vier und zwanzig Stunden auf den Füßen gewesen. —

Irma setzte sich jetzt zu einem Tische und nahm ihr Tagebuch zur Hand, um ihre Erlebnisse zu verzeichnen, seit sie ihrer Ehren und Würden als „Königin ohne Land" entsagt hatte. Dieses Tagebuch war ziemlich umfangreich; es reichte volle zwölf Jahre zurück. Zwischen den ersten Blättern lag ein gepreßter Myrthenkranz und eine einfache weiße Schleife aus weißer Seide. — Das Fräulein küßte diese beiden Gegenstände mit Inbrunst, dabei die Worte lispelnd: „Seine letzte Gabe!" —

Die Erinnerungen, die sich hieran knüpften, mochten sehr erschütternder Natur sein, denn Entsetzen sprach aus Irma's Miene und Haltung, ein eisiges Frösteln durchzitterte alle ihre Glieder und schließlich entrang sich ihrer Brust sogar ein geller Angstschrei.

„Hinweg, hinweg, ihr entsetzlichen Gedanken!" preßte sie stieren Blickes und sprang vom Stuhle auf, „ach, was ist ein Mal Sterben gegen die fürchterlichen Qualen, gegen den hundertfachen Martertod

eines lebendig Begrabenen! — Und doch, doch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn meine Rettung unterblieb in jenem letzten Momente, wo endlich, endlich nach drei vollen Tagen unsäglicher Leiden der Tod an mich wirklich herantrat! Aber habe ich ein Recht, darüber mit der Vorsehung zu hadern? Ist meine Zukunft denn wirklich hoffnungslos, daß ich so finsteren Gedanken Gewalt einräumen darf auf mein Denken und Handeln? Habe ich nicht eine heilige, eine schöne Pflicht übernommen, indem ich schwor, jenem armen Knaben dort, den eine sonderbare Fügung der Umstände meinen Händen anvertraute, eine Mutter zu sein? Muß es mir nicht als ein Gebot der Ehre erscheinen, eine unnatürliche Schwester zum Bewußtsein ihres schlimmen Wandels, ihrer bösen Thaten zu bringen? Bin ich nicht verpflichtet, jenes dunkle Geheimniß aufzuhellen, welches über dem räthselhaften Verschwinden unseres Familienschatzes waltet, darf ich mich dieser Aufgabe entziehen, wo der Wille des Himmels die Mittel zur Entdeckung der damit verknüpften Verbrechen in meine Hände legte? — Ja, ich habe eine Mission zu erfüllen und indem ich Adolf vor Allem und zum zweiten Male die Freiheit wiedergebe, bringe ich mich mit Riesenschritten dem Ziele näher, was sonst vielleicht nun und nimmer erreichbar wäre. — Also frisch an dein Werk, arme unglückliche Irma, lade dein Kreuz auf dich und folge nach in Demuth und Entsagung dem Beispiele des Dulders aller Dulder, folge ihm nach, wenn auch ohne Hoffnung auf Lohn und Freude, und thue das Gute um des Guten willen!" —

Mit verklärten Blicken, mit gefalteten Händen blickte Irma zum Himmel empor und ein stummes, aber heißes Gebet entströmte ihren schönen Lippen, auf daß der Vater im Himmel ihr Werk gelingen lassen und sie auch fortan stärken möge auf dem wüsten Dornenpfade ihres Daseins. —

Endlich schlug die neunte Abendstunde. — Irma weckte den kleinen Adolf, was aber nicht so bald und so leicht gelang, denn es that ihr leid, den süßen, sanften Schlummer des unschuldigen Kindes zu unterbrechen. Aber am Ende mußte es sein und scherzend zupfte und zerrte sie so lange an des Knaben Nase und Ohrläppchen, bis der Schläfer im Halbwachen zornig mit Fuß und Arme um sich zu werfen begann und dadurch allmälig ermunterte. Als aber der kleine Adolf halbwegs zu sich kam und die gute Tante an seinem Lager stehen sah, sprang er hurtig auf die Beine, denn es fiel ihm sogleich bei, daß man heute noch Mannesthat von ihm erwarte, daß er seiner lieben Irma sich dienstbar erweisen konnte.

Der Knabe wusch sich Kopf und Gesicht mit kaltem Wasser, wie er stets zu thun gewohnt war, wenn er vom Schlafe aufstand. — Das Fräulein machte ihn indeß mit der Aufgabe bekannt, die er vollziehen sollte. —

Der kleine Adolf besah, als Irma gesprochen, nachdenklich seine Bekleidung, welche aus einem feinen, eleganten Städteranzuge bestand.

„Liebe Tante," sagte er endlich, „in diesen weiten Beinkleidern und diesem schlottrigen Röckchen wird es wohl nicht gut gehen. Du weißt, daß ich, seit ich denke, stets nur in eng anliegenden Tricots „gearbeitet" habe. Ich fühle mich darin viel sicherer und namentlich wird mich im Klettern mein jetziges Gewand gewaltig geniren. Ach, wenn ich meine Tricots bei mir hätte, solltest Du Deine Freude daran haben, wie flink ich den alten Thurm bis zum zweiten Stockwerke hinankriechen und mich durch den mir bezeichneten schmalen Fensterkorb in das Gefängniß selbst hinablassen würde. So aber fürchte ich, mit diesem Pluderzeug an irgend etwas hängen zu bleiben und meine Sicherheit zu verlieren."

„Meinem lieben Adolf kann geholfen werden!" replicirte Irma lächelnd und einen der Koffer öffnend, reichte sie dem Knaben einen vollständigen und nagelneuen Anzug, wie ihn die Gymnastiker zu tragen pflegen. Sie hatte diesen Anzug schon in Brünn für ihren Schützling besorgt, weil es in ihrer Absicht lag, den Knaben seine in der Gymnastik bisher erlangte seltene Kunstfertigkeit nicht etwa verlernen zu lassen, sondern neben seiner geistigen Ausbildung auch seine physischen Kräfte fortan methodisch zu üben. —

Der Knabe stieß ein Freudengeschrei aus, als er die schönen fleischfarbigen Tricots erblickte. Erinnerten sie ihn doch lebhaft an so viele gute und schlimme Tage, an seine Mutter, an den rauschenden Beifall des Publikums, dessen Liebling der kühne, waghalsige, kleine Bajazzo allerorts gewesen war. Er zog sich in eine Ecke zurück und ehe fünf Minuten vergingen, stand er fix und fertig da, nicht ohne gewisse Selbstgefälligkeit im Spiegel das wunderbare Ebenmaß seiner Glieder und die Muskelstränge betrachtend, welche letztere, durch die knappen Tricots hindurch deutlich sichtbar, an seinen Armen und Beinen in einer für sein zartes Alter in der That merkwürdigen Weise bereits ausgebildet waren.

Dann nahm er gegen das Fräulein gewendet eine echt theatralische

Athleten=Stellung an, und klopfte sich mit der kleinen aber nervigen Faust auf die hochgewölbte Brust, als wollte er sagen: „Nun, bin ich nicht ein ganzer Kerl, vor dem die Welt Respect haben muß?"

Irma ordnete ihrem kleinen Gotte etwas die Haare und hieß dann Adolf, seine weiten Beinkleider und die Blouse anziehen, die er zuletzt getragen hatte.

Während der Knabe dieser Weisung folgte, faltete Irma die Hände stumm zum Gebete, damit der Himmel ihr Unternehmen glücklich gelingen lassen möge. — Dann schlich sie sich, den Knaben an der Hand führend, von Niemanden im Hause bemerkt, durch den Garten, in welchen eine der Thüren ihres Zimmers mündete, geräuschlos davon. Száry wartete bereits in dem Garten. — Der Weg, welchen diese drei Personen zurücklegen mußten, betrug über eine halbe Stunde, da sie der Vorsicht halber nicht quer durch das Städtchen, sondern um dieses ganz herum durch die Wiesen und Felder zu dem alten Wartthurme gelangen wollten, in welchem der zu befreiende Gefangene sich befand. —

„Du weißt also, mein lieber Adolf," begann Irma unterwegs, „genau, was Du zu thun hast?"

„Ja wohl, liebe Tante," entgegnete der kluge Knabe mit dem Kopfe nickend, „Du hast mir ja Alles so haarklein beschrieben, daß ich den Thurm im Geiste vor mir sehe und mich gewiß zurecht finden werde. — Aber Eines hast Du mir nicht gesagt — soll ich, nachdem Herr von Schwalbach durch meine Hilfe in's Freie gelangt ist, zu Dir zurückkehren oder mit ihm fliehen?"

„Zu mir mußt Du zurückkehren," sagte das Fräulein hastig, „Herr von Schwalbach wird von Száry und den anderen Burschen zu dem Wagen geleitet werden, der ihn in der Richtung nach Pest entführt. Du und ich, wir reisen ihm dahin und vielleicht auch noch weiter in der Entfernung nach. Herr von Schwalbach darf mich nicht zu Gesicht bekommen, und Du, mein lieber Adolf, vergiß ja nicht, was Du mir versprachst — kein Wort darfst Du verlauten lassen, daß Du eine Tante Namens Irma besitzest und daß diese bei seiner Befreiung die Hand im Spiele hatte." —

„Du hast befohlen und ich werde gehorchen. Eher will ich mir die Zunge abbeißen, als schwätzen," rief der Knabe mit echt männlichem Ernste. —

„Es wird Dir übrigens wenig Zeit zum Plaudern bleiben," be=

merkte das Fräulein, „denn es muß Alles rasch und stille vor sich gehen. Wirst Du aber nöthigenfalls allein wieder in unseren Gasthof zurückfinden? Wir müssen auch die Möglichkeit im Auge behalten, daß irgend ein unvorgesehener Zwischenfall eintritt, der mich zwingen könnte, mich zurückzuziehen.“ —

„Sei unbesorgt, liebe Tante,“ antwortete der Knabe lachend, „ich gehe in einem solchen Neste, wie dieses Trentschin, gewiß nicht verloren. Abgemacht — sobald der Gefangene im Freien, ziehe ich wieder meine Oberkleider an und eile quer durch das Städtchen nach dem „Hirschen“ zurück.“ —

„Gut, mein lieber Adolf; ich vertraue ganz und gar auf Deinen Verstand und Deine Geschicklichkeit. Ich werde, da meine Anwesenheit ganz in der Nähe des Thurmes nur Verdacht erwecken könnte, mich zur Stelle begeben, wo der für Herrn von Schwalbach bestimmte Wagen wartet,“ sagte Irma und leise murmelte sie vor sich hin, „ich werde dabei das Glück genießen, ihn, das Idol meines Herzens, wenigstens auf einen Augenblick ganz verstohlen zu sehen.“ —

Als das Fräulein, der Knabe und Száry bis auf etwa fünfhundert Schritte dem in Rede stehenden Wartthurme genaht waren, raten ihnen die sechs Zigeuner entgegen, welche meldeten, daß um den Thurm herum Alles im gewöhnlichen Zustande sei und in wenigen Minuten der dort eben wachestehende Polizei-Agent durch einen Cameraden abgelöst werden dürfte. — Die sechs Zigeuner führten eine lange Leiter, sowie mehrere Stricke und Knebel mit sich. —

Irma nahm nun von dem kleinen Adolf Abschied, dem Knaben mit Innigkeit mehrere Küsse auf Mund und Stirne drückend; es war ihr, ob dem theueren Kinde ein großes Unglück bevorstünde, und beinahe fühlte sie sich versucht, einen der Zigeuner mit der ihrem Schützlinge zugedachten Rolle zu betrauen. Aber zwei Erwägungen hielten sie davon ab. Erstens schien es nicht wahrscheinlich, daß ein Erwachsener oberhalb durch den schmalen Fensterkorb in das Gefängniß sich hinabzulassen vermochte und zweitens fand sie es ganz natürlich, daß der Gefangene gerade dem kleinen Adolf seine Befreiung zu danken habe. — Sie empfahl also den Knaben nochmals dem Schutze des Allmächtigen, ohne dessen Wille ja kein Sperling vom Dache fällt, und begab sich nach der Stelle, wo ein mit vier guten Pferden bespannter offener Leiterwagen in einer Seitengasse bereits harrte, um den Flüchtling mit Windeseile zu entführen. — Hier verbarg sie sich hinter einer Mauer, wo sie,

selbst ungesehen, Herrn von Schwalbach genau beobachten konnte, sobald er das leichte flinke Fuhrwerk besteigen würde. —

Száry, dessen sechs Kameraden und der kleine Adolf legten sich in den Hinterhalt, das heißt, sie legten sich in einen Graben längs des Fußpfades, welcher von der Schänke, wo die drei Agenten Unterstand genommen, in kürzester Richtung nach dem Wartthurme führte, platt auf den Boden nieder.

Als die zehnte Stunde kaum ausgeschlagen, wurden die tactmäßigen Tritte eines Mannes hörbar. Es war dies einer der Agenten, welcher den seit sechs Uhr wachehaltenden Cameraden abzulösen kam. Mit Blitzesschnelle ward der Sbirre zu Boden geworfen, geknebelt, an Händen und Füßen gebunden und dann in den Graben deponirt. —

Nun hieß es rasch handeln, damit Alles bereits in Ordnung sei, wenn der dritte, noch in der Schänke ausruhende Agent, über das lange Ausbleiben der abzulösenden Wache beunruhigt, etwa sich selbst auf die Beine machte, um nachzusehen. —

Der Agent, welcher noch auf dem Posten stand, ließ Száry, der sich ihm von vorne nahte, ganz ruhig herankommen, denn er hielt den Zigeuner in der finsteren Nacht für seinen Ablöser, ein um so erklärlicherer Irrthum, als Száry dem Erwarteten in der Statur ähnlich war und Hut und Mantel des Ueberfallenen umgenommen hatte. — Drei von Száry's Gefährten schlichen sich indeß hinter des Sbirren Rücken heran, der eine Gefahr um so weniger ahnte, als diese Gegend, wie stadtbekannt, stets ganz sicher war und die Bewachung des Thurmes nur der Besorgniß vor einem etwaigen Fluchtversuche des Gefangenen, nicht aber vor gewaltsamer Befreiung desselben von außen her verfügt worden war. —

Száry trat an den Agenten immer näher heran, bis derselbe etwas stutzig wurde. Aber in dem nämlichen Augenblicke, wo der Policist Unrath witterte, rannte ihm der Zigeuner so heftig die Faust zwischen Kinn und Hals, daß der Sbirre halb bewußtlos zu Boden taumelte und von den drei Zigeunern, die sich hinter ihn geschlichen hatten, gleich seinem auf offenem Wege angefallenen Genossen ohne viele Mühe geknebelt und gebunden werden konnte. —

Noch während Letzteres geschah, ward von den anderen drei Zigeuner die von ihnen mitgebrachte Leiter an den Wartthurm gelehnt und hurtig kletterte der kleine Adolf, der seine Oberkleider abgelegt hatte, bis zu dem in der zweiten Etage befindlichen Lichtkorb hinan und

schwang sich rasch in denselben hinein, dabei mit halblauter Stimme den Namen des Gefangenen rufend und mit den Fingern an den Scheiben des kleinen, kaum zwei Schuh breiten und ebenso hohen Fensterchens pochend. —

Herr von Schwalbach, der sich in seinem unheimlichen, auch bei Tag nur sehr spärlich beleuchteten Kerker schon mit Einbruch der Nacht zur Ruhe zu begeben pflegte, weil man ihm keine Lampe oder Kerze zugestand, sprang ganz erstaunt von seinem Lager auf. Er glaubte zu träumen und rieb sich wiederholt die Augen.

„Aber machen Sie doch auf, schnell, schnell,“ hörte er abermals eine Kinderstimme rufen und das Pochen an den Fensterscheiben wurde heftiger. —

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Schwalbach und beeilte sich nun, der Aufforderung Folge zu leisten, „hast Du mir zu meiner Befreiung einen Engel vom Himmel gesandt?!“

Plump! Mit einem kühnen Sprunge stand der kleine Adolf im Arreste, denn dies Fensterchen befand sich knapp unter der Zimmerdecke, so daß Herr von Schwalbach, ungeachtet seiner Körpergröße, den Querriegel nur zu erreichen vermocht hatte, indem er auf einen Stuhl gestiegen war. —

Der Gefangene staunte, als er einen als Gymnastiker gekleideten Knaben bei dem matten Zwielichte, das durch das geöffnete Fensterchen als ein schmaler Streifen hereinfiel, in seinem Gefängnisse gewahrte. Er wollte eine Frage stellen, aber der Knabe ließ ihm keine Zeit dazu, sondern sprach eilig:

„Wo ist der Kamin, der im Winter zur Beheizung dieses Gemaches dient?“

„Hier, mein liebes Kind, aber was soll diese Frage, was führt Dich hierher?“

„Das werden Sie gleich sehen, mein Herr!“ lachte der kleine Kobold, dessen Augen sich bereits an die in dem Arreste herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten. — Der Knabe huschte in den Kamin hinein und kroch in demselben so emsig empor, daß Ruß und Schutt in bedeutender Menge niederrieselte. — Dann wurde es stille. Herr von Schwalbach rieb sich jetzt nochmals die Stirne; er glaubte denn doch zu träumen, so rasch und so unerwartet war der Knabe vor ihm aufgetaucht und ebenso schnell wieder vor ihm entschwunden. — Ein Paar Minuten später vernahm aber der Gefangene, daß der Riegel von der

Thüre, welche aus dem Arreste nach dem unteren, dem ersten Stockwerke führte, zurückgeschoben wurde. Als die Thüre sich öffnete, stand der junge Akrobat auf der Schwelle und lud Herrn von Schwalbach ein, vorsichtig die morsche Treppe hinabzusteigen. Als der Gefangene in der ersten Etage angelangt war, verschwand der Knabe jetzt in dem Kamine dieses Stockwerkes und ehe drei Minuten um, wurde auch von der Thüre, welche nach dem Erdgeschosse führte, ein schwerer eiserner Riegel zurückgezogen. Der Oeffnung der Thüre, welche im Parterre in's Freie führte, setzte sich gleichfalls kein Hinderniß entgegen, denn diese Thüre war nur mit einem sogenannten Klappschlosse versehen, zu welchem man wohl von außen, aber nicht von innen eines Schlüssels bedurfte. — Der ganze Verschluß des Wartthurmes war also, wie wir sehen, etwas primitiver Natur, reichte jedoch vollkommen hin, um die Flucht des Gefangenen durch eigene Mittel absolut unmöglich zu machen, weil derselbe weder durch das schmale Fenster, noch durch den ebenso schmalen Kamin und die für ihn von außen verriegelten beiden Thüren des zweiten und ersten Stockwerkes hätte entrinnen können. — Wir müssen daher Irma's Scharfsinn bewundern, welcher aus den Erzählungen des jungen „Hirschen" sich sogleich ein richtiges Bild von der inneren Einrichtung des Wartthurms zusammengestellt und daraus den Schluß gezogen hatte, daß ein gewandter Knabe, wie der kleine Adolf, durch Einsteigen weit rascher den Endzweck erreichen konnte, als wenn man versucht hätte, das schwere, massive Eingangsthor im Erdgeschosse zu sprengen oder dasselbe sonstwie zu öffnen. —

Herr von Schwalbach stieß einen tiefen Seufzer aus, als er in's Freie trat. Zwischen dem Zeitpunct, wo der Knabe eingestiegen war und der Arrestant mit einem unwillkürlichen Schaudern sein Gefängniß von außen zu betrachten vermochte, waren wohl kaum zehn Minuten verstrichen.

Száry ergriff jetzt den Arm des Geretteten und setzte sich in scharfen Lauf nach der Richtung, wo der Wagen neben einer alten verfallenen Mauer harrte. Herr von Schwalbach ließ Alles mit sich geschehen, ohne eines Wortes fähig zu sein. — Sechs kräftige Arme hoben ihn auf den Wagen, einer der Zigeuner ergriff als Kutscher des muthigen Viergespanns die Zügel, ein einziges „Gyór!" und die Pferde griffen im Galopp aus. —

„Lebe wohl, mein Adolf! Gott segne Dich!" rief in diesem Augenblicke eine melodische weibliche Stimme. —

Herr von Schwalbach fuhr erschrocken zusammen und wandte den Blick nach rückwärts. Ach, diese Stimme, diese Stimme! Sie war dieselbe, die er im Kerker auf dem Spielberg in jener Nacht vernommen, wo die Krisis seines Nervenfiebers herangebrochen; diese Stimme, sie war dieselbe, die er vor Jahren so oft und so gerne vernommen, dieselbe, die er schon längst für ewig verstummt wähnte unter den feuchten, kalten Schollen der Mutter Erde.

Er fühlte sich versucht, vom Wagen zu springen und selbst auf die Gefahr hin, seine kaum erlangte Freiheit neuerdings einzubüßen, an den Ort zu eilen, von woher diese süßen Laute aus dem Jenseits an sein entzücktes Ohr gelangt waren. — Aber die zwei Zigeuner, welche außer dem Kutscher auf dem Wagen saßen, hielten ihn mit Gewalt zurück, und ehe wenige Minuten verstrichen, war er schon weit entfernt von der Stelle, die ihn so magnetisch angezogen hatte. —

Apathisch brach jetzt Herr von Schwalbach in sich zusammen, zeitweilig das Haupt schüttelnd und gedankenlos um sich starrend, wie Jemand, der selbst an seinem eigenen Verstande zu zweifeln beginnt. —

Plötzlich machte die tiefe Dunkelheit der Nacht, in welcher die rasche Fahrt auf der elenden Straße nicht ohne Gefahr vor sich ging, einer sonderbaren Beleuchtung Platz, welche von Minute zu Minute greller wurde. — Sowohl Schwalbach als seine braunen Begleiter sahen sich betroffen nach dem Städtchen um, von welchem sie bereits eine halbe Meile entfernt sein mochten. — Kein Zweifel — Trentschin stand in hellen Flammen. —

XI.

Ein junger Held.

Als der kleine Adolf seine Aufgabe, dem Gefangenen den Weg in's Freie zu öffnen, so pünctlich und verständig vollbracht hatte, zog es ihn mit fast unverstehlicher Gewalt an, dem Herrn von Schwalbach zu folgen, statt, wie Tante Irma ihm befohlen, auf dem kürzesten Wege nach dem „Hirschen" zurückzukehren. —

Ein unerklärliches Etwas stimmte sein junges Herz so wehmüthig, so elegisch und doch dabei so wonnevoll, als er Herrn von Schwalbach's Hand ergriffen, um von demselben vor dem Thore des Wartthurmes

Abschied zu nehmen. Der Gerettete, von den Dingen, die mit ihm und um ihn vorgingen, ziemlich betäubt, widmete dem kleinen Adolf beinahe gar keine Aufmerksamkeit, zumal als er wieder im Freien athmete und nun in ihm, wie psychologisch leicht erklärlich, vor Allem die Besorgniß auftauchte, der auf so wunderbare Weise erlangten Freiheit wieder verlustig zu werden. —

Der Knabe brach schließlich in helle Thränen aus, als Száry Herrn von Schwalbach mit sich fort zum Wagen riß. Wehmuth, vermischt mit einem Anfluge beleidigten Stolzes, beschlich sein Herz; er hatte heute zum ersten Male in seinem Leben an dem bitteren Kelche genippt, den ihm die Undankbarkeit dargereicht. Er fühlte sich gekränkt, zurückgesetzt, mißachtet und dennoch vermochte er nicht dem Manne zu zürnen, der ihm diesen bösen Schmerz verursacht hatte. —

Das Gerassel des mit Herrn von Schwalbach davon eilenden Wagens war bereits längst verstummt, als der kleine Adolf sich endlich anschickte, nach dem Städtchen zurückzukehren. Der Knabe schlug jedoch absichtlich nicht den nächsten Weg, nemlich quer durch die Stadt ein, sondern wählte jenen, auf welchem er in Irma's und Száry's Begleitung aus dem Gasthofe hierher gelangt war. Er wollte des Aergers und Kummers, der ihn momentan beherrschte, vorerst Herr werden, um seine gute Tante nicht etwa durch eine scharfe Aeußerung über die Undankbarkeit des Flüchtlings zu kränken.

„Ach, so ist es,“ seufzte der Knabe mit umwölkter Stirne vor sich hin, „so ist es, wenn man noch als Kind angesehen wird und doch das Herz eines großen Mannes in sich trägt. Bei Gott, ich fühle in mir den Willen und die Festigkeit, an Muth einen Goliath zu beschämen. Oh, wie freut mich jetzt die Geschichte von dem tapferen Hirtenknaben David, die sowohl meine gute Mutter und auch Tante Irma mir so schön zu erzählen wußten. — Ach, wenn ich nur ein Mal Gelegenheit bekäme, alle die großen Lümmels, die mich, weil ich noch klein bin, nur über die Achsel ansehen, durch eine Mannesthat zu beschämen! — Ha, was bedeutet diese Röthe?“ rief der Knabe plötzlich erstaunt; „beim Himmel, es muß Feuer in Trentschin ausgebrochen sein!“ —

Der kleine Adolf verzichtete jetzt auf seine ursprüngliche Absicht, ganz im Halbkreise nach dem Gasthofe zurückzukehren, sondern eilte in der kürzesten Richtung nach der Stelle, wo die Flamme bereits furchtbar emporzulecken begann. —

Zum Unglücke hatte sich gegen Abend ein ziemlich starker Wind erhoben, der an Heftigkeit stetig zunahm. Das ganze Städtchen mußte ein Raub der Flammen werden, wenn die Windrichtung umschlug. Zum Glücke blies aber Gott Aeolus von der Brandstätte nach den Feldern zu, statt das Feuermeer in den inneren Häuserknäuel von Trentschin zu schleudern. — Immerhin waren aber die Noth und die Gefahren, die durch die Feuersbrunst entstanden, sehr groß. Die Leute lagen bereits im tiefen Schlafe und die Löschanstalten von Trentschin konnten natürlich zu einer Zeit, wo selbst Ofen-Pest kaum zwei brauchbare Spritzen besaßen, nicht sehr zweckdienlich sein.

Die von dem Brande betroffenen Häuser, zudem vorwiegend aus Holz erbaut, mußten deshalb als unrettbar verloren angesehen werden. Die Bestrebungen der Leute konnten daher nur auf die Rettung von Menschen und Habe gerichtet sein. Die Verwirrung war eine heillose. Alles schrie, tobte und jammerte durcheinander; ein Jeder wollte anordnen, aber Keiner griff sachgemäß zu, um zu retten, was noch zu retten war. So kam es, daß aus den von den Flammen blitzschnell ergriffenen Gebäuden, welche glücklicher Weise eine abgeschlossene Häuserinsel nach dem Felde zu bildeten, ehe eine Viertelstunde verging, die Bewohner nur mehr das nackte Leben zu retten vermochten.

Weiber und Kinder liefen kreischend umher, und die Vernünftigeren hatten vollauf zu thun, um die Unglücklichen von der Brandstätte, von welcher die flammenden Trümmer hageldicht niederstürzten, fern zu halten und so vor schweren Verletzungen zu bewahren.

Namentlich geberdete sich wie wahnsinnig eine junge Frau, welche von zwei Männern mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, weil sie sich in die Flammen stürzen wollte, um ihren in der Verwirrung im ersten Stockwerke zurückgelassenen Säugling aus einem von Feuer bereits vollständig umzüngelten Hause zu retten oder mit demselben zu Grunde zu gehen.

„Laßt mich, laßt mich!“ tobte die Arme, dabei wie eine Löwin um sich beißend; „laßt mich — mein armes, mein einziges Kind will ich retten oder mit ihm sterben, laßt mich, laßt mich um Gottes Willen!“

„Es wäre umsonst,“ mahnte einer der Männer, der das Weib mit Riesenarmen von rückwärts umschlungen hielt, „rein umsonst, der kleine Wurm wird bereits erstickt sein. Kein Mensch könnte es mehr wagen, in das Haus einzudringen.“

„Wer sagt dies?“ rief jetzt eine hellklingende Knabenstimme.

„Schafft schnell eine Leiter herbei — ich, ich will es wagen, wenn Ihr Männer keinen Muth besitzt.“

Der kleine Adolf, der seine weiten Ueberkleider bereits abgestreift hatte und in seinem theatralischen Akrobaten-Tricots dastand, wiederholte dringend seine Aufforderung, eine Leiter herbeizuschaffen. Durch das Hausthor, aus welchem die Flammen klafterweit herausschlugen, wäre es wirklich unmöglich gewesen, in das Gebäude zu gelangen; aber auch das obere Stockwerk war bereits von dem Feuer ergriffen, wie die grelle aus dem Innern widerschimmernde Beleuchtung und der durch die geborstenen Fensterscheiben herausströmende dichte Rauch bewies.

Es gehörte daher ein wahrer Heldenmuth dazu, sich auf einer Leiter in das erste Stockwerk zu wagen, zumal die in der Eile herbeigebrachte Leiter kaum hinlänglich lang genug war, und daher so knapp an die Wand gelehnt werden mußte, daß selbe von den rechts und links aus dem Erdgeschoße herausschlagenden Flammen binnen wenigen Minuten erfaßt und verzehrt werden mußte.

Aber solche Bedenken und Erwägungen vermochten unseren kleinen Heros nicht abzuhalten, sein Wort einzulösen.

Mit unglaublicher Behendigkeit kletterte er die Leiter hinan, riß die Fenster blitzschnell auf und verschwand mit einem Sprunge in dem Innern. — Lautlose Stille, nur unterbrochen durch das unheimliche dumpfe Geknister der Flammen und durch das Getöse einiger glühender zu Boden stürzender Dachsparren, herrschte eine lange, bange Minute hindurch. — Schon gab man den jungen Helden für verloren, als derselbe plötzlich, ein Wickelkind auf den Armen, wieder innerhalb des Fensters erschien.

„Bravo, bravo, Bajazzo!“ jubelte jetzt das Volk dem kühnen Knaben zu; die überglückliche Mutter des geretteten Säuglings, von ihren Wächtern losgelassen, sank in die Kniee und schrie und schluchzte vor Freuden, daß keinem der Umstehenden die Augen trocken blieben. —

Das Herabsteigen war für den jungen gewandten Helden mit keinen [illegible]ierigkeiten [illegible]deren Gefahren verbunden, weil man inzwischen [illegible]schafft hatte, an der er sich, auf dem Rücken [illegible]üße nach rechts und links an die Seitenbäume [illegible], wobei er das schreiende Kind sorgsam auf seiner Brust mit [illegible]den Händen festhielt, durch das eigene Gewicht langsam hinabgleiten ließ. —

Ganz phlegmatisch zog der kühne Knabe wieder seine Ueberkleider an; er selbst fand seine echte Heldenthat so natürlich, so selbstverständlich, daß er auf die Lobeserhebungen und auf die Bewunderung, die ihm alle Anwesenden zollten, gar keinen Werth legte. Aber darüber, daß er ein Menschenleben gerettet und erwachsene Männer an Muth beschämt hatte, freute er sich dennoch im Stillen, und wir dürfen es dem kleinen Adolf nicht verargen, wenn sein Selbstbewußtsein sich gehoben fühlte und er mit einem gewissen Grade von Verachtung auf Jene blickte, denen er, der Knabe, durch sein Beispiel gezeigt hatte, was als Männer ihre Pflicht gewesen wäre. —

Die Mutter des geretteten Säuglings war die einzige, welche von dem jungen Helden gar keine Notiz nahm, denn die Sorge um ihr Kind, welches völlig ungeschädigt geblieben war, nahm ihre ganze Sorge in Anspruch. — Aber auch diesfalls erwies sich der kleine Adolf als ganzer Mann. — Er trat zu dieser Frau, griff in die Tasche seiner Blouse und legte ein kleines Beutelchen, das mehrere Gold- und Silbermünzen — nebenbei gesagt, sein ganzes ihm von Tante Irma seither geschenkte Taschengeld — enthielt, in den Schoß der vor Freuden bald lachenden, bald weinenden Mntter. Der edle Knabe wollte sein Werk nicht halb gethan haben — das arme Weib stand, in wahrem Sinne des Wortes, nur mit dem nackten Leben da. Mit dem Inhalte des Beutelchen, etwa vierzig bis fünfzig Gulden, konnte die Arme für sich und ihr Kind wenigstens für den ersten Augenblick das Allernöthigste beschaffen. —

Da der Brand noch immer weiter um sich griff, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit von den eben geschilderten Großthaten des kleinen Adolf alsbald wieder abgelenkt und der Knabe konnte, ohn[e] weiter beachtet zu werden, sich von der Brandstätte entfernen. E[r] wollte jetzt nach dem Gasthofe zum „Hirschen" eilen, um seine gu[te] Tante, die bereits über sein langes Ausbleiben unruhig geworden sei[n] mochte, zu beruhigen. — Er konnte den Gasthof in fünf Minnten e[r]reichen, denn derselbe lag der Brandstätte ganz nahe. —

Wer beschreibt aber des kleinen Adol[f] … den in Rede stehenden Gasthof in Flammen … hatte sich auf einmal etwas gedreht und ganz un… prasselnden Feuerregen nach der Richtung, wo der Gastho[f] … „Hirschen" stand, getragen. — Das dürre Schindeldach dieses Gebäudes fing wie ein Zunder. —

In der Nähe des „Hirschen“ stieß der Knabe auf einen Zigeuner, welcher ihm die Botschaft hinterbrachte, daß Tante Irma mit Száry soeben aus Trentschin aufgebrochen sei und als Stelldichein eine nur eine Stunde entfernte Czarda bestimmt habe. —

Der Knabe war natürlich gleich bereit, in des Zigeuners Begleitung nach dem Orte aufzubrechen, wo er seine liebe Tante treffen sollte. Es that ihm einerseits leid, daß die gute Dame um ihn in tausend Aengsten schweben mochte, andererseits aber durfte er sich selbst gestehen, daß Tante Irma ihm unmöglich zürnen konnte, sobald sie nur die Ursache erfuhr, welche ihn am rechtzeitigen Eintreffen im „Hirschen“ verhindert hatte. — Er freute sich vielmehr auf das Lob, welches er von ihr in dieser Beziehung erwarten durfte, denn sein gutes Gemüth war stets bestrebt, von seiner edlen Wohlthäterin Beifall zu erlangen, in All und Jedem, was er sprach und that. Er wußte, daß Irma ihn umarmen und küssen würde, sobald sie nur seine heutige Mannesthat erfuhr, die er ihr übrigens keineswegs in ruhmrediger, sondern in schlichter, jedoch wahrheitsgetreuer Weise mit wenigen Worten berichten wollte. —

Wohlgemuthet schritt also unser junger Held an des Zigeuners Seite zu Trentschins Thoren hinaus. Die beiden Wanderer schlugen, um zu der Czarda zu gelangen, wo Fräulein Irma mit Száry und dem Wagen wartete, die südöstliche Richtung jener [illegible] ein, welche nach Pest führte. —

Der kleine Adolf und sein Begleiter blickten häufig nach der Stadt zurück, um den Stand der Feuersbrunst zu beobachten, welche endlich im Abnehmen zu sein schien, obgleich das Firmament noch immer ziemlich stark geröthet wurde. —

Ein Wagen kam von der Stadt her den beiden Fußgehern nachgefahren und hielt in ihrer unmittelbaren Nähe. — Die drei Männer, welche auf diesem Wagen saßen, sprangen herab. Im Nu hatten sich zwei der Kerle des Knaben bemächtigt, während der dritte mit einem schweren Beilstocke nach dem etwas verblüfft dareinsehenden Zigeuner schlug. Zum Glücke duckte der Bursche rasch zusammen und der Hieb, der ihm vielleicht die Hirnschale zerschmettert haben würde, sauste, ohne ihn zu treffen, wohl aber knapp an seinen Ohren vorbei, durch die Luft. —

Panischer Schrecken ergriff den Zigeuner, der einen zweiten Angriff nicht abwartete, sondern flink, wie eine Antilope, davonsprang. —

„Laß' ihn laufen, den Hund!“ gebot eine rauhe, heisere Stimme,

als der Mann mit dem Stocke dem Flüchtling nachsetzen wollte, „was liegt an ihm? Endlich haben wir den Buben in unserer Gewalt, und das ist ja die Hauptsache. Comtesse Irma wird ihn uns nicht wieder abjagen, dafür stehe ich, ha, ha, ha!“

Der kleine Adolf wehrte sich anfangs, wie ein junger Tiger, aber was vermochte der Knabe gegen die vereinte Kraft dreier Männer. Ehe eine Minute verging, war er gebunden und geknebelt. Auf eben nicht sehr sanfte Weise warf ihn sodann der Mann, der zuvor gesprochen und von dem Kinde einen tüchtigen Biß in die rechte Hand davon getragen hatte, auf den Wagen hinauf.

„Nichtsnutzige Canaille!“ grollte der böse Mensch, die stark blutenden Finger mit dem Sacktuche umhüllend, „na, warte nur, dafür sollst Du büßen. Wir Zwei haben ohnehin noch eine alte Rechnung zu begleichen. Die Mißhandlung, die ich von den Zigeunern in der Sulz Deinetwegen erleiden mußte, habe ich Dir so wenig vergessen, als den Tod meiner armen Bluthunde.“ —

Der kleine Adolf fuhr erschreckt zusammen. Erst jetzt hatte er den alten wilden Samuel, der Frau von Schwalbach vertrauten Rathgeber und Liebling, erkannt. —

Der Wagen schlug im schnellsten Laufe der Pferde eine ganz andere Richtung ein, als jene, in welcher die Czarda lag, wohin sich der Knabe mit seinem Begleiter begeben wollte. —

Fräulein Irma wartete, von tausend Sorgen gequält, bis zum Morgen des anderen Tages ganz vergeblich sowohl auf ihren Schützling als dessen Begleiter, der dem Beilstocke nur entronnen war, um einer anderen Begegnung als Opfer zu fallen. —

Die in Trentschin ausgebrochene und in der Nacht weithin sichtbare Feuersbrunst hatte mehrere auf einer Streifung in der Umgegend befindliche Comitatspanduren veranlaßt, eiligst den Heimweg anzutreten, auf welchem ihnen der flüchtige Zigeuner, im wahren Sinne des Wortes, in den Weg rannte. —

Nach Pandurenlogik mußte dieser Bursche etwas Schlimmes verbrochen, vielleicht gar den entstandenen Brand gelegt haben. — Da der Zigeuner auf wiederholten Anruf nicht stehen blieb, sondern wo möglich nur noch schneller lief, als zuvor, wurden gleichzeitig drei Flinten auf ihn angelegt und losgedrückt. —

Lautlos stürzte der arme Kerl, dreifach tötlich getroffen, zu Boden. — Die Panduren überlegten, was zu thun! — Nach kurzer Berath-

schlagung kamen sie überein, den Todten abseits von der Straße zwischen dem Schilfrohr eines halbausgetrockneten Sumpfes zu verstecken und, vorläufig wenigstens, über den ganzen Vorfall zu schweigen. Damit ersparten sie sich jede Verantwortung und dem löblichen Gerichte viel Arbeit, auf welche Weise diesen beiden Factoren der ungarischen Justiz ganz wohl gedient schien; zudem war ja der Erschossene eigentlich kein Mensch, sondern nur ein Zigeuner. —

Uebrigens behoben ein Paar Tage später die Wölfe die Nothwendigkeit und Gefahr jeder weiteren Recherche, indem sie den Leichnam bis auf die Knochen auffraßen. —

XII.

In den Alpen.

Wenn wir gegen unser Publicum wirklich so entsetzlich grausamen Naturells wären, wie uns erst unlängst in einer langen Strafepistel von zarter Damenhand in ziemlich aufgeregter Weise vorgeworfen wurde, weil wir mitunter den Faden der Erzählung gerade dort unterbrechen, wo ein tiefer gehender Einblick in die Situation in nächster Aussicht zu stehen scheint, wenn der gedachte Vorwurf in der That begründet wäre, statt Angesichts unserer Pflicht, den Synchronismus (die Gleichzeitigkeit) und den inneren Zusammenhang der darzustellenden Ereignisse strenge zu wahren, in Nichts zu zerfallen, so böte sich jetzt uns die schönste Gelegenheit dar, die „Königin ohne Land" und deren heldenmüthigen Schützling für längere Zeit erbarmungslos ihrem Schicksale zu überlassen. Wir könnten uns z. B. mit großem Behagen nach London auf die Reise machen, um nachzuforschen, ob der liebe brave Krunner wirklich ermordet worden sei oder nicht, wir könnten in dem reizenden Graz uns um das Schicksal der armen, in's Kloster gesperrten Hermine bekümmern oder den unglücklichen Dahlberg in seinem Gefängnisse besuchen, wir könnten in den Tagebüchern des Baron Eichberg und der schönen Irma manches interessante Blatt aufdecken, wir könnten den aus allen seinen Himmeln des Ehrgeizes zu Boden geschmetterten Staatsrath belauschen, wie er theils in den Armen seiner angebeteten Madame de Brevet sein Unglück zu vergessen, theils durch neue machiavellistische Intriguen die verlorene Allerhöchste Gunst

wieder zu erobern strebt, wir könnten endlich mit dem Gauner Florencourt, dem Halb-Juden Karpeles, dem Trunkenbolde Schliper und dem Gottscheber, sowie mit vielen anderen Personen und Begebenheiten, welche auf den Gang und die Entwickelung unserer Geschichte mehr oder minder wesentlichen Einfluß nehmen, uns befassen. —

Aber nein — wir bleiben für dieses Mal bei der Fortsetzung der letzten Begebenheiten, jedoch müssen wir vorerst etwas das neue Terrain betrachten, auf welchem wir uns zuvörderst zu bewegen haben. —

Aus dem Trentschiner Comitate Ungarns versetzen wir uns auf den Fittigen der Phantasie inmitten der giganten Berge Tirols und zwar in das schöne Zillerthal, das schönste, das fruchtbarste dieses ganzen Ländchens und zugleich von dem schönsten und gewandtesten Menschenschlage Nordtirols bewohnt. —

Die Zillerthaler halten den vielgerühmten Gestalten von Lienz, Kastelrut und Ult die Wage, überflügeln aber diese weit an Grazie und Leichtigkeit, gehoben und verschönt durch die ungemein malerische Kleidung der Unterinnthaler, die an den Zillerthalern am geschmackvollsten zu Tage tritt. — Von Natur gerade und offen, verschmäht der Zillerthaler allen Rückhalt, alle Gefühlsziererei. Das treuherzige „Du" an Vornehme und Geringe schwebt auf seinen Lippen. Mit dem zutraulichsten Wesen nähert er sich dem nächsten besten Fremden, ihn für Freund und Bruder nehmend; unerschöpfliche Heiterkeit ist dem Zillerthale angeboren und als steter Gefährte bei harter Arbeit, im Thal und auf den Bergen, begleiten ihn melodische Tonweisen. Seine Arbeitsamkeit muß in erster Linie den alljährlichen Verwüstungen der Waldbäche, Schnee- und Wasserstürze steuern. Gartenähnlich blühen der Zillerthaler Felder und wiesenartig gepflegt sind seine Alpen; jede Wurzel der Hochgebirge muß sich seinem Dienste, seinem Nutzen fügen. Des Zillerthalers Mildthätigkeit gegen Arme kennt keine Grenzen; wer immer sich ihm als brodbedürftig meldet, findet ein Plätzchen an seinem Tische, bei ihm eine um so anerkennenswerthere Tugend, als der Zillerthaler kein leichtsinniger Verschwender, sondern in Geldangelegenheiten äußerst genau ist und er jeden Kreuzer, mühsam erworben, auch zusammenzuhalten weiß. Den Behörden leistet er willig Folge und kein Opfer dünkt ihm zu groß, welches er für das Wohl seines Landes leisten soll, wenn er von der Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit solcher Opfer überzeugt ist; aber Willkür und blinder Zwang reizen ihn leicht zum offenen Widerstande.

Niemand haßt vielleicht mehr den Militärdienst als der Zillerthaler und kein Tiroler liebt mehr seine Berge als er; ohne Murren gibt er jedoch dennoch seine Söhne an die Armee ab, wenn es dabei nur gerecht zugeht. — In den Reihen des Landsturmes ist jeder Zillerthaler ein Held und nimmt es spielend mit zehn Feinden auf — die Franzosen und Baiern wissen davon zu erzählen. — Dabei hat sich der Zillerthaler in den letzten Jahrzehnten zu einem ziemlichen Freigeiste herangebildet.

Der Aberglaube, früher mit wunderlichen Mährleins in den Gemüthern wurzelnd, ist jetzt gänzlich in den Hintergrund getreten, und für's Leben wirkungslos geworden. Er liebt und achtet die Religion und die Kirche, und gerade in den Gotteshäusern des Zillerthales findet man eine große und erbauliche Andacht des Volkes. Der Priester im Zillerthale findet an dem dortigen Bewohner einen scharfen Beurtheiler. Nur wenn der Diener des Herrn in seinem Lebenswandel rein, in seiner Rede überzeugend, in seinem Benehmen herablassend ist, kann er Meister ihrer Herzen werden.

Einen herrlichen, wahrhaft entzückenden Anblick gewähren die Alpen des Zillerthales, weil an ihnen bis zu den Gipfeln eine lebensgrüne Decke edler Kräuter hinanreicht. Die gleichmäßige Oeffnung des Thales nach Nord und Süd weckt übrigens durch eine günstige Windrichtung alle Keime der Flur und schwellt die Bodenerzeugnisse reich und voll ans Licht der Sonne. Alle Getreidegattungen gedeihen in vorzüglicher Güte, werden jedoch in so geringen Mengen angebaut, daß sie nur drei Viertheile des einheimischen Bedürfnisses decken; das Mangelnde muß aus Baiern eingeführt werden. Dies erklärt sich theils aus der Uebervölkerung, theils aus dem großen Umfange der Viehzucht, der Hauptreichthum des Zillerthales. — Nebst dem Getreide zieht man vielen und schönen Flachs, berühmt durch seine seltene Länge und vorzügliche Güte, ein Gegenstand gerechten Stolzes der Hausmutter. — Das Zillerthal erzeugt auch weit mehr Leinwand, als es selbst bedarf, weshalb selbe einen nicht unbedeutenden Verkaufsartikel bildet. — Besonders geschätzt ist das Zillerthaler Obst, wenig an Güte nachgebend dem Etschländerobste, aber mit wenig Liebe gepflegt, weil es hier geringen Gewinn abwirft. Die einst so reichen Waldungen liefern jetzt nur wenig Eichen, und auch die Zirbelnußkiefern haben in bedauerlicher Weise durch unverständige Verwüstungen arg gelitten, was um so mehr zu bedauern, als die Zirbelnußkiefer dem Zillerthaler als Drechslermaterial viel Geld

einbrachte. Man verfertigt aus diesem Kieferholze Milchschüsseln von ungeheurer Größe, ebenso Kästen und Kleiderbehältnisse, weil man glaubt, daß das Zirbelnußholz alle Wanzen verscheuche. — Der Fichtenbestand ist noch mittelmäßig gut erhalten, aber die Holzausfuhr, welche früher gegen 20.000 Klafter betrug, hat jetzt fast gänzlich aufgehört, weil der Nachwuchs nicht forstmännisch geschont wurde.

Die Sprache des Zillerthales ist bojoarisch, denn der Zillerthaler gehört jenem urwüchsigen, durch das Achenthal eingewanderten celtischen und erst später vollständig germanisirten Volkstamme der Bojern an. Einige Eigenthümlichkeiten seiner Sprache erinnern auch jetzt noch lebhaft an diese Abstammung, sowie der Dialect des Zillerthalers reich ist an ganz eigenthümlichen deutschen Benennungen.

So benennt z. B. der Zillerthaler den Teufel: Grauwutzl, das Schaf: Gigl, (in der Mehrzahl Gigelar), jede gewöhnliche Krankheit an Mensch und Thier: Disal, die Lippe: Triel, das Kleinvieh: Kuntar, die weiblichen Schafe: Kiberlar, den Knopf: Knafl, eine das Jahr unfruchtbar gebliebene Ziege: Spoiche u. s. w.

Die Verschiedenartigkeit der deutschen Volksstämme in den Alpen, wie wir solche schon zwischen dem Zillerthaler und dem an ihn unmittelbar angrenzenden Unter-Innthaler gewahren, ist jedoch nicht so sehr eine Ursache der Abstammung, sondern vielmehr eine Folge der Niederlassung. Hier wurde ein alter Volksstamm verdrängt oder vernichtet und der Sieger ließ sich auf dessen Gebiet nieder mit seiner Sprache und Sitte, und nur die Ortsnamen ragen wie Thürme aus einer Schlammflut hervor, das Dasein des untergegangenen Volkes verkündend. So deuten z. B. die Ortsnamen in einem Theile des Vorarlberges offenbar noch theils auf rhätischen, theils römischen Ursprung hin, als: Bregenz, Bandans, Bludenz, Montafur, Rhäticon Gaschurn, Schruns u. s. w., während die gegenwärtige Bevölkerung allemanisch ist. — Mitunter ließ sich ein Volksstamm ganz friedlich zwischen einem anderen nieder, wurde aber durch höhere Bildung, bessere Gesittung und größere Thätigkeit im Verlaufe der Zeit allmälig der Herrschende, und nöthigte dann dem geistig und moralisch unterjochten Stamme seine Sprache auf, wie es in einem Theile des Ober-Innthales und des Etschthales vorkam; die Sprache ist dort deutsch, das Gepräge aber rhätisch. — Als eine Merkwürdigkeit muß hier bemerkt werden, daß neuere Forschungen in dem Schädelbau der Vintschgauer (Oberetschthäler) einen mongolischen Ursprung nachweisen, was

zu dem Schlusse berechtigt, daß die Vintschgauer Tirols ein Ueberrest mongolischer Horden aus Attila's Zuge seien, wofür auch die in dieser Thalstrecke ganz eigenthümlichen Ortsnamen sprechen, wie: Lompatsch, Latsch, Matsch, Flatsch, Gratsch, Tartsch, Tarsch, Tschars u. s. w.

Dort wo das Vintschgau endet und die Etsch wohl 500 Fuß in ein tieferes Thalland abfällt, nemlich an der Töll, dort verschwinden auch jene eigenthümlichen Ortsnamen, und an deren Stelle werden die Endungen auf an die herrschenden, als: Meran, Völlan, Vellan, Risian, Plan, Paßlan, Ullpian, Andrian, Terlan, Eppan, Girlan, Montan u. dgl., welche wieder auf einen gemeinsamen Ursprung deuten; die Bevölkerung dieses Gebietes, wie namentlich um Meran, im Passeyer- und Ultenthal und bei Bozen, ist echt deutsch. Fast den ganzen Osten der Alpen nimmt der bojer'sche Stamm, den Westen der allemanische ein; zwischen ihnen hindurch haben sich jedoch auf der großen Heer- und Völkerstraße zwischen den rhätischen und norischen Alpen auch Volksstämme des höheren deutschen Nordens gedrängt und sich in den Seitenbuchten der Engpässe des Brenner's niedergelassen.

Gegenwärtig, wo es keine rhätischen und römischen Alpen mehr gibt, sondern tiroler, salzburgische, österreichische, steierische, kärntner und krainer Alpen, müssen wir auch die Bewohner nach den Provinzen benennen, in welchen sie leben. — Mit der Zeit haben sich diese verschiedenen Alpenbewohner unter sich so eigenthümlich ausgebildet, daß ein nur halbwegs erfahrener Reisender sehr leicht den Tiroler von dem Oberbaier und Salzburger und diese von dem Steirer unterscheiden wird. — So findet z. B. zwischen dem Zillerthaler und dem Salzburger, obwohl selbe in früherer Zeit unter einer Verwaltung standen, und das Zillerthal von dem zunächst angrenzenden Salzburgerthale, dem Pinzgau, nur durch einen niedrigen Sattel, die Gerlos, getrennt ist, dennoch ein gewaltiger Unterschied statt. — Die Pinzgauer sind wahre Athleten, Riesen, die Raufereien vor Allem lieben und ihre Kampfplätze und Kampftage haben; sie sind rauh und kräftig wie ihre Berge, nur das untere Pinzgau leidet durch seine Sümpfe zum Theile an einer Art Cretinismus. Der Zillerthaler ist zwar auch groß und stark und gehört zu dem schönsten deutschen Menschenschlag, aber das weibliche Geschlecht geht bei aller Zartheit und Feinheit der Züge etwas in's Riesenhafte über und überwächst oft das männliche Geschlecht. —

Ebenso herrscht unter den einzelnen Stämmen der Tiroler Thäler ein auffallend verschiedenes Temperament oder, wie man dort zu sagen pflegt: ein anderer Hamor (Humor). So ist der Passeyrer, ebenfalls zu dem schönsten und kräftigsten Menschenschlage der Welt gehörig, ernst und feierlich; man hört bei ihm keinen Sang und Klang, außer bei Processionen und Schützenfesten, während sein gegenüber wohnender Nachbar, der Ultner, wieder echt zillerthalisch in die Welt jauchzt, hier herüber zu seinem wälschen Nachbarn in Nonsberg und Veltlin, dort zu seinen ernsten rhätisch-deutschen Nachbarn in Martell. Der Pusterthaler Oberländer würdigt uns keines Gegengrußes, wenn der uns'rige nicht hieß: „Gelobt sei Jesus Christus!" — Im Pusterthaler Unterlande, um Lienz, da jauchzt wieder Alles fröhlich von den Bergen herab.

Die Bevölkerung des deutschen Alpengebirges zerfällt demnach, wenn wir hier von der deutschen Schweiz ganz absehen, in Tiroler, Salzburger, Steirer, Oesterreicher, Kärntner und Baiern, die sich im Laufe der Zeiten wirklich zu besonderen Volksstämmen ausgebildet haben und sich durch Charakter, Tracht, Sitten, ja, selbst durch die Bauart ihrer Wohnungen unterscheiden, wenngleich etwas Gemeinsames in dem Charakter aller dieser Bergvölker zu Tage tritt. — Dieses Gemeinsame ist treue Anhänglichkeit an den Herrscher und an hergebrachte Gewohnheiten, Religiösität, Einfachheit, Genügsamkeit, Ausdauer, Kühnheit, Muth, Liebe zur Heimat, eine nur zu häufig in Rauflust ausartende Tapferkeit, Stärke, Gewandtheit, Erfindungsgeist u. s. w. Diese Züge sind nur natürliche Folgen der ganzen Lebensart, zu der sie von der Natur gezwungen werden, um leben zu können. — Sehr viele gewöhnliche Geschäfte, die den Flachländern nicht die mindeste Mühe machen, sind hier nicht nur mit der größten Kraftanstrengung, sondern auch mit den größten Gefahren verbunden. Alle das ganze Jahr über angewandte Mühe wird nur zu oft durch ein einziges Gewitter, das die Felder fußhoch mit Steingetrümmer überschüttet, auf viele Jahre hinaus vernichtet; doch unverdrossen wendet der Aelpler den Boden um, die Steine wegschaffend, die gute Erde ausgrabend, nicht wissend, ob nicht vielleicht schon der nächste Tag seine ganze mühevolle Arbeit wieder vernichtet. Aber Ausdauer und durch nichts zu erschütternde Beharrlichkeit bei Durchführung eines einmal gefaßten Entschlusses sind die Folgen solcher unausgesetzter Kämpfe mit der Natur. — Eine Kütze Gras für den Wintervorrath einzusammeln, ist oft mit der größten Gefahr verbunden. — Wie oft ist der Weg, den ein Aelpler von einem Dorfe

zum anderen über ein Bergjoch macht, sein letzter; im Sommer kann er, vom Wetter überrascht, durch den Blitz getödtet werden, oder das Schneegestöber führt ihn vom unkenntlich gewordenen Pfade in ein Schneegrab, oder er stürzt, trotz aller Gewandtheit und Uebung, von der jähen, schlüpfrigen Wand in den schwindelnden Abgrund. Daher findet sich der Aelpler, bevor er sein Geschäft beginnt, mit dem Schöpfer ab. Dort am Fuße des Bergjoches steht die einsame Capelle, in der eine Schaar Betender knieet und sich Glück erfleht zum sicheren Uebergang; hier an sprudelnder Quelle erinnert ihn ein Bild daran, wem er die Labung zu danken habe und dort oben, wo kein Halm mehr grünt, auf des Berges Rücken, ruft zwischen grauen Felsen und Schneefluren das bemooste Kreuz zur Andacht und dankend fällt der Aelpler vor der Capelle oder dem Bilde nieder, das ihm am Fuße des Berges die glückliche Vollendung seines Tagwerkes verkündet. — Die Alpenthäler gleichen tiefgefurchten Wagengeleisen; der Weg führt in ihnen fortwährend hin und zurück. Will man rechts oder links abweichen, so geschieht es nur mit unsäglicher Mühe und Gefahr, denn man muß dann die Abhänge erklimmen; dem Aelpler lehrt daher die Natur, stets im alten Geleise zu bleiben. — Hierzu kommt noch die Abgeschlossenheit der Thäler, die Unbekanntschaft mit der Außenwelt. —

Nirgends ist die Liebe zur Heimat lebendiger, als im Gebirge und vor Allem in den Alpen. Je einfacher und eigenthümlicher die Natur zu dem Menschen spricht und je mehr der Mensch mit der Natur im Verkehr steht, desto tiefer prägt sie ihre Züge in des Menschen Herz. Je mehr sich aber der Mensch von der Natur lossagt, je vielfacher sein Leben nur unter Menschen sich herumtreibt, desto weniger hat er einen festen Anhaltspunct, nach welchem er sich aus dem Getriebe der Menschen sehnt. — Ein Großstädter wird deshalb wohl selten von dem Heimweh befallen, und was er dafür hält, ist in der Regel nur Sehnsucht nach der Familie, nach Bekannten, nach materiellen oder geistigen Genüssen, die ihm sein neuer Aufenthaltsort nicht bietet. — Der Weltbürger, der überall seine Heimat zu haben glaubt, hat eigentlich gar keine. — Dagegen bietet kein Leben so viel des Eigenthümlichen, als das Alpenleben. Der Holzknecht, der in der Woche beim Holzfällen sechs Tage voller Gefahren und Mühseligkeiten zubringt, abgeschlossen von allem menschlichen Verkehr, zieht im Frühjahre mit demselben Gefühl der Wonne in den Hochwald, wie das Alpenvieh nach der Alpe. Was treibt den Gemsjäger hinan in die Bergwüsten, in denen

er oft wochenlang umherirrt und nur Mühe und Gefahren zu Gefährten hat? Habsucht gewiß nicht, nicht einmal der Trieb, sich etwas zu verdienen, denn jedes andere Geschäft würde ihm weit mehr einbringen. Die Jagd allein ist es auch nicht; man lasse einen echten Gemsjäger in einen von Wild strotzenden Jagdpark und gebe ihm die Erlaubniß, so viel zu erlegen, als er nur mag; er wird nach kurzer Zeit davonlaufen in seine Hochgebirge, blos um einer edleren Jagd nachzugehen, in der er sein Leben gegen das des zu erlegenden Thieres einsetzen muß.

So führen auch der Senner und die Sennerin ein armseliges, kümmerliches und wenig einträgliches Gewerbe. Der Reisende, welcher, von romantischen Ideen durchdrungen, zum ersten Mal in eine Sennerhütte eintritt, wird gewiß sich enttäuscht fühlen von dem dunklen, räucherigen Raum, von dem Schmutze und den Pfützen ringsum; aber ist er ein wahrer Naturfreund, so wird er, einmal auf der Alpe gewesen, sich gewiß wieder hinansehnen in jene von der Abendsonne verklärten Räume, nach den braunen Hütten auf den grünen Matten, nach dem Gejauchze der munteren Hirten aus dunklen Tiefen.

Wer einmal eine Gletscherwanderung oder überhaupt eine für den Ungeübten und Unbekannten gefährlichen Weg mit Aelplern machte, wird sich gewiß wundern über ihre Unerschrockenheit, Sicherheit, Gewandtheit und Stärke. Ruhig schreiten sie auf den Vorsprüngen einer Wand hin, wo jeder Schritt den Fremdling erzittern macht. Die fortwährende Bekanntschaft mit Abgründen macht sie wie den Thurmdecker schwindelfrei. Die vielen Gefahren, welche ihnen fortwährend drohen, der Kampf, in dem sie mit der Natur leben, um ihr Alles abzutrotzen, was möglich ist, macht sie nothwendigerweise erfinderisch wie ein Odysseus.

Dieser, durch die Natur geweckte Funke zündet nun an vielen Stellen, besonders, wo es auf Mechanik ankommt. Ein Beispiel aus dem gewerkthätigen Stubaithale möge genügen. Das Häuschen des Kupferschmiedes Josef Kremser bei Telfs, 22 Schuh lang, 18 Schuh breit, an einem kleinen Seitenbache, enthält ein Hammerwerk mit sechs kleinen und einem großen Hammer, zwei Messingdrehmaschinen, eine Schleif-, Mehl- und Poliermühle, eine Feueresse mit Ambos zum Schmieden, eine Schlafkammer mit Ofen und ein Kohlenmagazin. Drei Wasserräder dienen zum Betriebe. Er verarbeitet mit drei Gehilfen jährlich 40 Centner Messing und 4 Centner Kupfer, besorgt nebenbei seine Alpenwirthschaft und ist Musiklehrer auf der Flöte, Clarinette und Fagot.

Bei sehr vielen Sennhütten trifft man die Butterfässer an eine Achse gereiht, und ein einfacher aber sinnreicher Mechanismus läßt sie von der Kraft das an der Hütte vorbeirauschenden Baches blitzschnell im Kreise treiben, um sich selbst Mühe und Zeit zu ersparen.

Wo eine solche Wasserkraft leicht zu Gebote steht, wird sie sogar häufig als Kindsmagd verwendet. Ein kleines Rädchen, unter einer Brunnröhre angebracht, setzt durch ein Gestänge die Wiege des Kindes im Hause in stete Bewegung. Oben im Gebirge sieht man Drechsler, welche an Ort und Stelle, wo sie das beste Holz finden, ihre wandernde Drechslerbank an dem Ufer eines reißenden Baches aufschlagen, um dessen Fall zum Betriebe ihrer Maschinen zu benützen. So wie der Aelpler durch die Natur gezwungen wird, sie zu beobachten und den größtmöglichsten Nutzen von ihr zu ziehen in seinem Erwerbe, so führt ihn weise Beobachtung ebenso leicht zur Wissenschaft und Kunst. Berühmt sind die tiroler Bauern Peter Anich und Hueber, welche nicht nur die beste Karte Tirols verfertigten, sondern auch einen merkwürdigen Erd- und Himmelsglobus. Auch ein Bauer aus dem Salzburg'schen, Namens Fürstaller, erwarb sich gleiche Verdienste und aus einfachen Holzschnitzern entwickelten sich Natur-Plastiker, aus denen wieder Künstler hervorgingen, wie ein Nißl, Hell, Pendl, Zauner, Kriesmaier, Reinalter u. A.

In der niedersten Bauernhütte ertönt Gesang und Zither, begleitet von dem Tacte der Füsse, dem Tanze. Diese jauchzende Freude der Alpen hat sich verfeinert zum Ländler und dieser wieder zu dem in Deutschland wohlbekannten Walzer, der eigentliche, aber ausgeartete Alpentanz. Im Grunde genommen sind die vielgepriesenen Walzer des alten Strauß und Lanner nur die verklärten Zaubertöne des von den Sennhütten aus luftiger Höhe herabschmetternden Jodelns. Salzburg's Gegend vereinigt alle Herrlichkeiten der Natur in seinem pittoresken Panorama und aus ihm schmolzen ja auch die herrlichsten Harmonien der Welt zusammen, die selbst die späteste Nachwelt noch begeistern werden in einem „Don Juan" und einer „Zauberflöte." An die Musik reiht sich naturgemäß die Malerei, und Tirol hat allein eine ganz anständige Reihe tüchtiger Künstler aus alter und neuer Zeit aufzuweisen. In der That bietet auch dem Künstler jeden Faches wohl kein Land so vielartigen Stoff, als das wahrhaft romantische und großartige Tirol, diese Perle unseres deutschen Vaterlandes. Alles hat hier einen poetischen Anstrich. Schon der Wildschütze in seinem Elemente

und Leben ist ein reichhaltiger Gegenstand der Kunst; die Sennerin mit ihrer Hütte, Alpe und Heerde, die Ferner in ihrer glühenden Pracht, die Bäche in ihren schäumenden Stürzen, die Kirche mit ihrer Gemeinde in der bunten, schillernden Volkstracht am Sonntage; das Bauernhaus hier als braunes Blockhaus mit seinen Umgängen und Schnitzereien, dort als burgähnlicher, mächtiger Bau mit Erkern und bunten Wandgemälden; der Bauer hier im Kampfe mit den Elementen, dort mit den Feinden des Vaterlandes; ein Sandwirth Hofer, durch seinen Tod seine Größe als Mensch besiegelnd, ein Speckbacher, eine Pontlatzbrücke, ein Brenner und Spinger sind so gut classische Namen als Thermopylä und Sempach. Oder blicken wir zurück in die frühere Geschichte, in die Romantik des Mittelalters und der ritterlichste Kaiser Deutschlands begegnet uns beim Eintritt in das Land an vielen Stellen; hier in der Felsennische der Martinswand, dort in seinen Jagdschlössern. Wollen wir aber Kaiser Maximilian I. in seiner ganzen Pracht begegnen, so betreten wir die Hallen der Hofkirche zu Innsbruck; hier steht ihm zu Ehren eines der prächtigsten Denkmäler inmitten der ehernen Standsäulen seiner geistig und leiblich Verwandten, der Helden der Tafelrunde, des Nibelungsliedes und der Habsburger; derselbe heilige Raum umschließt die Gebeine Ferdinand's und seiner Philippine Welser, bedeckt mit den herrlichsten Kunstwerken, und nur wenige Schritte davon steht Hofer's Standbild auf dem Grabe dieses Volkshelden; auf sonnigem Hügel und weitausschauender Gegend, in der Nähe der Hauptstadt, prangt die ehrwürdige Feste Ambras (richtiger Amras — am Rasen), wo Ferdinand und Philippine lebten, wo lange Zeit ein glänzender Hof gehalten wurde. — Wandern wir von Innsbruck das Innthal hinan; eine einsame Capelle bezeichnet die Stelle, wo, der Sage nach, der Riese Tyrsus durch den Riesen Heiman erschlagen wurde, welche Sage mit dem Ursprunge des Stiftes Wilton in Verbindung steht. Dort prangt das Escurial Tirols, Stamms, gestiftet zum Andenken an den Tod des unglücklichen Conradin von seiner Mutter, die hier die Trauerbotschaft erfuhr. Hier ruhen in der Gruft die meisten und merkwürdigsten Fürsten Tirols, z. B. die Meinharde, Friedrich mit der leeren Tasche, Sigmund der Münzreiche u. A. — Hier empfing Kaiser Max I. die Gesandten des Sultans Bajazet, der um Maxen's Schwester warb. — Nicht weit von Stamms klafft das Oetzthal in das Innthal. In unzähligen Gestalten umgaukelt uns hier die Sage. — Haben wir

in den wilden Engpässen und Schluchten des Oetzthales dessen Ende erreicht, wo der grüne Boden unter das Eis der Gletscher kriecht, wo kein Baum, nur die starre Felswand noch schattet, wo schaurige Eislüfte uns umwehen, so stehen wir nicht nur in einem erhabenen Tempel der Natur, sondern auch der romantisch-geschichtlichen Sage. Hier oben in diesen Eiswüsten barg sich der seelengroße Friedel mit der leeren Tasche, verfolgt vom Banne der Kirche und der Acht des Kaisers, vom Adel und den Fürsten, selbst von seinen nächsten Verwandten; hier in dieser Oberwelt fand er Schutz und gastliche Aufnahme unter schlichten Bauern und Hirten, wie einst Gustav Wasa, und wichtig waren die Folgen dieser Volkstreue bis auf den heutigen Tag. Bis hinaus nach Bludenz geleitet uns die schöne Sage von den verfolgten Fürsten, in Landek tritt er als Sänger auf und gewinnt durch die Erzählung seines Schicksals das Volk und in dem treuen Bludenz Vorarlbergs wird dem von Kirche und Reich zu Konstanz Geächteten das Thor geöffnet.

Wie der Charakter der Aelpler etwas Originelles hat, so auch sein Anzug und seine Tracht. Obenan steht der mit Gemsbart und Federn geschmückte Hut von sehr verschiedener Form und Farbe; ihn tragen beide Geschlechter. Ein Lodenrock, graubraun, ist die allgemeinste Uniform der Aelpler. Die kurze, das Knie freilassende Hose bedeckt die Oberbeine; Strümpfe, welche ebenfalls das Knie und den Fuß nicht bedecken, sind eigenthümliche Stücke des Hochländers. Dazu kommt der breite, lederne Gürtel um die Mitte des Leibes; der Hosenträger, gewöhnlich von grüner Farbe, bedeckt einen Theil der Brust; die Zipfel des leicht um den Hals geworfenen Halstuches werden durch einen Ring geschlungen. — Derbe Schuhe mit zolldicken, benagelten Sohlen vollenden den äußeren Anzug. Die weibliche Kleidung ist in manchen Gegenden weniger schön, oft sogar entstellend, wozu hauptsächlich das hintere kurze Mieder beiträgt, wodurch die Taille zum Nacken hinaufgezogen zu sein scheint. —

Auch der Charakter der Bauart ist ein ganz eigenthümlicher. In den Dörfern und Märkten bedeckt ein flachgiebeliges, weit über die Seitenwände des Hauses vorspringendes Dach das ganze Gebäude, welches gewöhnlich in seiner vorderen Hälfte die Wohnung, in seiner hinteren Hälfte, und zwar im Erdgeschosse, die Viehstallungen, darüber die Scheune enthält, zu welcher eine flache Brücke hinanführt. — Ist das Haus aus Holz gezimmert, so besteht es aus aufeinander gelegten und an den Ecken ineinander gefügten Balken mit einem das Haus

auf mehreren Seiten umlaufenden Balcon. Diese Gänge um das Haus sind eine Nothwendigkeit, weil die Dächer ihrer Flachheit wegen nicht zum Trocknen verwendet werden können, und um diese Gänge vor dem Regen zu beschützen, müssen die Dächer hervorspringen. — Auf dem mit Steinen beschwerten Dache erhebt sich ein Thürmchen mit einer Glocke, welche die auf der Flur befindlichen Arbeiter zur Malzeit ruft.

Durch die Natur wird der Aelpler auf den sogenannten „Sonnenbau" hingewiesen, das heißt die Wohnungen werden, wo nur immer möglich, auf der Sonnenseite des Thales angelegt. Dies ist die Ursache, warum in manchen Dörfern Tirols die Wohnseiten der Häuser nicht nach der Straße zu liegen, was für den Fremden, der mit der triftigen Ursache dieser verkehrten Bauart nicht eingeweiht ist, eine Thorheit zu sein scheint. —

Unweit von Fügen, dem größten und am herrlichsten gelegenen Dorfe des Zillerthales, bewohnte im Herbste des Jahres 1817 eine vornehme Fremde ein einzeln stehendes Gehöfte. —

Die Neugierde der guten Insassen des nahen Fügen war seit der Zeit, als die fremde Dame im sogenannten „Marderhof" mit fürstlichem Prunke ihre Residenz aufgeschlagen hatte, fortwährend in regem Athem erhalten worden, fand aber statt Befriedigung stets nur neue unlösbare Räthsel. —

Außer der Dame wurde der wie ein Nonnenkloster ringsum von hohen Mauern umschlossene „Marderhof" noch von einem alten Geistlichen, einem Knaben und einem Dutzend Diener beiderlei Geschlechtes bewohnt. — Letztere standen unter dem strengen Regimente eines finsteren, mürrischen, groben, alten Kerls, der stets eine Hundepeitsche bei sich führte und von dieser nicht blos gegen die Vierfüßler ohne viele Umstände Gebrauch zu machen pflegte. Es ist Herr Samuel, der böse Sam, wie man ihn allgemein nannte. —

Nachdem wir diese eine uns bereits bekannte Persönlichkeit hier treffen, bedarf es wohl nicht großen Scharfsinnes, um zu errathen, daß wir in der vornehmen Bewohnerin des „Marderhofes" Frau Emile von Schwalbach zu begrüßen haben und daß der Knabe, welcher unter der Obhut eines Jesuiten-Pater steht, wohl Niemand anderer sei, als Adolf, unser lieber, prächtiger Junge, der kleine Held von Trentschin. —

Es ist weit über ein Jahr verstrichen, seit wir den Knaben in die Gewalt der Frau von Schwalbach gerathen sahen, in welcher

Beziehung wir nebenbei erwähnen müssen, daß es nicht ein bloßer Zufall gewesen, der den bösen Sam nach Trentschin geführt. Schon seit dem Augenblicke, wo die schöne, edle Irma in Brünn auftauchte, ward sie von dem alten Schurken umlauert, natürlich im Auftrage seiner Herrin, die um jeden Preis in den Besitz des Knaben gelangen wollte. — Ein Glück für Irma, daß, als der von uns in Kürze geschilderte Kinderraub begangen wurde, sie sich nicht in der Nähe befand, denn Sam's Instructionen gingen dahin, dem Fräulein, falls er es in seine Gewalt bekäme, gewisse Papiere abzunehmen und sollte deshalb auch Blut fließen müssen. — So aber begnügte sich Sam vorläufig damit, ihr den kleinen Adolf entrissen zu haben. —

An den armen Knaben war keine Spur jenes tollen Uebermuthes und Lebensfrohsinnes zu bemerken, welche wir an dem goldgelockten Schäker in seiner lieben Tante Irma Gesellschaft wahrzunehmen wiederholt Gelegenheit bekamen.

Der finstere unheilvolle Geist, der in den Räumen des „Marderhofes" seinen Thron aufgeschlagen, lastete schwer, ja erdrückend auch auf dem Gemüthe des Kindes. — Sein Erzieher war ein Jesuit, womit wohl Alles gesagt ist. Pater Flavius, so hieß der fromme Vater, war für seinen Orden eine Perle; er besaß große Welterfahrung, eine selbst bei einem Jesuiten seltene Schlauheit und Gefügigkeit, und eine blendende Sophistik, die sich auf eine in der That wunderbare Gelehrsamkeit stützte und dadurch eine sinnverwirrende Macht über Jedermann erlangen mußte, der nicht das hohle Gaukelwerk seines auf Trug und Heuchelei basirten Denkens und Handelns durchzuschauen vermochte.

Dabei gab sich Pater Flavius so bescheiden und demüthig, so herzlich, daß man im ersten Augenblicke sich unwillkürlich zu dem Manne hingezogen fühlte. — Dieser günstige Eindruck konnte aber bei dem Menschenkenner nur einen Augenblick lang dauern, denn der stechende, bitterböse Blick, womit er, natürlich unwillkürlich und ihm selbst unbewußt, oft seine salbungsvollsten, stets von Menschenliebe und Gottesfurcht träufelnden Reden begleitete, verrieth den Heuchler, den Komödianten nur allzubald.

Es war bereits mehr als ein Jahr verstrichen, daß Pater Flavius die Erziehung des kleinen Adolf leitete. — Er hatte sich alle nur erdenkliche Mühe gegeben, sich das Vertrauen und die Zuneigung des Knaben zu erwerben, aber umsonst. Der Junge fühlte vielmehr von

Tag zu Tag seinen Widerwillen gegen den Jesuiten wachsen, der bereits alle nur möglichen Mittel erschöpft hatte, um die Eisdecke, unter welcher das Herz des Knaben gegen ihn erstarrt war, zu schmelzen. Der kleine Adolf war ein scharf ausgeprägter Charakter, trotz seiner zarten Jugend; wen er liebte, den liebte er aus voller Seele, wen er aber verachtete und haßte, wie seinen Erzieher, für den gab es keinen Schlüssel zu seinem Herzen, das doch so gefühlvoll, so liebebedürftig war, und oft im Stillen zu brechen drohte bei dem Gedanken an seine unglückliche Mutter, bei der Erinnerung an seine liebe Freundin Irma, deren Name in den unheimlichen Räumen des „Marderhofes" laut auszusprechen ihm eine Blasphemie gedünkt hätte.

Frau von Schwalbach bekam der kleine Adolf täglich nur ein Mal, nämlich beim Mittagstische zu Gesichte. Selten würdigte die stolze Dame, deren Züge wo möglich jetzt noch einen höheren Grad unweiblicher Härte und tiefer Verbitterung zur Schau trugen, ihn eines Blickes. — Sie richtete stets alle Fragen, welche ihren Zwangszögling betrafen, nur an Pater Flavius; fast jeden Tag wußte sie an dem Knaben eine neue Ausstellung zu machen, an ihm einen neuen Fehler zu entdecken; der Jesuit trat consequent als sein Vertheidiger mit einer Art Ostentation auf, dabei stets ein Auge auf Adolf geheftet, um zu beobachten, ob es ihm nicht gelinge, auf diese Weise einen Funken von Freundschaft und Dankbarkeit in dem Herzen des Knaben zu wecken. — Aber Alles umsonst. Adolf blieb stets kalt und verschlossen wie zuvor; er leistete seinem Erzieher in All und Jedem pünctlich Folge, weil er wußte, daß Widerstand nur seine Lage verschlimmert haben würde. — Noch gedachte er mit Entsetzen und mit stiller Wuth an die barbarische, wahrhaft hündische Weise, auf welche ihn der rohe Sam während der langen Reise von Trentschin nach Aussee in Obersteier, wo damals Frau von Schwalbach ihrer Entbindung entgegenharrte, behandelt hatte, so daß selbst das herzlose Weib sich veranlaßt fand, den grausamen Bösewicht über die Unmenschlichkeit seiner Handlungsweise eine ernste Rüge zu ertheilen. Der wilde Sam lachte sich aber darüber nur ins Fäustchen; sein Rachegefühl war befriedigt — er hatte dem Knaben reichlich entgelten lassen, was er selbst in der Sulz durch die Zigeuner erlitten. — In der That hatte es der kleine Adolf nur seiner kräftigen unverwüstlichen Leibesbeschaffenheit zu danken, daß er nach seiner Ankunft in Aussee nicht einer schweren Krankheit erlag, die ihn volle vier Wochen an das Lager fesselte. An dem ganzen Körper des armen Kin-

des hatte es kein Fleckchen gegeben, welches nicht blutrünstig geschlagen gewesen wäre, und kostete es der Frau von Schwalbach ein hübsches Häufchen Ducaten, damit die henkermäßige Grausamkeit des wilden Sam durch den das Kind behandelnden Arzt nicht vor die Schranken des Gerichtes gebracht wurde.

Bei einem Charakter, wie Frau von Schwalbach, muß man vernünftigerweise voraussetzen, daß jede Handlung das Resultat einer reiflichen Ueberlegung und das Mittel zu einem mit vollkommen klaren Bewußtsein erstrebten Zweck sei. — Wir können daher als ausgemacht betrachten, daß es gewichtige Motive gewesen seien, welche Frau von Schwalbach bestimmten, gerade hier im Zillerthale schon seit einem vollen Jahre ihren Aufenthalt zu nehmen.

Wir werden vielleicht hierüber, sowie über manches Andere einigen Aufschluß erhalten, wenn wir diese Dame in einer Unterredung belauschen, welche zwischen ihr und dem Jesuiten nach der in der Hauscapelle von Pater Flavius wie alltäglich gelesenen Messe auf einer Promenade im Garten stattfand.

Frau von Schwalbach erwiderte mit leichtem Kopfnicken den ehrfurchtsvollen Gruß des Pater Flavius. Sie respectirte den Jesuiten, den sie eigentlich blos als den ersten ihrer Diener betrachtete, nur in der Kirche als ein ihr übergeordnetes Wesen u. z. auch dies nur aus Convenienz, denn Emilie war nichts weniger als bigott, ja, sagen wir es offen, sie neigte sich sehr stark jenem verfeinerten Atheïsmus zu, den sie aus ihres Lieblingsschriftstellers Voltaire verführerischen Lehren eingesogen. — Sie betrachtete deshalb die Religion nur als eine Nothwendigkeit für das dumme Volk, als einen Kappzaum für die Massen. Selbst sitten- und gewissenlos, hatte sie keinen Sinn für den belebenden und beseligenden Moment, der in einer reinen und lauteren Verehrung des allerhöchsten Wesens liegt. Die Formen des Gottesdienstes dünkten ihr nothwendiges Blendwerk für den gemeinen Mann, statt sie als bloße Schale des köstlichen Juwels: Religion zu erkennen. Ihr ward dieser Juwel ein an und für sich werthloses Stück Glas, das erst durch die Fassung Effect zu machen vermochte. Auf diese Weise konnte sie sich gewissermaßen aus Ueberzeugung Katholikin nennen, daher auch der theatralische Prunk, welcher namentlich in den Kirchen der Jesuiten entfaltet wird, ihr als das Sublimat wahren Gottesdienstes, wie ihn nämlich die Menge bedarf, erscheinen mußte. — Ohne es selbst zu ahnen, war sie auf diese Weise ein nicht zu unterschätzendes Mitglied

des Jesuiten-Ordens geworden, ohne Profeß abgelegt zu haben. Als ihr der Staatsrath von Ostenried vor dreizehn Monaten brieflich den Rath ertheilte, den Pater Flavius als Erzieher des endlich zu Stande gebrachten kleinen Adolf in ihr Haus aufzunehmen, willigte sie sofort ein, dabei zugleich von dem Hintergedanken geleitet, daß es dem Jesuiten gelingen möge, den Knaben allmälig für seinen Orden zu gewinnen, ein Plan, der, wie wir wissen, eigentlich dem erfinderischen Gehirne des Schurken Krunner seine Entstehung verdankte. —

„Sind Briefe angekommen?" begann Frau von Schwalbach das Gespräch. —

„Deren Zwei," entgegnete Pater Flavius sich tief verbeugend und zog aus den weiten Taschen seines Talars ein kleines Päckchen. —

„Warum haben Sie mir nicht selbe schon vor der Messe zugesendet?" verwies Frau von Schwalbach ziemlich hochfahrenden Tones und dabei ihren Kopf stolz zurückwerfend.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," antwortete der Jesuit sich abermals verbeugend, „ich mußte diesen einen Brief vorerst entziffern, und ich kam damit gerade zu Stande, als es Zeit war, die Messe zu lesen." —

Frau von Schwalbach rümpfte etwas die Nase und warf die Worte hin:

„Immer diese Chiffern! Mein lieber Pater — ich dürfte es am Ende doch müde werden, in dieser Beziehung ganz und gar von Ihren Gnaden abzuhängen. Wer garantirt mir, daß Sie mir Alles mittheilen oder nicht etwa — Veränderungen vorzunehmen belieben?" —

Der Jesuit verdrehte fromm die Augen und faltete die Hände, als ob er den lieben Gott um Verzeihung bitten wollte für die von seinem Beichtkinde begangene Sünde der Verläumdung; dann sagte er:

„Ich will Sie, gnädige Frau, gerne mit den Geheimnissen meines Chifferbuches bekannt machen, wenn Sie feierlich und unwiderruflich sich als gehorsame Tochter unserem heiligen Orden affiliiren ließen. Ich habe Ihnen schon wiederholt im Beichtstuhle das Ersprießliche eines solchen Schrittes warm an's Herz gelegt, aber" —

„Lassen wir dies ein für alle Mal, bis ich selbst das Verlangen ausspreche, zur Seligkeit poussirt zu werden!" unterbrach ihn Frau von Schwalbach in gebieterischem Tone, „theilen Sie mir die für mich bestimmten Nachrichten mit und lassen Sie alles Uebrige dann meine Sorge sein." —



„Bravo, bravo Bajazzo!" jubelte das Volk dem kühnen Knaben zu.

Der Jesuit, dessen Kreuz aus Fischbein zu bestehen schien, denn so leicht und elastisch biegsam erwies es sich, machte abermals eine tiefe Reverenz, räusperte sich und nahm endlich einen Bogen Papier zur Hand, worauf er mit gewöhnlicher Schrift die für Frau von Schwalbach bestimmten Nachrichten verzeichnet hatte. —

„Vor Allem," begann Pater Flavius mit unerschütterlicher Bedächtigkeit und Gemüthsruhe, „vor Allem aus Como die Mittheilung, daß der kleine Adalbert sich sehr wohl befindet und bereits von der Amme entwöhnt wurde. Der Empfang der letzten Rimesse per 1000 Francs wird bestätigt. Schließlich läßt Frau Salvotti eine lange Schilderung von dem Aussehen des Knaben durch ihren Beichtvater, meinem alten Freund, vermelden. Das Zahnen geht glücklich vor sich und —"

„Sparen wir unsere Zeit für Wichtigeres!" unterbrach die herzlose Mutter den Berichterstatter, „haben Sie von ihm keine Neuigkeiten zu melden?"

„Wen meinen Sie, gnädige Frau?" erwiderte der Jesuit, den Zweifelhaften spielend, „Ihren Herrn Gemal oder den Grafen?"

„Wen Sie wollen — Beide," rief Emilie mit gerunzelter Stirne, erbost über den boshaften Pfaffen, der ganz gut wußte, daß sie noch immer für Florencourt schwärmte, während sie ihren Gemal jetzt, wenn möglich, noch mehr denn je haßte. —

„Nun dann will ich nach der Anciennität vorgehen," entgegnete Pater Flavius, dem es ein geheimes Vergnügen bereitete, seine stolze Zuhörerin etwas auf die Folter der Neugierde zu spannen, „Ehre dem Ehre gebührt — Herr von Schwalbach scheint sich in seinen neuen Verhältnissen recht wohl zu befinden; und sein Glück wäre vollends gemacht, wenn er sich —"

„Hören Sie mir auf, von diesem Menschen zu sprechen," zürnte Frau von Schwalbach mit dem Fuße stampfend, denn sie war nicht länger im Stande, die Ungeduld und den Unmuth ihres leidenschaftlichen Temperamentes zu beherrschen, „sagen Sie mir lieber, ob der arme Graf sich wirklich in Noth und Gefahr befindet; die albernen Anschuldigungen, die man gegen ihn erhob, sind gewiß nicht wahr, nein, tausendmal nein, sie können, sie dürfen nicht wahr sein!"

Emilie beschleunigte in ihrer Aufregung so sehr ihre Schritte, daß der Pater Flavius mit seinen sechzigjährigen Beinen und seinem Asthma ihr kaum zu folgen vermochte. — Der Jesuit war daher sehr froh,

als Frau von Schwalbach sich endlich vor Aufregung erschöpft auf eine Bank niederließ. —

„Je nun," begann Pater Flavius nach einer Pause, als er vergeblich erwartet hatte, daß Frau von Schwalbach sich näher äußern werde, „je nun — gewisse Indicien müssen immerhin vorliegen, daß die österreichische Polizei Verlangen trug, den Herrn Grafen Adalbert von Florencourt unter ihre fürsorgliche Obhut zu nehmen, sowie andererseits die Eile, womit der Graf das kaum betretene Gebiet des Kaiserthums wieder verließ, allerdings befremdend erscheint. Sie wissen ja, meine Gnädige, daß Florencourt auf der Rückreise von Neapel in Mailand sich der Behörde stellen sollte, er es jedoch vorzog, über Como nach der Schweiz zu entwischen. Zur Minute hält er sich zu Lugano verborgen, denn, wenn die gegen ihn erhobenen Anklagen gehörig erhärtet würden, hätte er auf das Asylrecht der Schweiz keinen Anspruch als — gemeiner Verbrecher." —

Der Jesuit betonte die zwei Worte so auffallend, daß seine Zuhörerin erschrocken zusammenfuhr. Aber sogleich faßte sich Frau von Schwalbach wieder und rief im Tone der Entrüstung:

„Nur eine Cabale, eine niederträchtige Cabale kann Adalbert als Fälscher und Mörder bezeichnen. Lächerlich — er sollte kein Graf von Florencourt sein?! Besitzt er nicht alle nur denkbaren Documente, um sich als solcher zu legitimiren? Hat er sich je gescheut, seine Papiere den Behörden vorzuweisen?" —

„Hm!" entgegnete der Jesuit, bedenklich seinen Fuchskopf schüttelnd. „Hm! Gegen die Echtheit seiner Papiere hat auch das Gericht keinerlei Zweifel erhoben, wohl aber die Frage aufgeworfen, ob er der rechtmäßige Besitzer dieser Papiere sei. — Warum ging er durch Flucht der an ihn ergangenen Aufforderung aus dem Wege, in Wien mit dem an's Krankenlager gefesselten Master Georg Saunders aus Amerika, der einst sein Erzieher gewesen, confrontirt zu werden? Dieser Master Saunders soll die einzige lebende Person sein, welche die Identität des Grafen zu bezeugen vermöchte. — Wie Sie, gnädige Frau, ohnehin wissen, wurde Florencourt von seinem Vater, einem französischen Emigranten, in Amerika in den Hinterwäldern erzogen und alle Seitenverwandte dieser einst ausgebreiteten Familie sind seither mit Tod abgegangen. — Der alte Graf Florencourt, gänzlich ruinirt, als er aus Frankreich dem Schaffote entfloh, wollte sich in der neuen Welt

wieder ein Vermögen sammeln, damit er, oder wenigstens sein einziger Sohn Adalbert späterhin mit neuem Glanze als Cavalier in Europa auftreten könne. — Glück, Thätigkeit und Sparsamkeit förderten auch diese Absichten des alten, auf seinen Adel überstolzen Emigranten. — Sein Vermögen wurde, als er sich im Spätherbste 1814 in New-York zur Rückkehr nach der heißersehnten Heimat anschickte, auf fast eine Million Francs geschätzt. — Die Vorsehung ließ ihn aber die Erfüllung seines heißesten Wunsches nicht erleben. Er starb während der Ueberfahrt. — Drei Tage später scheiterte das Schiff, auf welchem der alte Graf Florencourt seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, bei den Bermuden; bis auf drei oder vier Individuen ertranken Alle, die auf dem Unglücksschiffe sich befanden. Zu den Geretteten zählten der junge Graf Florencourt, ein anderer Passagier und zwei Matrosen. — Wie genaue Erhebungen darthun, sind diese zwei Seeleute seitdem spurlos verschollen; sie traten auf einem anderen Schiffe, das bei den Bermuden ankerte, in Dienst. Dieses Schiff ist aber zwei Monate später an der Westküste von Afrika mit Maus und Mann zugrunde gegangen. — Der junge Graf Florencourt setzte die Reise nach Europa mit einem Westindienfahrer fort, der in Ostende nach sehr stürmischer Fahrt dennoch glücklich die Anker warf. — Was aus dem zweiten Passagiere geworden, ist in tiefes Dunkel gehüllt. Spätere Nachrichten besagten, daß auf einer der Bermuden-Inseln eine gräßlich verstümmelte Leiche vom Meere ausgespült worden sei, welche man für die des Begleiters des jungen Grafen von Florencourt hielt. — Niemand kümmerte sich zu jener Zeit näher darum. Als aber der genannte Master Saunders in New-York nach längerer Zeit darum erfuhr, reiste er schnurstraks nach den Bermuden und veranlaßte die Ausgrabung der fraglichen Leiche. Obwohl die Verwesung schon ziemlich starke Fortschritte gemacht hatte, behauptete Saunders dennoch steif und fest, den Cadaver seines lieben Zöglings vor sich zu haben. Er wollte, obgleich das Gesicht völlig verstümmelt worden war, den jungen Grafen von Florencourt dennoch an gewissen eigenthümlichen Merkmalen an den Beinen und Armen erkannt haben. — Er machte sich nach Europa auf den Weg und nach langen Irrfahrten gelang es ihm, in Erfahrung zu bringen, daß der junge Graf von Florencourt demnächst aus Neapel in Wien eintreffen werde. — Durch die Erkundigung, die er in der Kaiserstadt an der Donau über den jungen Mann einzog, wurde sein Verdacht nur noch mehr bestärkt und zwar so sehr,

daß er es für seine Pflicht hielt, der Behörde eine umständliche Anzeige zu erstatten. In seiner brennenden Ungeduld wollte Master Saunders dem angeblichen Grafen von Florencourt, dessen Eintreffen in Wien sich verzögerte, entgegenreisen. Die Gicht, an welcher der siebenzigjährige Greis schon lange laborirte, warf ihn jedoch zu Wien auf das Krankenlager, das sein siecher Körper wahrscheinlich nur mehr mit dem Sarge vertauschen wird. — Master Saunders, trotz seines hohen Alters ein Ritter Heißsporn, beging die Unvorsichtigkeit, an den angeblichen Grafen von Florencourt brieflich die Aufforderung zu richten, seine Reise nach Wien zu beschleunigen. Durch diese Unvorsichtigkeit verdarb er aber der Polizei das ganze Spiel, denn selbe stand eben im Begriffe, sich auch aus andern Gründen, — wie Sie, gnädige Frau, ohnehin wissen, wegen einer großartigen Fälschung von Banknoten — um den schmucken Cavalier etwas näher zu bekümmern." —

„Albernes Gefasel!" zürnte Frau von Schwalbach vor Entrüstung glühend und wandte sich unwillig von Pater Flavius ab, der sich aber dadurch nicht im geringsten irre machen ließ, sondern fortfuhr:

„Ich wünschte aufrichtig, daß es so wäre, aber — ein wichtiger Belastungszeuge ist, wie einer dieser jüngsten Briefe hier meldet, vor wenigen Tagen der Polizei ins Garn gerannt. Ein gewisser Schliper, ein Trunkenbold sonder Gleichen, hatte im Rausche an öffentlichen Orten Aeußerungen fallen gelassen, welche der Behörde es zur Plicht machten, sich dieses Menschen zu versichern. Es hielt nicht schwer, diesen Kerl theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen zu einem vollen Geständnisse zu bewegen. Er bezeichnete als seine Mitgenossen unseren Grafen von Florencourt, dann einen gewissen Karpeles, welcher schon lange von der Polizei gesucht wird, endlich den bekannten Abbé Krunner, welcher im Laufe des vorigen Jahres in einem übel berüchtigten Hause London's ermordet wurde. Schliper ging in seinen Bekenntnissen noch weiter. Nicht nur, daß er den Adel unseres Grafen von Florencourt geradezu in Zweifel zog, indem er behauptete, derselbe sei ein Graveurgehilfe aus Berlin und der Verfertiger der übrigens ganz kunstvoll gearbeiteten Stanzen, machte er weitere Angaben, welche zur Entdeckung eines geheimen, vollständig ausgerüsteten Fälscher-Laboratoriums in den Katakomben führten. — Nun, meine Gnädige" — schloß der Jesuit mit dämonischer Schadenfreude — „nun, sind Sie noch gewillt, die Unschuld des Mannes, der Ihrem Herzen

so nahe stand, und ich fürchte beinahe, noch steht, als sonnenklar, als fleckenlos zu betrachten?"

Frau von Schwalbach hatte schon längst ihr Antlitz mit dem Sacktuche verhüllt. Scham, Aerger, Furcht und Bestürzung tobten in ihrem Innern. Die jüngsten Enthüllungen des Pater Flavius waren ihr gänzlich unerwartet gekommen. — Ihre wahnsinnige Leidenschaft für den Elenden war jedoch so tief gewurzelt, daß sie sich auch jetzt noch nicht entschließen konnte, ihn für einen Mörder, für einen Betrüger zu halten.

Der Jesuit rieb sich unbemerkt ganz vergnügt die Hände. Nun war er Herr der Situation, nun durfte er hoffen, endlich auf Frau von Schwalbach den lang ersehnten Einfluß zu erlangen, er durfte hoffen, vom demüthigen, anscheinend willenlosen Diener sich zum Gebieter seiner stolzen Herrin mit einem einzigen Rucke emporzuschwingen.

„Mein Gott, mein Gott!" begann endlich Frau von Schwalbach zu jammern, „welch' furchtbarer Scandal kann daraus für mich entstehen! — Nicht genug, daß die Folgen meiner Liaison mich für lange Zeit von dem Umgange mit der höheren Gesellschaft ausschließen, bin ich total gebrandmarkt, wenn es sich mit Florencourt wirklich so verhielte, wie Sie behaupten."

„Wie ich behaupte?" rief Pater Flavius ganz erstaunt, „ich, für meine Person behaupte gar nichts — ich habe Ihnen, gnädige Frau, nur pflichtschuldigst berichtet, was Andere von ihm behaupten. Uebrigens, was nützt hier alles Klügeln und Deuten — in Ihrer Lage, Frau von Schwalbach, heißt es handeln, rasch handeln oder es kann wirklich, wie Sie mit Recht befürchten, ein arger Scandal daraus erwachsen."

„Ach, du lieber Gott," rief Frau von Schwalbach ganz außer sich, und vielleicht heute zum ersten Male in ihrem Leben völlig rathlos und verwirrt, „was könnte ich wohl thun, um diesen fürchterlichen Schlag, der meine Ehre, meine Reputation für immer vernichten würde, abzuwenden oder doch zu schwächen? Rathen Sie, helfen Sie mir, mein lieber Pater — beweisen Sie mir auf der Stelle, daß die Jesuiten so kluge Leute seien, wie die Welt behauptet."

„Nun," entgegnete Pater Flavius schmunzelnd, „ich will den Versuch wagen, die gute Meinung der Welt, namentlich die Ihrige, gnädige Frau, in diesem speciellen Fall zu verdienen. Mein Rath besteht in wenigen Worten, aber er wird sich als practisch bewähren. Reisen Sie auf der Stelle nach Lugano."

Frau von Schwalbach sprang von der Gartenbank auf und indem sie dem Jesuiten einen dankvollen Blick zuwarf, sagte sie:

„Ihr Rath ist in der That vortrefflich; ich will, ich muß vor Allem Florencourt sprechen. Wohl ihm, wenn er mir die volle Wahrheit bekennt! — Er kann, er darf nicht verloren sein! Ich liebe ihn unter allen Umständen und ich werde ihn retten, denn ich habe mich selbst wieder gefunden. — Adieu, mein lieber Pater Flavius — für die Dauer meiner Abwesenheit setze ich Sie zum unumschränkten Gebieter dieses Hauses ein; Sie sollen mir aber dafür auch für Alles verantwortlich sein.“

Frau von Schwalbach stürzte davon. Wenige Minuten später gerieth die gesammte Dienerschaft des „Marderhofes“ in Aufruhr. Alles rannte durcheinander, denn die strenge Gebieterin liebte es, rasch und auf einen bloßen Wink hin bedient zu werden.

Noch ehe die anberaumte Stunde verstrichen war, bestieg Frau von Schwalbach ihren ebenso bequemen als eleganten Reisewagen, der von ihrem eigenen Viergespanne bis zur nächsten Poststation gezogen werden sollte. Blos eine vertraute Zofe und der alte finstere Sam bildeten ihre Reisegesellschaft.

Der kleine Adolf sah vom Fenster seines Lehrzimmers herab und staunte über die Dinge, die da vorgingen. Als er Frau von Schwalbach und den von ihm tief gehaßten Samuel allein abreisen sah, ohne daß man, wie er anfangs glaubte, ihn mitnahm, stieß er ein kurzes Freudengeschrei aus. Es war ihm, als ob mit der Entfernung dieser beiden Personen, die auf ihn einen dämonischen Einfluß ausübten, und deren Anblick stets sein Gemüth tief niederdrückte, ein schlimmer Zauber von ihm gewichen sei. — Ein Gedanke, dessen Ausführung ihm bisher unmöglich geschienen, der Gedanke, einen kühnen Fluchtversuch zu wagen, blitzte in seinem Gehirne auf. —

XIII.

Auf Irrwegen.

Lange und sinnend blickte Pater Flavius dem rasch dahin rollenden Wagen der Frau von Schwalbach nach. Der Jesuit stand unter dem offenen Thore, welches er erst schließen ließ, nachdem die

elegante Equipage in die Landstraße einbog und dabei hinter einem Hügel verschwunden war.

Bisher hatte der böse Sam die Pförtnerstelle versehen, welche aber nunmehr in Folge seiner Abreise ein anderer Diener übernehmen mußte. Pater Flavius ermahnte diesen Stellvertreter auf das Eindringlichste, das Thor stets geschlossen zu halten und ja wohl Acht zu geben, daß nicht etwa der Neffe der gnädigen Frau, hiermit war der kleine Adolf gemeint, sich ohne Begleitung ins Freie begebe. Außerdem sollte der neue Pförtner auf allenfalls um den „Marderhof“ herumschleichende verdächtige Gestalten ein wachsames Auge haben, und Jeden, der etwa über die hohe Mauer zu steigen versuchte und nicht auf den ersten Anruf sich ergab, ohne viele Umstände niederschießen.

Als der Jesuit mit letzterer etwas unchristlichen Ordre die Instruction des neuen Pförtners geschlossen hatte, begab er sich nach dem im Garten ringsum freistehenden Wohngebäude zurück, wobei er ein uraltes Volkslied zwischen den Zähnen summte, bei ihm ein Beweis vortrefflicher Laune. — Dieser gab er übrigens auch noch dadurch Ausdruck, daß er seinem Zögling für heute einen Ferialtag ankündigte. — Der Junge nahm jedoch diese Mittheilung ziemlich gleichgiltig auf, denn nicht nur, daß er wirklich gerne lernte, wußte er auch von der erhaltenen Dispens keinen passenderen Gebrauch zu machen, als daß er den katholischen Katechismus, welchen er soeben mit verdrießlicher Meine eindrillte, ziemlich unsanft zur Seite warf, und dafür nach Bleistift und Papier langte, um das wunderbare Panorama des Zillerthales, in dessen Betrachtung er sich von den Fenstern seines Zimmers aus so gerne vertiefte, zu zeichnen. Die Hand des Knaben verrieth in dieser Beziehung ein wunderbares Talent für die bildende Kunst. — Obwohl er bisher gar keine Anleitung im Zeichnen erhalten hatte, denn Pater Flavius besaß diesfalls keine Kenntnisse und andere Lehrer wurden in den „Marderhof“ nicht zugelassen, traf er dennoch mit wunderbarem Instincte die Verhältnisse und namentlich die Perspective. Die ganze ihm zur Richtschnur dienende Theorie fußte auf vereinzelten gelegentlichen Aeußerungen der Frau von Schwalbach, welche für eine sehr scharfe und verständige Kritikerin von Gemälden mit Recht galt und es liebte, bei jedem Anlasse alle Vorzüge und Mängel mit Methode zu beleuchten. — So besaß auch der „Marderhof“ eine kleine Gemäldegalerie, betreff welcher Frau von Schwalbach dem Pater Flavius gegenüber als unbarmherzige Richterin auftrat. — Der kleine Adolf ließ sich von dem Gehörten

kein Wort entgehen, und er suchte dann durch eigene Beobachtung die von Tante gerühmten Schönheiten oder schonungslos hervorgehobenen Nachtheile selbst zu erkennen.

Der Jesuit betrachtete diesen Bildungstrieb seines Zöglings stets mit scheelen Augen. Nicht nur, daß er keiner der schönen Künste als solche irgend eine Berechtigung zur Selbstständigkeit zuerkannte, sondern selbe nur als Mittel der Kirche gepflegt und ausgenützt wissen wollte, mußte der künstlerische Trieb, der sich in dem Knaben auf so unzweifelhafte Weise Luft machte, schnurstraks der Absicht entgegenarbeiten, aus dem jungen Feuergeiste ein lammfrommes, willenloses Werkzeug des Jesuitenordens allmälig heranzubilden. —

Pater Flavius hatte deshalb sehr oft gute Lust verspürt, dem Knaben einfach alle die Mittel zu entziehen, um seine immer mehr an den Tag tretende Vorliebe für die bildende Kunst zu pflegen. Er unterließ dies aber, weil er gewiß sein konnte, sich den kleinen Trotzkopf dadurch nur noch abgeneigter zu machen, er andererseits durchaus nicht auf die Hoffnung verzichtete, schließlich dennoch das Vertrauen und die Neigung des Jungen zu gewinnen. — Letzteres sollte ihm dann die langersehnte Möglichkeit bieten, das Herz und den Geist des Knaben mit dem Gifte der jesuitischen Moral langsam zu corrumpiren. Bisher hatte ihn der kleine Adolf, sobald er mit gewissen jesuitischen Hauptdoctrinen in's Feld rückte, wie z. B., daß der Zweck das Mittel heilige, daß keine Handlung an sich gut oder böse sei, sondern erst durch die Absicht gut oder böse werde, mithin selbst ein Verbrechen unter Umständen ein Gott wohlgefälliges Werk sein könne, daß der Papst als unfehlbar, die katholische Kirche als die allein seligmachende betrachtet werden müsse u. s. w., stets mit den Worten: „Tante Irma hat mir das anders erklärt," oder: „das kann ich nicht einsehen," „das widerstrebt meiner Ueberzeugung," „das halte ich für unrecht" u. dgl. derart kurzweg abgefertigt, so daß der Jesuit oft nahe daran war, nach dem spanischen Rohre zu langen; aber als alter Pädagoge wußte er, daß bei einem so merkwürdigen Charakter, wie der kleine Adolf, rohe Gewalt den Trotz und die Unbändigkeit dieses ungewöhnlichen Naturells vollends stählen würden. —

Pater Flavius, dem, wie bemerkt, die Zeichenwuth seines Schülers insgeheim ein Gräuel war, sann auf ein Mittel, um dem Knaben diese seine einzige und liebste Erholung zu verleiden. — Als Jesuit konnte er darum wohl nicht verlegen sein. —

Leise schlich er sich hinter den Knaben und betrachtete aufmerksam den kleinen Künstler, der in seinem Eifer Alles um sich zu vergessen und dabei ganz glücklich zu sein schien.

„Brav, recht brav, mein lieber Adolf!" begann endlich Pater Flavius, wirklich staunenswerth, ausgezeichnet, superb! Du hast, mein guter Junge, jenen Gletscher so richtig wiedergegeben, daß es eine Sünde wäre, noch länger an Deinem entschiedenen Talente für das Zeichnen zu zweifeln, oder gar Dir dabei Zwang anzuthun. — Von nächster Woche an sollst Du einen guten Zeichenmeister erhalten und täglich mehrere Stunden dieser Kunst widmen. Ja, ja, mein Knäblein — Du mußt, ja, ich wiederhole es, Du mußt ein Maler werden!"

Der kleine Adolf runzelte die Stirne, und legte sogleich seine Mappe zur Seite. Der Jesuit lächelte höhnisch vor sich hin, als er den nicht zu mißdeutenden Unmuth des Knaben gewahrte. Der Gedanke, daß man auch seiner bisher einzigen Freude und Erholung die Zwangsjacke eines monotonen Unterrichtes anlegen wolle, vergällte Adolf's Gemüth, und von diesem Augenblicke an erschien ihm die Kunst, die er bisher im Stillen so tief in sein junges Herz geschlossen, nicht mehr der Pflege werth, sondern profanirt, ja entweiht. —

„Darf ich in den Garten gehen?" frug der Knabe kurz. —

„Ja, mein Sohn, ganz nach Deinem Belieben," erwiderte Pater Flavius mit übersüßer Freundlichkeit, „Du magst dort bleiben, bis die Mittagsglocke uns zum Speisen ruft. Da, mein lieber Adolf, nimm dieses leere Blatt aus meinem Stammbuch, und zeichne mir im Garten die große alte Rieseneiche ab; soll mir, so lange ich lebe, ein werthes Andenken von Dir sein. Na, so ein Künstler, wie Du, wird gewiß etwas Ordentliches für mein Album leisten — ich freue mich schon darauf. Also, Gott befohlen; Du hast fast noch zwei Stunden Zeit, um mir die kleine Freude zu bereiten." —

Thränen des Unmuths und des Schmerzes glänzten in den Augen des Knaben, der große Lust verspürte, das ihm von seinem Erzieher mit einem freundlichen Lächeln dargebotene leere Stammbuchblatt in tausend Stücke zu zerreißen. Der letzte Rest seiner Kunstbegeisterung schwand bei dem Gedanken, daß er gerade für den ihm so tief verhaßten Pater Flavius ein Souvenir schaffen sollte. Aber er war bereits soweit an Subordination gewöhnt, daß er dem Jesuiten offen den Gehorsam zu versagen nicht gewagt hätte. Er stürzte daher in den Garten hinab und warf sich in ein Gebüsch, um seinen tiefen

Seelenschmerz ungehindert auszuweinen; die Erinnerung an seine arme Mutter und an die gute Tante Irma schien ihm das Herz brechen zu wollen. Dann betete er inbrünstig zu Gott, damit er ihn erlösen möge aus seinem vergoldeten Käfige, und ihn wieder zurückführe in die Arme der edlen Seele, die in so rührender und gewissenhafter Weise an ihm Mutterstelle vertreten hatte.

Als Adolf geweint und gebetet, fühlte er sein Herz wunderbar erleichtert, seinen so tief herabgestimmten Lebensmuth neu gekräftigt. Jetzt griff er nach dem ihm von Pater Flavius übergebenen Stammbuchblatte.

„Ja," murmelte er vor sich hin, indem er den richtigen Punct aufsuchte, um die fragliche Rieseneiche von der besten Seite aufzunehmen, „ja, ich will jetzt etwas für ihn zum Angedenken schaffen, denn mich selbst soll er nicht mehr lange von Angesicht zu Angesicht sehen. Jetzt bin ich um fast zwei Jahre älter, als ich aus dem „Johanneshofe" floh, bin indessen größer, stärker und klüger geworden. Ich will, ich muß, ich werde meine gute Irma wiederfinden; der liebe Gott läßt mich gewiß nicht im Stiche; ich bete ja fleißig zu ihm und vertraue auf ihn. Ja, ja, er wird mich erlösen aus diesem finsteren Hause, von dieser bösen Frau, die sich auch meine Tante nennt, und vor Allem vor diesem heuchlerischen Pfaffen, der so schön die Tugend anzupreisen versteht, und den ich erst neulich mit der dicken Lisel, der Kuhmagd, etwas thun sah, das mir das Blut auf die Wangen trieb."

Der kleine Adolf vertiefte sich jetzt eifrig in seine Arbeit, um der sein zartes Schamgefühl so sehr beleidigenden Erinnerung an das von ihm als unberufener Zuseher belauschte tête-à-tête los und ledig zu werden.

Der fromme Pater Flavius, der keine Ahnung davon besaß, daß die Art und Weise, wie er der drallen Lisel vordemonstrirt hatte, was sie Alles unterlassen müsse, um eine tugendhafte Person zu bleiben, durch Zufall seinen Zögling zum Zeugen gehabt, benützte die zwei Stunden, die ihm der heutige Ferialtag vor Tisch verschaffte, um einige Briefe zu schreiben, welche sich zuvörderst auf die heute von Frau von Schwalbach angetretene Reise und deren Motive bezogen.

Als er damit zu Ende war, zog er aus einer geheimen Schublade seines Schreibpultes einen aus Innsbruck datirten Brief, welchem ein ziemlich vergilbtes gedrucktes Heftchen von nur wenigen Blättern beilag.

Das Schreiben rührte von dem Rector des Jesuiten-Collegiums zu Innsbruck her, welchem auch Pater Flavius angehörte.

„Sapperlot!" rief Pater Flavius vor sich hin; „bald hätte ich auf diesen Plunder da ganz vergessen. Heute will ich mich aber endlich darüber machen. Lesen wir also nochmals diese Zuschrift unseres ehrwürdigen Freundes und Gönners durch, denn ich habe in dieselbe vorgestern, anderer dringenderer Geschäfte wegen, nur einen sehr flüchtigen Einblick gethan.

Pater Flavius las mit halblauter Stimme Folgendes vor sich her:

„Mein geliebter Bruder in Christo!

„Ein günstiger Zufall hat mir das beifolgende alte Druckwerk in die Hände gespielt. In dieser bei näherer Betrachtung sehr merkwürdigen und gewiß höchst selten gewordenen Denkschrift hat gegen Ende des 17. Jahrhunderts einer unserer Ordensbrüder, dessen Name kaum mehr anders als durch einen Einblick in die geheime Registratur der päpstlichen Curie eruirt werden könnte, dem heiligen Vater seine Ansichten über die zweckdienlichsten Mittel dargelegt, um die protestantischen Regentenhäuser in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Sehr wahrscheinlich ist diese Denkschrift selbst bei unseren Oberen in Rom völlig in Vergessenheit gerathen; es wäre daher ein großes Verdienst zu erwerben, wenn wir die von unserem Vorbruder so geistreich behandelte Frage in zeitgemäßer Form aufwerfen, und die Aufmerksamkeit unseres hochwürdigsten Generals darauf hinlenken würden. — Ich erbitte mir daher in dieser Beziehung Ihren Rath und Ihre Mithilfe. Wenn halbwegs möglich, machen Sie sich auf zwei Tage frei, um mich, der ich absolut nicht abkommen kann, hier in Innsbruck zu besuchen. Wir hätten nicht nur über hundert andere Dinge von Wichtigkeit zu sprechen, sondern auch im Sinne der uns von Rom verliehenen Vollmacht manchen Beschluß von großer Tragweite zu fassen. Natürlich kann und will ich Sie nicht bestimmen, Ihren gegenwärtigen Aufenthalt auch nur auf eine Stunde zu verlassen, wenn darunter jene hochwichtigen Interessen leiden würden, derentwillen unser hochwürdigster General Ihre Wirksamkeit auf dem „Marderhofe" für wünschenswerth erachtet. Vor der Hand wenigstens muß Alles den Rücksichten weichen, welche diese weit in das vorige Jahrhundert zurückgreifende Angelegenheit erheischt, eine Angelegenheit, welche durch das spurlose, wahrhaft unerklärliche Verschwinden

unserer Ordensbrüder Basileus und Anastasius mehr denn je auf unsere volle Aufmerksamkeit und Beachtung Anspruch hat. —

„Schreiben Sie recht bald und ausführlich, wenn Sie nicht selbst kommen können. Der heilige Ignatius sei mit Ihnen und nehme Sie in seinen mächtigen Schutz. Verbleibe Ihr aufrichtiger Bruder und Diener in Christo.

Innsbruck, am 28. August 1816.

Marinus m/p. Rector.“

Flavius las dieses Schreiben nicht ohne gewisses Behagen, denn er und Marinus, sein unmittelbarer Vorgesetzter, waren sich wirklich freundschaftlich gesinnt, so weit etwa dieser Ausdruck auf einen Jesuiten überhaupt Anwendung finden kann. Streng genommen verband sie eigentlich nur eine Politik der Interessen, die wir vielleicht später etwas näher kennen lernen werden. Flavius und Marinus lebten unter Verhältnissen, in welchen sie sich gegenseitig durch Feindschaft ungemein geschadet hätten, während sie durch einträchtiges Zusammeowirken, sowohl im Guten als im Schlechten, ihren eigenen Nutzen nur fördern und sichern konnten. — Sie waren sich daher Freunde geworden als kluge, welterfahrene Männer, wie etwa zwei große Handlungshäuser, die sich nach Kräften aushelfen, aber immer nur unter Aussicht auf strenge Wechselseitigkeit. Einer solchen Freundschaft fehlt freilich der erhabene, ethische Moment; mit ihr hat das Herz nichts zu schaffen, denn sie ist bloße Verstandssache, eine Versicherungsbank, aus der man sogleich sein Capital zurückzieht, wenn der Glaube an die Solvenz nur im mindesten erschüttert wird. —

Als Pater Flavius die ihm vom Rector Marinus übersendete alte Scharteke zur Hand nahm, hegte er im Vorhinein die Ueberzeugung, daß ihm die auf die Durchlesung verwendete Zeit nicht gereuen werde, denn Marinus war ein Mann, der immer nur bestimmten Zwecken gemäß handelte und sich gewiß nicht mit bloßen archäologischen oder antiquarischen Spielereien befaßte.

Pater Flavius fand seine Erwartungen noch weit übertroffen und wir würden uns einer großen Unterlassungssünde gegen unsere Leser selbst schuldig zeihen, wenn wir aus der in Rede stehenden jesuitischen, in lateinischer Sprache verfaßten Denkschrift nicht wenigstens einen Auszug lieferten, denn die darin aufgestellten Grundsätze sind genau diejenigen, nach denen die Jesuiten auch heut zu Tage vor-

gehen, um in Deutschland Unfrieden zu stiften, und ihre Macht auszubreiten.

„Da ganz Deutschland," heißt es in der mehrerwähnten, dermalen fast zweihundert Jahre alten Denkschrift, „gegenwärtig in so verschiedene Staaten getheilt ist, daß ihm kaum mehr ein Schatten von Majestät oder monarchischer Regierung geblieben ist, so scheint es sehr schwer, blos durch Hilfe des Kaisers in demselben die katholische Religion wieder einzuführen, von welcher seit einhundertsechzig Jahren viele Fürsten und Städte und die weitläufigsten Provinzen unter Vorschub des Teufels auf's Schändlichste abtrünnig geworden sind. Da nun Seine päpstliche Heiligkeit, deren vornehmste Sache die Ausbreitung des katholischen Glaubens ist, hierauf besonders ihr Augenmerk gerichtet haben, so will ich, so gut ich's vermag, den Religionszustand dieses Landes sowohl, als die Art und Weise, wie die unsere dort könnte ausgebreitet werden, beschreiben.

„Wenn nun gleich in diesem Lande viele Fürsten und Städte sind, welche gänzlich vom römischen Stuhle abtrünnig geworden sind, so gibt es dessen ungeachtet in allen deutschen Staaten noch viele katholische Kirchen, welche von einigen Adeligen, Bischöfen und anderen Vornehmen erhalten und geschützt werden, so daß also den Katholiken noch gar nicht, wie Einige glauben, der Weg gänzlich versperrt ist, die katholische Religion in diesen Ländern weiter auszubreiten und wieder allgemein einzuführen. Daher sind die Väter unserer Gesellschaft, die ihr Augenmerk auf diese Gegenden gerichtet haben, überzeugt, daß ihnen deshalb der Weg und Zutritt in diese Länder ohne alle Gefahr frei und offen stehe; denn so gehässig sind jene Ketzerfürsten nicht gegen die Bekenner unserer Religion gesinnt, daß sie ihnen nicht erlauben sollten, frei in ihren Städten herumzuwandern. — So ist den Mainzer Jesuiten gestattet worden, ungehindert durch die Pfalz zu reisen und sich sogar einige Tage darin aufzuhalten; auch die augsburger und baierischen Jesuiten kreisen um das ganze Herzogthum Würtemberg und Schwaben völlig frei und nicht ohne Erfolg, so daß Diejenigen, welche sich bisher diesem Geschäfte in den dortigen Gegenden unterzogen haben, einstimmig melden, die Ernte sei groß, doch der Arbeiter seien zu wenig. — Man muß also allen Ernstes dafür sorgen, daß weit mehr Arbeiter, mit der Erlaubniß, eine große Absolution zu ertheilen, dorthin gesendet werden; auch müssen Diejenigen, welche sich schon daselbst befinden, mit Geld und anderen von ihnen schon so oft verlangten

und erbetenen Hilfsmitteln unterstützt werden, denn es ist gewiß, daß diese Ketzer mehr durch Werke der Freigebigkeit, als durch andere Gründe zur Bekehrung gereizt werden.

„Hier werden ebenso, wie bereits in Oesterreich, Tirol und Steiermark, die Jesuiten oder andere fromme Priester mit großem Nutzen gebraucht werden können, welche gehörig vorbereitet und von der Art und Weise, wie mit dem Volke zu verfahren ist, unterrichtet, sich Tag und Nacht, öffentlich und heimlich an dasselbe mit Zureden machen und alle nur sonst wirksamen Mittel und Wege, es von der Ketzerei ab- und zur katholischen Kirche zurückzuführen, versuchen müssen. Am kräftigsten könnte dieses hochwichtige und heilsame Geschäft durch die Residenz eines apostolischen Nuntius in einer der nächsten Provinzen, z. B. in Schwaben, Baiern, Elsaß oder Franken, unterstützt werden, denn die Nuntien zu Wien, Köln und Luzern sind zu weit von einander entfernt, als daß sie den nach den protestantischen Ländern gesendeten Arbeitern Beistand und Schutz gewähren könnten.

„Wenn man sich nun die gehörige Mühe gegeben, den apostolischen Nuntien in jenen Gegenden Eingang zu verschaffen, so müssen diese an den Orten, wo die wenigste Gefahr zu besorgen ist, das Werk beginnen. Sie müssen durch allerlei, nach Maßgabe der Personen abzuändernde Mittel einige Fürsten und diejenigen Großen unter den Ketzern, von denen wir wissen, daß sie nicht so ganz der römischen Kirche abhold sind, versuchen und auffordern. Auch wird es nicht an schicklichen Gelegenheiten und wirksamen Mitteln fehlen, sie zur Annahme der katholischen Religion zu überreden, theils wegen der Vortheile, wozu ihnen die Reichswürden Hoffnung machen, theils wegen der Pfründen und Ehrenstellen, welche ihnen Seine Heiligkeit der Papst verleihen wird, wenn sie der Ketzerei entsagen und sich bekehren.'

„Bis dahin müssen die geheimen Missionen und Ueberredungsversuche fortgesetzt werden, von denen wir von Tag zu Tag reichlichere Früchte verspüren. — In Ländern von gemischter Religion müssen die herrschenden Spaltungen unterhalten und befördert werden, damit wir zu seiner Zeit und gehörigen Orts allemal den Beistand der einen Partei zur Ausführung unserer Plane benützen können, denn gegen die Ketzer einen eigentlichen Krieg anzufangen, scheint zu jetziger Zeit gar nicht rathsam, weil ohnehin schon alle Christen ihre Hände voll zu thun haben, theils mit den Tür-

ken, theils mit anderen Ketzern. Es wäre deshalb keine Hoffnung vorhanden, durch einen Religionskrieg etwas zur Ausbreitung des katholischen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei auszurichten; eher wäre zu befürchten, daß die Unseren zur Verherrlichung des lutherischen Namens unterliegen würden. Daher wird man bis zu einer andern Zeit warten müssen, wo entweder die Macht der Türken ganz zertrümmert und vernichtet, oder mit denselben ein anständiger Friede, oder wenigstens ein langer Waffenstillstand geschlossen sein wird, wie es uns der Kaiser versprochen hat. Bis dahin müssen wir mit allen Kräften dahin trachten, daß in den benachbarten Fürstenthümern und Provinzen so Viele als nur möglich von jedem Geschlechte und Stande auf unsere Seite gezogen werden, und sind hierzu weder Kosten noch Aufwand und Mühe oder irgend eine Gefahr zu scheuen. Denn auf diese Weise schwächen wir entweder die Kräfte der Widersacher, oder streuen doch den Samen bürgerlicher Zwistigkeiten und Kriegsunruhen unter ihnen aus, wodurch es dann schließlich sehr leicht dahin kommen wird, daß die Ketzer unter sich selbst handgemein werden, und durch ihre eigenen Waffen umkommen. Wenn irgend jemals die Ausrottung der Ketzerpest und die Heilung von derselben leicht war, so ist beides gewiß jetzt am leichtesten, erstens weil die lutherische Secte, welche Anfangs in Deutschland nur eine war, jetzt in so viele gespalten ist, daß man in einer Stadt kaum zwei finden wird, die in Religionssachen vollkommen übereinstimmen. Folglich gilt hier der Grundsatz: Ist das Reich erst uneins, so wird es zugrunde gehen. Zweitens sind alle Häupter den Ketzer, welche sich beim Volke einen Namen erworben haben, entweder gestorben, oder wenigstens durch Alter so hinfällig geworden, daß sie wenig oder gar nicht unsere Unternehmungen hindern werden.

„Drittens haben sich unter diesen Secten gewisse Laster, welche sie uns sonst, und zwar nicht mit Unrecht, vorzuwerfen pflegten, eingeschlichen, so daß es uns sehr leicht wird, wenn die Rede auf Sitte und Betragen kommen sollte, ihnen das Maul zu stopfen, und alle ihre Schmähungen zurückzugeben. Endlich sind die Lutheraner und Calvinisten so heftig mit einander in Streit gerathen, daß man zuverlässig hoffen darf, ihr Teufelswerk werde unter ihren eigenen Händen zusammenstürzen. Noch ist übrig, daß wir unablässig zu Gott beten, und Tag für Tag mehr die besten Gelegenheiten wahrnehmen.“ —

„Ein guter Kopf, der das geschrieben,“ sprach Pater Flavius

mit wohlgefälliger Miene, und sah nach der Jahrzahl und dem Orte des Erscheinens.

„Dachte mir's doch gleich," fuhr er lächelnd fort, „daß so etwas nur in der einstigen berühmten Druckerei unseres Ordens zu Prag aufgelegt werden konnte. Wie hier eine Anmerkung besagt, wurde die Denkschrift blos in zweihundert Exemplaren abgezogen, daher dieses da für die profane Welt vielleicht ein Unicum geworden sein mag. — Pater Marinus hat Recht, wenn er darin Andeutungen zu finden glaubt, welche auch für unsere Zeit, mutatis mutandis, ganz gut ins Werk gesetzt werden könnten. — Vor Allem müssen wir heut zu Tage Preußen ins Auge fassen. Preußen, der Rivale Oesterreichs, fügt sich nur ungerne in die Rolle, welche es in Deutschland spielt. Es strebt nach der Hegemonie und wird vor keinem Mittel zurückscheuen, um diese Hegemonie auch zu erreichen. Gewiß — es wird unsere Hand nicht zurückweisen, wenn wir dem ehrgeizigen Hause Hohenzollern eine rückhaltslose Mitwirkung aller deutschen Katholiken in Aussicht stellen, um ein deutsches Kaiserreich unter Preußens Oberhoheit zu schaffen. Was kümmert uns länger Oesterreich! Dort besitzen wir bereits ein sicheres Terrain. Durch Millionen Leichen, durch den Verlust so mancher schönen Provinz, durch die fast gänzliche Einbuße an Macht und Einfluß im deutschen Reiche hat das Haus Habsburg in unserem Interesse die katholische Religion zur Staatsreligion, zur allein herrschenden erhoben; es hat also für uns seine Mission erfüllt und es kann uns daher nur ganz gleichgiltig sein, ob die Habsburger jetzt zugrunde gehen, oder auf ihrem Throne sich behaupten, denn das Joch, welches wir den Völkern Oesterreichs aufgebürdet, werden diese nicht mehr so leicht abzuschütteln im Stande, namentlich wenn der Kaiserstaat unter seinem jetzigen politischen Systeme, unter dem starren Absolutismus eines Metternich immer mehr und mehr geistig und moralisch verkümmert, wenn die letzten Spuren des fluchwürdigen Josephinismus mit ihren letzten Trägern zu Grabe gegangen sein werden."

Pater Flavius stützte nachdenklich sein Haupt in beide Hände. Endlich murmelte er vor sich:

„Ja, ich will, ich muß nach Innsbruck; ich kenne meinen Freund Marinus zu genau, um nicht voraussetzen zu können, daß er mit seiner Anregung noch einen weittragenden Zweck verbinde. Und ich glaube ihn diesfalls zu durchschauen — er ist gewiß nicht minder müde, als ich, hier in diesem sonst so schönen Lande ein dummbigottes Volk am

Narrenseil zu führen; er strebt gewiß nach einer schöneren Aufgabe, nach der Aufgabe, unter einem geistig aufgeklärten Volke, wie da draußen in Deutschland das protestantische, für unsere Sache zu wirken und zu leben. In Tirol Jesuit zu sein, ist wahrlich keine Kunst! Aber dort unter den Ketzern Terrain zu erobern und zu behaupten, das ist des Strebens zweier Köpfe würdig, wie ich und Marinus. — Wer weiß, ob es uns Beiden nicht gelingen könnte, uns an den Ufern des Rheins oder der Elbe ein Paar Bischofsmützen zu erringen, auf welche wir uns in diesem Lande gewiß niemals Hoffnung machen dürfen. — Ja — Propaganda! Das sei das Losungswort für mich und Bruder Marinus, sowie es die Devise unseres ganzen Ordens bildet seit dessen Bestehen. — Propaganda! Durch sie werden die Jesuiten zu neuer Macht erstehen, ehe wenige Jahrzehnte vergehen. — Also auf nach Innsbruck!"

Pater Flavius, ungeachtet seiner sechzig Jahre und seiner Gebrechlichkeit, welch' letztere übrigens nicht blos ascetischen Uebungen ihr Entstehen verdankte, ein energischer Charakter, der die Ausführung eines einmal gefaßten Beschlusses nie lange hinausschob, traf sofort alle Anstalten zur Abreise, auf der ihn sein Zögling begleiten sollte.

Die Augen des kleinen Adolf durchzuckte ein Blitz der Freude und der Hoffnung, als er diese ihm ganz und gar unerwartete Botschaft vernahm. Schon der bloße Gedanke, den düsteren, gefängnißartigen „Marderhof," wenn auch nur auf einige Tage zu verlassen, machte sein Herz lebhafter schlagen. Zugleich hielt er es für leichter, während der Reise einen Fluchtversuch zu wagen, als aus dem „Marderhofe" durchzubrennen, wo er Tag und Nacht von einem Dutzend Augen scharf beobachtet wurde.

Pater Flavius mochte von diesem Ideengange des kleinen Adolf eine Ahnung besitzen, denn er machte den Knaben in sehr betonter Weise darauf aufmerksam, daß zwei Diener nach Innsbruck mitfahren würden und er sich von Seite seines vielgeliebten Zöglings eines in jeder Beziehung vernünftigen Benehmens versehe.

In Innsbruck stieg Pater Flavius natürlich in keinem Gasthofe, sondern in dem Jesuitenkloster ab. Der kleine Adolf betrat an diesem Tage in seinem Leben zum ersten Male solche Räume; ein ungemein banges, unheimliches Gefühl beschlich ihn, als er durch die langen Kreuzgänge an der Hand des Pater Flavius dahinschritt und

er hier und da einen oder den andern der schwarzen Insassen des Klosters geräuschlosen Schrittes auf- und abhuschen sah. Wie widerten sie ihn an diese so fromm und sanft vor sich lächelnden Gesichter, während sie demüthig und mit honigsüßen Grüßen dem einflußreichen Pater Flavius ihre Ehrfurcht bezeigten.

Bevor Pater Flavius sich zum Rector begab, führte er Adolf nach jenem Theile des Klosters, wo die Zöglinge der Jesuiten untergebracht waren. Hier übergab er den Knaben der Obhut des Novizenmeisters, dabei bemerkend, daß er vielleicht zwei, auch drei Tage die Gastfreundschaft des Klosters für sich und seinen Zögling in Anspruch nehmen werde. —

Dem armen Adolf standen die Thränen in den Augen; so unheimlich, so bange wurde es ihm zu Muthe, als er den weiten Kreis der Knaben betrachtete, in welchen er soeben eingetreten war. — Er war zufällig zu einer Bußübung zurecht gekommen. In der Mitte des großen Saales kniete ein Knabe von etwa zwölf Jahren mit gänzlich entblößtem Oberleibe auf dem Fußboden. In einiger Entfernung von ihm stand auf einem niedrigen Tischchen eine große Schüssel, welche eine Menge gebratenen Fleisches enthielt. — Der kleine Büßer hatte das Gesicht dieser Speise zugewendet und hielt in der rechten Hand eine Geisel, mit der er sich, so oft er ein Vater Unser und Ave Maria mit lauter Stimme zu Ende gebetet, drei starke Hiebe versetzte. — Der Knabe hatte das in diesem Hause wahrhaft ruchlose Verbrechen begangen, an einem gebotenen Fasttage ein Stück kalten Bratens zu naschen, wobei er von einem seiner Cameraden belauscht und nach Jesuitenmanier sogleich dem Novizenmeister denuncirt worden war. —

Als endlich der Delinquent das zehnte Vater Unser und Ave Maria rastlos heruntergeleiert und sich mit den letzten drei Geiselhieben das Maß der ihm andictirten dreißig Streiche voll aufgezählt hatte, ergriff der Novizenmeister das Wort, um allen anwesenden Knaben in langer und eindringlicher Rede die große Sünde, deren sich der Büßer schuldig gemacht, zu Gemüth zu führen, wobei es natürlich nicht an Beweisführungen fehlte, daß die Gebote der Kirche, wie z. B. das Fastengebot, mindestens ebenso heilig gehalten werden müssen, als die Gebote Christi selbst u. s. w.

Hierauf ward dem gezüchtigten Knaben, von dessen arg gegeiseltem Rücken an einzelnen Stellen Bluttröpfchen hinabrieselten, vom Novizenmeister gestattet, sich zu erheben und seine Kleider wieder umzunehmen;

jedoch nur, um sofort wieder an dem Betschemel, der in einer Ecke des Saales unter einem Christusbilde stand, niederzuknieen und nun einen ganzen Rosenkranz laut zu beten, wobei auch alle übrigen Knaben knieend von Anfang bis zu Ende mitthun mußten.

Inzwischen war die Zeit des Abendbrotes herangebrochen. In Reih und Glied verfügte sich jetzt die ganze Schaar nach dem Refectorium der Zöglinge. Der Büßer, dessen Strafe noch nicht zu Ende war, mußte auf dem „Schandplatze,“ einer Art Tribüne in einer Nische des Refectoriums, seinen Platz stehend einnehmen. Neben dem „Schandplatze“ befand sich der Zugang zur Küche, aus welcher die in der That gut zubereiteten Speisen, von denen er heute keinen Bissen erhalten sollte, so zu sagen dicht unter seiner Nase vorbeigetragen wurden.

Mit stummer Resignation ertrug der Gepeinigte auch diese Qual; er hatte bereits seit vollen vierundzwanzig Stunden fasten gemußt und der Mund wässerte ihn gar gewaltig bei dem Anblicke der dampfenden Schüsseln, welche gerade heute seine Lieblingsgerichte enthielten, nämlich Speckklöse mit Kraut und fein duftenden Schinkenschnitten obenauf.

Unser Adolf verwandte kein Auge von dem armen Büßer, in dessen sanften blauen Augen zeitweise eine Thräne erglänzte. Unbemerkt escamotirte Adolf zwei Schnitten Brot und eine Schnitte Schinken, welche er zwischen das Brot gelegt, in eine seiner weiten Taschen. Er hoffte, Gelegenheit zu finden, um dem für ein geringfügiges Vergehen so grausam bestraften Jesuiten-Zögling die bei Seite geschafften Paar Bissen insgeheim zuzustecken.

Der Zufall wollte, daß Adolf wirklich in der Lage war, mit dem armen Knaben, der seine Theilnahme und sein Interesse so sehr erregt hatte, zur Schlafenszeit einige Minuten allein zu verkehren. Dieser kurze Moment sollte für den ganzen künftigen Lebenslauf der beiden Jungen von großen, entscheidenden Folgen werden.

XIV.

Bekenntnisse.

Die Freude des Rector Marinus, als er seinen Freund Flavius so rasch der ergangenen Einladung Folge leisten sah, war keine

tropfen hingereicht hätte für die Sünde der Welt? Ob Gott der Vater sitze oder stehe? Ob die Engel Menuett oder Walzer tanzten? Ob sie lauter Discant- oder auch Baßstimmen hätten? Was man in der Hölle treibe und bis zu welchem Thermometergrade dort die Hitze steige?"

„Ihr Register, mein lieber Bruder," nahm der Rector das Wort, als Flavius seinen ohnehin sehr kurzen Athem erschöpft hatte; „Ihr Register ist in dieser Beziehung noch sehr unvollständig. Wahrscheinlich wollten Sie nicht auch jene theologischen Streitfragen erwähnen, welche an Unfläthigkeit die lascivesten profanen Romane eines Faublas und Casanova noch weit übertreffen. Aber Sie haben doch noch einige Themata übergangen, die beziehungsweise zur Reizung der Lachmuskeln dienen können, wie z. B. die Streitfragen: Ob der Teufel rechtmäßig taufen könne? Ob man, wenn kein Wasser zur Hand, auch mit Bier und Wein taufen dürfe und ob im äußersten Nothfalle bloßes Anspucken genüge? Ob eine Maus oder sonst ein Thier, das von Taufwasser getrunken, für getauft anzusehen sei? Was zu thun, wenn ein Kind das Taufwasser verunreinige? Wie Sie wissen, beschäftigte letztere Frage Jahre lang einst die berühmtesten Theologen, weil der nachherige Kaiser Wenzel dies gethan, weshalb ihm auch alles mögliche Unheil prophezeit wurde."

„Ei!" rief Pater Flavius lachend; „Sie fordern mich ja durch Ihre staunenswerthe Gelehrsamkeit über den in unserer Kirche gehätschelten scholastischen Unsinn geradezu heraus, und um in Ihren Augen nicht etwa als Ignorant dazustehen, muß ich Ihnen bekennen, daß ich ein Paar Monate meines Lebens auf die etwas undankbare Mühe verwendet habe, die einundzwanzig Foliobände durchzulesen, in welchen Albertus Magnus oder Albrecht von Lauingen, wie der 1280 zu Köln verstorbene Bischof von Regensburg eigentlich hieß, haarscharf untersuchte, ob die Jungfrau Maria blond oder brünett, ob sie schwarzäugig oder blauäugig, ob sie schlank oder dick, groß oder klein gewesen sei."

„Mit solchen Dingen," nahm der Rector das Wort, „dürfen wir der Generation des 19. Jahrhunderts nicht mehr kommen, ohne uns selbst zu schaden, namentlich, wenn unsere Thätigkeit auf einem Terrain sich bewegen soll, wo die sogenannte Aufklärung bereits die Fundamente unseres Glaubens stark angefressen und zerstört hat. — Gegen Niemanden, als gegen Sie, mein lieber Flavius, würde ich es wagen, mich zu äußern, wie ich im Begriff stehe — aber auch Sie sind ein „Re-

form-Jesuit," gleich mir, eine in unserem Orden noch sehr wenig vertretene Species. Freilich sind unsere Reform-Ansichten dem Bestehen und Gedeihen des Jesuitismus nicht gefährlich, denn auch wir Beide wollen die allgemeine Aufklärung nicht, auch wir perhorresciren alle demokratischen Principien, auch wir wollen die Ausrottung der Ketzer und die nominelle Universal-Herrschaft des Papstthumes unter der factischen Leitung unseres Ordens. — Aber wir Zwei haben aus der Geschichte gelernt und möchten, daß man nicht fortwährend den Mißgriff begehe: im 19. Jahrhunderte ganz mit denselben Mitteln unsere Ziele anzustreben, wie wir im 16., 17. und 18. Jahrhunderte gethan. Den Hohen und Mächtigen gegenüber möge unsere Politik immerhin dieselbe blieben, aber auf die Massen müssen wir anders einzuwirken suchen, als es bisher geschah. Wir müssen uns, ich sage es offen, der socialen Frage bemächtigen, wir müssen den gemeinen Mann unzufrieden machen, indem wir ihn wie von selbst zu dem Schlusse bringen, daß er von den Reichen und Vornehmen unterdrückt und mißhandelt werde; auf diese Weise werden wir den Samen der Unzufriedenheit streuen in allen Herren Länder ohne Unterschied der Nation und der Confession, und das Schreckgespenst des Communismus wird alsbald die Geldprotze und Machthaber aus ihrer trägen Ruhe und erträumten Sicherheit aufrütteln. — Willig werden sie uns Glauben schenken, daß nur Mangel an Glaube, an Religion das zu befürchtende allgemeine sociale Erdbeben gezeugt habe und die Stärkung der Macht und der Einfluß der Kirche allein vermöge, einer alles Bestehende schonungslos verschlungenden Katastrophe vorzubeugen. — Willig und ohne es zu wissen, werden dann auch die ketzerischen Fürsten unsere Plane fördern, indem sie in ihren protestantischen Ländern den Pietisten und Muckern Vorschub leisten. Die Gleichheit der Endziele wird es uns leicht machen, mit dieser Sorte von Nicht-Katholiken zu pactiren. Man wird unsere Ansiedlungen nicht nur nicht hindern, sondern sogar begünstigen, angesichts der gemeinsamen Gefahren vor den immer höher gehenden Wogen des sogenannten Zeitgeistes. Dies wäre ein Programm, welches freilich wesentlich verschieden ist zu dem in unserem Orden leider noch heute vorherrschenden. Mit bloßen Missionen und solchen Tractätleins, wie diese da, wird man wahrlich die Welt nicht in unserem Sinne reformiren. Wir müssen es verstehen, den höchsten Standpunct der Politik einzunehmen und zu behaupten, wir müssen dem sogenannten Zeitgeiste seine Bahnen vorschreiben, indem wir ihn stets erkennen und mit beiden Händen erfassen, was die leitende

geringe, und soweit ein Jesuit überhaupt denken nnd fühlen kann, gleich anderen Menschenkindern, auch eine aufrichtige.

Der Rector ließ sogleich seinen gewöhnlichen Stellvertreter benachrichtigen, daß er heute Abends im Refectorium an der allgemeinen Tafel nicht Theil nehmen, sondern mit Pater Flavius auf seinem Zimmer speisen werde.

Die zwei Jesuiten machten es sich nebeneinander auf dem breiten Sopha bequem, welches in des Rectors Arbeitszimmer sich befand.

Vor Allem theilte Pater Flavius seinem unmittelbaren Vorgesetzten mit, daß es wirklich gelungen war, Frau von Schwalbach zur Reise nach Lugano zu bewegen, eine Reise, von der sich die beiden Jesuiten große Vortheile für die Zwecke ihres Ordens versprachen, weil es in dessen Interesse lag, daß die Liaison des angeblichen Grafen von Florencourt mit Frau von Schwalbach neuerdings Platz griff.

Sodann ergingen sich Flavius und Marinus über verschiedene für uns völlig gleichgiltige Angelegenheiten. Endlich wies der Rector seinem Freunde einige Tractätlein vor, welche erst vor Kurzem zu Innsbruck die Presse verlassen hatten und zur weiteren Verbreitung des höheren Blödsinnes unter dem Landvolke bestimmt waren.

Pater Flavius schüttelte bedenklich den Kopf und zuckte, als er von dem Inhalte flüchtig Kenntniß genommen hatte, sogar die Achsel.

„Ich verstehe," ergriff der Rector sofort das Wort, „ich verstehe Ihre mißbilligenden Geberden ganz wohl und ich theile wie gewöhnlich auch hierin Ihre Ansicht. Dieses Zeugs da ist selbst schon für den Tiroler Bauer eine etwas allzustarke Zumuthung und in manchen Gegenden, wie bei Ihnen im Ziller- und Unter-Innthale, würde man sich, einige alte Weiber abgerechnet, durch die Verbreitung solch' krasser Unwahrscheinlichkeiten geradezu lächerlich machen. — Wer wird heut zu Tage noch glauben, daß, wie z. B. in diesem Pamphletchen da haarklein erzählt wird, daß der liebe Gott eigenhändig einen Brief geschrieben und damit einen Engel mit Haut und Haar auf die Erde entsendet habe. — Es ist ein wahres Unglück für unseren Orden, daß unsere Oberen zu Rom viele Dinge immer nach den dortigen Verhältnissen beurtheilen, und namentlich von dem Wesen und den Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkscharakters gar keine Kenntniß besitzen. Ich sträubte mich Anfangs gegen die Verbreitung dieser Flugschriften, aber da erließ der General einen dictatorischen Befehl, und ich mußte gehorchen. Denken Sie sich den Scandal, wenn dieser haarsträubende

Unsinn über die Grenzen Oesterreichs hinaus, nach Norddeutschland, etwa nach Sachsen gelangt, wo die freie Presse begierig daraus Anlaß nehmen wird, über die Jesuiten herzufallen! Man wird uns lächerlich machen und dies fürchte ich mehr, als die wüthendsten Angriffe auf unsere Organisation und Doctrinen. Mit Leuten, die uns hassen und verfolgen, können wir kämpfen, wo wir aber einfach ausgelacht werden, müssen wir die Segel streichen und uns drücken."

„Sie sprechen da nur ganz meine Ansicht aus," entgegnete Pater Flavius mit einer lebhaft zustimmenden Geberde, „selbst die Mord-Doctrinen, die ein Mariana, ein Escobar verbreiteten, haben uns in der öffentlichen Meinung nicht so sehr geschadet, als jene gräßlich dummen scholastischen Spielereien, in welchen einige unserer Theologen sich gefielen. — Sie wissen so gut, wie ich, wie weit sich in dieser Beziehung der menschliche Verstand verirrte, wie viele kostbare Zeit sonst tüchtiger und gelehrter Priester mit solchem nichtssagenden Geschwätze verloren ging. Wer hat noch ein Recht, die jüdischen Rabbiner zu verhöhnen, welche ernstlich untersuchten, ob Adam schon mit Stahl und Stein Feuer geschlagen habe? oder ob das Ei, welches eine Henne am Sabbath legte, gegessen werden dürfe? wenn wir die ganze Galerie solcher christlicher Streitfragen, die den erwähnten an Abgeschmacktheit wahrlich nichts nachgeben, uns ins Gedächtniß rufen. — So stritten z. B. katholische Priester darüber: Ob Adam einen Nabel gehabt habe? Zu welcher Classe von Schwalben die gehörte, welche Tobias in's Auge fuhr? Ob Pilatus sich mit Seife gewaschen, als er Jesum das Urtheil sprach? Was das für ein Baum gewesen, auf den der kleine Zachäus stieg, als er Christus sehen wollte? Mit welcher Salbe Maria Magdalena den Herrn gesalbt? Ob der ungenähte Rock, über den die Kriegsknechte das Loos warfen, Christi ganze Garderobe gewesen? Wie viel Wein auf der Hochzeit zu Cana getrunken worden sei? Was wohl Jesus geschrieben, als er mit dem Finger in den Sand schrieb? Wie Jesus hätte das Erlösungswerk vollbringen können, wenn er als Kürbis zur Welt gekommen wäre? Ob Gott wie ein Hund bellen könne?*) Ob nicht schon ein einziger Bluts-

---

*) Zur Beruhigung des Lesers, dem solch' haarsträubender Unsinn unglaublich vorkommen sollte, diene die Bemerkung, daß alle hier angeführten Themata wirklich als theologische Streitfragen aufgeworfen und mitunter in vielbändigen Werken behandelt worden sind.

unabweisbare Idee des Augenblickes geworden; ob reactionär, ob revolutionär mag uns dabei ganz gleich bedünken, wir können, wir werden unsere Zeit beherrschen, wenn wir sie verstehen zur größeren Ehre Gottes!"

„Amen!" rief Pater Flavins salbungsvoll bei den letzten Worten seines Freundes aus, Worte, welche wie eine Gotteslästerung seit mehr als drei Jahrhunderten, nämlich seit der Gründung „der Gesellschaft Jesu," durch die Weltgeschichte erschallen.

Hunderttausende von Menschen sind durch diese Losung des Jesuitenordens elend geworden, Ströme Menschenbluts sind dadurch geflossen, ganze Völker voll der herrlichsten Fähigkeiten in ihrer geistigen und sittlichen Entwicklung aufgehalten worden. Und gerade zur selben Zeit, als durch die Reformation die große Macht des Papstthums erschüttert, die lang unterdrückte Geistesfreiheit gerettet, und die ewige Menschenwürde glorreich anerkannt worden, zur selben Zeit, wo der edle Ulrich von Hutten seinem Volke die goldenen Worte zurief:

„Wenn Deutschland frei und glücklich werden will, so muß es vor Allem die Fesseln der römischen Tyrannei zerreißen und sich die erdrückende Last des faulen Pfaffen- und Mönchsthums vom Halse schaffen." —

Zu dieser Zeit der Auferstehung des menschlichen Geistes wurde der Jesuitenorden gestiftet, dessen Zweck von jeher darauf ausging und noch darauf ausgeht, das Ansehen des Papstthums zu stützen, den römischen Katholicismus auszubreiten, die Geistesfreiheit zu vernichten und das Bewußtsein der Menschenwürde neuerdings zu ersticken. Und über drei Jahrhunderte währt bereits dieser Kampf gegen den Protestantismus, ein Kampf der Finsterniß gegen das Licht, ein Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, ein Kampf der Tyrannei gegen die Freiheit, ein Kampf, beispiellos in der Weltgeschichte.

Aber wie war es möglich, daß der Jesuitenorden eine so ungeheure Macht erlangen konnte, das er sich noch jetzt behauptet? — So fragt sich der Menschenfreund, und gerade dir, o deutsches Volk, thut es insbesonders Noth, das zu wissen, denn aus dem innersten Wesen deines Geistes entsprang ja eben die Reformation, auf deren Vernichtung der Jesuitenorden ausgeht, der Orden, der die schönsten Eigenthümlichkeiten deines Charakters bekämpft — die Freiheitsliebe, die Treue, den Wahrheitsdrang. — Dieser Orden strebt, deine Eintracht,

deine bürgerliche Ordnung zu untergraben, ja, er bedroht deine ganze Selbstständigkeit, indem er die unantastbare Majestät des Staates nicht anerkennt. — — —

Zur richtigen Beurtheilung der Worte des Rector Marinus müssen wir übrigens uns gegenwärtig halten, daß zur Zeit, als die Unterredung der zwei Jesuiten standfand, die gleich einem Phönix verjüngte „Gesellschaft Jesu" noch nicht jene Macht und Ausdehnung wieder erlangt hatte, in deren gegenwärtigem Besitze sie das politische, sociale und geistige Leben der Welt in so gefährlicher Weise zu bedrohen neuerdings angefangen. — Im zweiten Jahrzehnte dieses Jahrhundertes mußten die Jesuiten in vielen Ländern, wo sie später und namentlich nach dem Jahre 1848, wie z. B. in Oesterreich, die Herrschaft des Staates an sich rissen, sich mit einer bloßen Duldung begnügen, und sogar von den Regierungen manche Demüthigung in Demuth erdulden. Freilich wußten sie sich stets nachträglich zu revanchiren. —

Im Jahre 1816 war der Ordensgeneral der Jesuiten ein Pole, Namens Theodor Brzozowski, welcher theils das hohe Genie, das seine Nachfolger Alois Fortis (1820—1829), Johann Rothaan (1829—1853) und Johann Bexkr (Ordensgeneal seit 1854 und zur Stunde noch am Leben) in der Leitung der Gesellschaft Jesu bekundeten, nicht besaß, theils unter mehrfach ungünstigeren Verhältnissen an dem stolzen Wiederaufbau des Jesuitenordens zu arbeiten hatte, welcher erst vom 7. August 1814 vom Papste Pius VII. durch die Bulle Sollicitudo omnium für die ganze Christenheit wieder neu hergestellt worden war, obwohl er in Rußland ungehindert fortbestand, und schon im J. 1804 der König beider Sicilien ihm wieder seine Staaten öffnete. —

Der Plan des Rector Marinus, sofort in den protestantischen Staaten eine jesuitische Agitation ins Werk zu setzen, muß also im Jahre 1816 eine kühne, eine weitgreifende Idee genannt werden, und es wohl Wunder nehmen, daß gerade zwei sehr bejahrte Männer, wie er und Pater Flavius, sich für einen doch mehr oder minder erst in der Zukunft völlig reifen Plan zu begeistern vermochten. —

Es war schon lange Mitternacht vorüber, als beide Jesuiten mit ihren Vorbesprechungen zu Ende kamen. Aber auch dann begaben sie sich noch nicht zur Ruhe. Jeder setzte sich zu einem Schreibtische und entwarf die Grundzüge einer detaillirten Eingabe an den Ordensgeneral;

am folgenden Tage wollten sie ihre Elaborate vergleichen, in eines verschmelzen und dann ohne Verzug ihre lange Epistel nach Rom absenden.

Sie stellten sich gleichzeitig ihrem allgewaltigen Oberen für die projectirte Mission zur Verfügung, und es war hundert gegen eins zu wetten, daß ihre Dienste in der gewünschten Richtung in Anspruch genommen wurden. —

Als endlich Rector Marinus und Pater Flavius gegen drei Uhr Morgens ebenso erschöpft als aufgeregt das Lager suchten, schlossen sich alsbald ihre müden Augenlider, aber Beide träumten wohl nie so selig als heute von den schönen Bischofmützen, die sie sich zur „größeren Ehre Gottes" in Deutschlands protestantischen Gauen erobert hatten. —

XV.

Zwei junge Freunde.

Der kleine Adolf hatte in dem großen Saale, in welchem die Kostzöglinge des von den Jesuiten zu Innsbruck gegründeten Convictes schliefen, zufällig seine Lagerstätte neben dem armen Büßer von heute Abends angewiesen erhalten, und zwar das Bett eines Knaben, der vor ein Paar Tagen wegen schwerer Erkrankung in das allgemeine Spital der Landeshauptstadt abgegeben worden war.

Einen tiefen Seufzer ausstoßend, hatte der halbtodt gehungerte Junge sich in sein Bett gelegt, nachdem der inspectionirende Pater, der die ganze Nacht über heute hier wachen mußte, ein langes Gebet gesprochen.

Alsbald bewies ein vielseitiges gesundes Schnarchen, daß der Schlaf, der Tröster aller Sorgen, hier sein Reich aufgeschlagen habe. Nur drei Paar Augen blieben offen, nämlich die des geistlichen Aufsehers, der in einer Ecke saß und fleißig in einem Buche las, von dem wir, dem Formate nach, gerade nicht behaupten möchten, daß es ein geistliches gewesen, sowie die unseres Adolf's und des Büßers.

Jetzt hielt Adolf den Zeitpunct für gekommen, um dem Knaben, der ihm so großes Mitleiden, ja Interesse eingeflößt, die Paar beim Abendmale bei Seite geschafften Bissen mit völliger Sicherheit zuzustecken.

Gierig verschlang der von den Qualen des Hungers bereits arg gefolterte Jesuitenzögling die ihm so unvermuthet gewordene Labung, dabei aus Vorsicht den Kopf unter der Bettdecke versteckend, damit der Pater auf der anderen Seite des Saales nicht etwa das Knirschen seiner Zähne vernehme.

Die Betten der beiden Knaben waren nur durch einen schmalen, kaum zwei Fuß breiten Gang getrennt, an dessen Ende bei den Wand eine Art Nachtkästchen aus weichem unangestrichenen Holze stand.

„Ich danke Ihnen, junger Herr," flüsterte der Büßer dem mildthätigen Adolf zu; „ich danke Ihnen tausend Mal — ich hätte gewiß nicht schlafen können vor Hunger."

„Ei," entgegnete Adolf ebenso leise, „sagen wir Du zueinander; wie heißt Du denn? Du gefällst mir und Du bist der erste Knabe, den ich Freuud nennen möchte!"

„Ich heiße Anton Pfister, habe aber nie meine Eltern gekannt," antwortete der Gefragte, ängstlich etwas den Kopf erhebend und nach dem Pater schielend, der aber in seiner Lecture so vertieft war, daß er nichts sah und hörte, was in der andern Ecke des großen, länglichen Saales vorging; „ach! Sie sind, Ihrer Kleidung und Ihrem Benehmen nach zu schließen, ein sehr vornehmer junger Herr, und ich bin nur ein armer Bursche, den man hier im Hause überall mit scheeen Blicken ansieht. Selbst meine Cameraden dürfen mich ungestraft necken und beleidigen, und wenn ich das Geringste begehe, wie gestern, so muß ich zum abschreckenden Beispiele für die Andern stets dreifach schwerer büßen."

„Ich nehme nie mein Wort zurück," sagte Adolf mit männlicher Festigkeit, „ich bin Dir gut, und werde es Dir auch stets bleiben. Doch morgen mehr davon — wir werden wohl im Garten oder sonst wo Gelegenheit finden, einige Worte mit einander zu sprechen; gute Nacht!"

„Gute Nacht, mein Freund!" flüsterte Anton zu Thränen gerührt. — Ein ungemein wohlthuendes, bisher nicht gekanntes Gefühl beschlich den armen Knaben, der in der That in diesem Convicte wie ein Paria behandelt wurde, und sowohl durch die Nergeleien des Novizenmeisters, als auch durch die gemeinen Denunciationen und steten Anfeindungen seiner Cameraden unendlich viel zu leiden hatte. — Anton war nämlich, was das Lernen anbelangte, der beste Schüler des Convictes, und ein offener Kopf, der es unter einer anderen Leitung gewiß sehr weit gebracht haben würde. — Dies erregte den Neid seiner Mitschüler, sowie aber anderseits seine von den Jesuiten „sündhafter

Vorwitz" gescholtene Wißbegierde, welche von All und Jedem, was sein Geist in sich aufnehmen sollte, auch den Grund begreifen wollte, als eine bedenkliche, ja gefährliche, mit der Lehrmethode des Ordens völlig unvereinbarliche „böse Neigung" betrachtet wurde, welche man mit Stumpf und Stiel ausrotten mußte. — Die seltene Willensstärke Antons in Verfolgung alles dessen, was er als recht erkannte, mußte gebeugt, gebrochen, in andere Bahnen gelenkt werden, sollte aus ihm je ein brauchbares Werkzeug des Jesuitenordens werden, welcher in sich keine selbstbewußten Individuen duldet, sondern nur „Leichname in den Händen der Oberen."

Daher geht in den Erziehungsanstalten der Jesuiten eine ihrer Hauptbestrebungen dahin, nicht nur die zärtliche Achtung der Kinder vor den Eltern, sondern auch die Liebe zum Vaterlande aus den jungen Herzen zu tilgen, damit ihre Schüler ihnen in dem Orden in Allem mehr zugethan sind. Die Losung der Söhne Alt-Rom's war: „Vaterland! Vaterland!" welches sie auch höher schätzten als die Familie. Das Schiboleth der Jesuitenzöglinge dagegen ist: „Jesuitismus! Jesuitismus!" dessen Lehrer im Falle der Noth ihnen mehr am Herzen liegen, als die eigenen Väter. — Die widernatürliche Tendenz der jesuitischen Schulmethode verbreitet zugleich mit seinem Polizeigeist und seiner Spionage die niedrigste Denkungsart und Handlungsweise aus Collegien und Conventen über die ganze Gesellschaft, indem er seine Schüler zu gegenseitigen Spionen abrichtet. Welch' ein scheußlicher Anblick! Ein ganzes Volk lebt dann wie ein Jesuitenkloster, von oben nach unten nur damit beschäftigt, einander zu verrathen! Verrath sogar am häuslichen Heerde, wo die Gattin den Gatten und das Kind die eigene Mutter aushorcht! —

Was den Jesuitenorden bereits einmal gestürzt hat, wird ihn bei fortschreitender Entwicklung und Verbreitung der wahrhaft freiheitlichen, das heißt der zugleich sittlichen Principien im gesammten Menschengeschlechte abermals stürzen, denn was den Jesuitenorden schon einmal zum Falle brachte, lag in der ganzen Eigenthümlichkeit desselben, in der Verfassung einer Gesellschaft, die überall, wo sie sich festsetzte, einen Staat im Staate bildete, und die bestehende Ordnung auf eine für die bürgerliche Gesellschaft gefährliche Weise untergrub, in den weitstrebenden, selbstsüchtigen Planen, die immer unverhüllter hervortraten, in den anstößigen Grundsätzen, deren Frucht schon so viele den Jesuiten mit größerem oder geringerem Rechte Schuld gegebene Un-

ruhen und Verwirrungen, staatsverbrecherische Versuche und Unternehmungen waren. Je freier man im vorigen Jahrhunderte, dem philosophischen, über Religion und Kirche dachte, und je allgemeiner sich die Aufklärung verbreitete, desto allgemeiner und heftiger wandte sich natürlich der Haß und Unwille gegen die Jesuiten, die für die thätigsten Beförderer der Zwecke der Hierarchie, des Obscurantismus und der Intoleranz galten. Am meisten wurde man aber aus politischen Gründen gegen sie gestimmt. Man hatte schon so viele Erfahrungen gemacht, wie nachtheilig sie der Ruhe und dem Wohle der Staaten entgegenwirkten. — Die Päpste hatten zwar vielfache Ursache, dem Jesuitenorden dankbar zu sein, aber auf der andern Seite hatte der päpstliche Stuhl von nirgendsher mehr zu fürchten, als von den Jesuiten; es war längst bekannt, daß sie dem Pabste nur so lange gehorchten, so lange dies in ihrem Interesse lag, und sie das päpstliche Ansehen für sich ausnützen konnten. — Auf diese Weise trat bei dem Jesuitenorden das Göttliche immer mehr und mehr in den Hintergrund, so daß er sich allmälig in das Menschliche ganz und gar verwickelte, daher die Einmischung desselben in die Politik, das Aufbieten aller nur möglichen menschlichen Hilfsmittel für seine Zwecke. Der stets zu sehr nach außen gekehrte Sinn der Jesuiten vermochte in das innere ewige Wesen der Dinge gar nicht einzudringen und die Dogmatik verlor sich dadurch in ihren Händen in ein leeres Gerippe von Verstandesbegriffen, während die Moraltheologie von ihnen einen besonders nachtheiligen Einfluß erlitten hat. Moral wurde Casuistik oder kluge Berechnung, wie man in einzelnen Fällen mit dem größtmöglichsten persönlichen Vortheil handeln könne, oder mit anderen Worten, wie sich die Selbstsucht am leichtesten vor sich selbst verbergen könne. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß diese Behandlungsart der christlichen Moral vielfach vergiftend bis in das innerste Mark des christlchen Lebens wirkte. Die religiöse Tiefe, die strenge, heilige Sitte, eine wahrhaft ernste, von einer höhern Idee getragene Kirchenzucht mußte in den Händen der Jesuiten zugrunde gehen. Wie es in ihrem Wesen lag, alles Innere in ein blos Aeußeres zu verwandeln, so faßten auch die Jesuiten die gesammte Kirche als einen Staat anf, weshalb sie consequenterweise dem Papste alle Gewalt beilegten, und seine Herrschaft bis ins Unendliche auszudehnen suchten. — Wie daher die päpstliche Universal-Monarchie eine gewisse Erstarrung des christlichen Lebens zur Begleite-

rin hatte, so finden wir auch, daß noch heutzutage die Ultramontanen keine lebendige Theologie, keine geist- und lebensvolle Betrachtung des Christenthums zu entwerfen vermögen. — Alles löst sich bei ihnen in eine starre Rechtsform, in todte Sätze auf, und die äußere Kirche verdrängt immer mehr die innere. — Auf diese Weise sehen sich die Jesuiten als bloße äußere Verstandestheologen bemüssigt, Alles dem Papste zu überantworten uud umgekehrt, weil sie Alles Diesem überweisen, wurden sie nothwendig zu ihrem todten theologischen Mechanismus geführt. Die Jesuiten drohen also die gesammte Kirche gleichsam auszuhöhlen, sie aller Kraft und ihres inneren Lebens zu berauben. Diese Richtung des Jesuitismus war mithin, und ist es noch, für die katholische Kirche sehr gefährlich; er gehört einer verschollenen Zeit an, und da er glaubt, unter wesentlich verschiedenen Umständen ganz in der alten Weise wirken zu können, so kann er unmöglich wohlthätig in die neuere Zeit eingreifen.

Jede Unterstützung des Jesuitenordens, oder auch nur die Anerkennung seiner Principien und seines Wirkens wäre daher nicht nur eine Gleichgiltigkeit gegen die wahren Interessen der Freiheit und des Rechtes, sondern sogar ein Verrath an der katholischen Kirche und deren rechtlichen Existenz, denn die Jesuiten würden, zur Universalmacht gelangt, wieder eine allgemeine Barbarei einführen. —

Nach dieser kleinen, aber zum Verständnisse der von uns verfolgten Tendenzen nothwendigen Abschweifung wollen wir uns wieder mit den beiden Knaben beschäftigen.

Schon um fünf Uhr Morgens weckte eine schrille Glocke die jungen Schläfer. Hastig fuhren die jungen Leute unter ihren groben wollenen Decken hervor und stürzten in ihre Kleider; Keiner wollte der Letzte beim Ankleiden und Waschen fertig sein, denn dieser Letzte bekam kein Frühstück. — Ehe zehn Minuten vergingen, standen alle Knaben, etwa vierzig an der Zahl, in der „Schaar;" schläfrig und verdrießlich leierte nun der Pater, der die ganze Nacht über gewacht, ein langes Morgengebet herunter, worauf die Jungen in Reih und Glied nach dem Refectorium nebenan marschirten, wo für Jeden eine Schale Milch und ein großes Stück Schwarzbrot bereit stand. — Keiner durfte aber zulangen, bevor nicht der gestrenge Novizenmeister in höchst eigener Person erschienen war, und sich bei dem inspicirenden Pater erkundigt hatte, ob nicht von einem oder dem anderen der Bursche durch irgend ein Vergehen das Anrecht auf den Morgenimbiß verwirkt worden sei.

Der inspicirende Pater wußte aber heute ausnahmsweise selbst mit dem besten Willen keinen Schuldigen zu bezeichnen, was ihm von Seite des Novizenmeisters, der am Strafen ein geheimes Vergnügen empfand, einen nicht sehr freundlichen Blick eintrug. —

Nach dem frugalen Frühstücke, welches von den jungen Leuten, gleich hungrigen Wölfen, binnen fünf Minuten bis auf den letzten Rest verschlungen war, wanderte die ganze Heerde tactmäßigen Schrittes nach dem Garten, wo, weil heute Sonntag, eine selbstständige zwanglose Unterhaltung gestattet wurde, bevor es zu dem, volle zwei Stunden beanspruchenden Gottesdienste nach der Kirche ging.

Unser Adolf, um den sich sein Hofmeister gar nicht kümmerte, wußte er ihn doch in sicheren Händen, mußte bei allen diesen Dingen mitthun, als ob er ein Zögling des Convictes wäre. Er hatte sich, gleich vom Aufstehen an, seinem nächsten Bettgenossen Anton angeschlossen, was Niemandem auffiel.

Je strenger sonst die Disciplin in den inneren Räumen gehandhabt wurde, um so nachsichtiger ging es in den Spielstunden her. Die Jungen rannten, schrieen und tobten im Garten wie toll umher, balgten sich unter einander theils im Ernste theils im Scherze, kurz, die auf einmal entfesselte wilde Horde bot ein keineswegs erquickliches Bild dar, denn es war nicht der Jugend sprudelnder Uebermuth, der sich hier Luft machte, sondern nur all' der Ingrimm, die Verbissenheit und die Bosheit, die sich im Zwange jesuitischen Convictlebens in den jungen Gemüthern angehäuft hatte und jetzt wie eine Bombe platzte. — Scharfen, lauernden Blickes beobachtete der Novizenmeister in streng passiver Haltung aus einem Winkel das Treiben jedes Einzelnen. — Hier, wo die Knaben ungestraft so ziemlich Alles thun durften, was ihnen nur in den Sinn kam, war die beste Gelegenheit, die Charaktere zu studiren und namentlich zu erkennen, ob und wie weit bei Jedem das Gift der jesuitischen Erziehungsmethode in Mark und Bein gedrungen sei. — Diese Nachsicht ist daher nur eine echt jesuitische Mausfalle, ein moralisches Guckloch, um die Schwächen der arglosen Jugend zu erspähen. —

Adolf, gewiß kein Duckmäuser, fühlte sich tief angewidert von dem kecken, rohen, ja wilden Treiben der Knaben, die er seither wenigstens für sittsame, wohlerzogene Jungen gehalten, obgleich die eigenthümlichen, stechenden und stets spionirenden Blicke derselben ihm schon seit dem ersten Eintritte in das Kloster großes Mißbehagen verursacht hatten. — Er

hielt sich daher von den ausgelassenen Jungen absichtlich ferne, indem er mit Anton sich unter einen Baum zurückzog, um endlich miteinander näher bekannt zu werden, wozu im Innern des Convictes, angesichts der stricten Tagesordnung, sich schwerlich passende Gelegenheit fand. Diese Absonderung wurde von einigen der größeren Jungen sehr übel vermerkt, zumal Adolf sowohl durch sein festes selbstbewußten Auftreten, als wie auch durch den Vorzug, welchen er dem Anton Pfister vor allen Andern einräumte, das Mißfallen dieser jungen Jesuitenseelen bereits sich zugezogen hatte. —

Einer der größten und ältesten Knaben, zudem von allen Uebrigen ob seiner Körperstärke gefürchtet, schritt endlich auf Adolf und Anton zu.

„He, junger Herr, Euer Gnaden!" rief der Bengel spöttischen Tones, dabei die Hände verächtlich in die Taschen steckend und mit frecher Miene den um einen Kopf kleineren Adolf musternd, „sind wir denn Ihnen zu schlecht, daß Sie uns Ihre Gesellschaft absichtlich entziehen und sich nur mit diesem schlechten Kerl da unterhalten?"

„Was geht es Sie an, mit wem ich umgehe, und wer gibt Ihnen das Recht, Anton zu beschimpfen?" entgegnete Adolf mit gerunzelter Stirne, aber ruhigen, verweisenden Tones.

„Sie Knirps, Sie werden mich etwa lehren wollen, was ich zu sprechen habe oder nicht?" warf der Bursche mit empörender Anmaßung hin.

„Ganz gewiß werde ich Sie Mores lehren," zürnte Adolf, über den ihm zugeschleuderten Knirps seine Fassung verlierend, „lassen Sie uns ungeschoren oder —"

„Ha, ha, ha!" lachte der Bengel roh, „mir scheint, der will mir drohen, mir, ha, ha, ha! O Du Kröte — gib's kleiner, oder ich prügle Dir Deinen Affenstolz aus allen Poren heraus." —

Adolf wollte auf seinen Beleidiger losspringen, aber Anton hielt ihn mit aller Kraft und rief:

„Um Gotteswillen, Sie werden doch nicht mit dem Vintschgauer Wastl raufen wollen, der nimmts ja bald mit jedem Manne auf!" —

Aber statt für diese Warnung dankbar zu sein, schleuderte Adolf seinen wohlmeinenden Freund weit von sich hinweg und trat festen Fußes dem Vintschgauer Wastl entgegen. — Sein Auge blitzte, seine Wangen waren purpurroth und seine breite, hochgewölbte Brust arbeitete heftig. —

„Sie werden mir den Knirps und die Kröte abbitten und Ihren beleidigenden Antrag, mich zu mißhandeln, zurückziehen, oder mir Satisfaction geben," keuchte Adolf, kaum mehr im Stande, seinen Zorn zu beherrschen.

„Da hast Du Deine Sactisfaction," höhnte der große Lümmel und wollte Adolf mit dem Daumen und Mittelfinger der rechten Hand einen derben Nasenstüber versetzen.

Aber bevor er noch dieses bübische Vorhaben auszuführen vermochte, hatte ihm Adolf mit der linken Faust einen derben Stoß auf den Magen und mit der rechten unter das Kinn versetzt, so daß der Goliath mit einem kreischenden „Quak" rücklings zu Boden stürzte. In demselben Augenblicke kniete auch schon Adolf auf seiner Brust, und während er mit der einen Hand die Kehle des Gegners fest zuschnürte, bearbeitete er mit der anderen unbarmherzig dessen Gesicht und Kopf.

„Gnade! Gnade!" röchelte endlich der Vintschgauer Wastl, dessen Gesicht bereits dunkelblau zu werden begann.

Sogleich ließ Adolf seinen Feind los, stellte sich jedoch in beobachtende Positur, falls der Besiegte, der sich nur langsam vom Boden zu erheben vermochte und aus Mund und Nase blutete, den Kampf erneuern wollte. Alle andern Knaben standen im weiten Kreise herum, auf Adolf Blicke des Erstaunens, ja der Bewunderung werfend, während sie dem Vintschgauer Wastl die empfangene Züchtigung vom Herzen gönnten, denn dieser Bursche hatte sich durch seine größere Körperkraft über Alle eine tyrannische Macht angemaßt und schon jedem seiner Cameraden mehr oder minder die Wucht seiner Fäuste fühlen lassen. —

Als der Vintschgauer Wastl wieder etwas zur Besinnung kam, denn Anfangs taumelte er wie betrunken hin und her, stieß er ein entsetzliches Wuthgeheul aus. Alle glaubten, daß er neuerdings über Adolf herstürzen werde, um die erlittene Schmach zu rächen. Aber der Bengel hatte an der einen Lection vollkommen genug; er war im wahren Sinne des Wortes gebändigt worden und die Gewandtheit und Kraft seines unterschätzten Gegners flößte ihm sogar eine Art abergläubischer Furcht ein; er meinte, den „Toifel" vor sich zu sehen. Nichtsdestoweniger war er erbärmlich genug, beim Novizenmeister, der mit unerschütterlicher Ruhe und Gleichgiltigkelt aus der Ferne der ganzen Scene zugesehen hatte, Klage zu führen.

„So?" erwiderte der Novizenmeister mit sarkastischem Lächeln, „Du willst, daß ich in dieser Angelegenheit ein Urtheil fälle? Du weißt, daß ich mich sonst um Euer Treiben in diesen Erholungsstunden nicht kümmere, und wo kein Kläger, ist kein Richter. Da Du aber eine Beschwerde vorbringst, so muß ich wohl mein Amt handeln und von der Sache Notiz nehmen. So viel ich weiß, bist Du, Sebastian, der Herausforderer gewesen. Du hast Dich dadurch gegen die Gesetze der Gastfreundschaft arg vergangen. Wenn der Herr Rector davon erführe, würdest Du zwei Schillinge erhalten, ich aber will es im Gnadenwege bei einem bewenden lassen, aber der soll Dir in ausgiebigster Weise werden, und noch dazu heute vor dem Mittagsessen, bei welchem Du überdies im Refectorium Anton's gestrigen Platz einnehmen wirst. Und nun Gott befohlen, mein lieber Sebastian," schloß der Novizenmeister, dessen Antlitz von wollüstiger Grausamkeit verzerrt war, mit erheuchelter Sanftmuth, „soeben schlägt die Glocke, welche uns zur Kirche ruft. Möge der heilige Ignatius Dein Herz erleuchten und Dir die Kraft verleihen, Deine Buße mit Demuth zu ertragen!"

Der Vintschgauer Wastl küßte die Hand, welche ihm der Novizenmeister, wie in solchem Falle üblich, dargereicht hatte. Dann schlich er sich zwar gesenkten Hauptes, aber wuthkochenden Herzens zu seinen Cameraden zurück, welche auch bereits auf das erste Glockenzeichen völlig verstummt waren, und sich wieder in Reih und Glied zu rangiren begannen, um nun den Kirchgang anzutreten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den Knaben die Kunde von dem über den bisher ungebändigten Raufbold erflossenen Urtheile. Alle gönnten dem Vintschgauer Wastl vom Herzen das Doppel-Malheur, welches ihn heute betroffen, doch nein, nicht Alle — Adolf und Anton waren die Einzigen, welche ihn ob der schimpflichen Strafe, die an ihm, natürlich im Beisein des ganzen Convictes, in einigen Stunden vollzogen werden sollte, bedauerten.

Adolf hatte indeß bald einen Entschluß gefaßt, welchen er in der Kirche während der Messe dem neben ihm knieenden Anton zuflüsterte. — Dieser, mit den Verhältnissen des Klosters wohl vertraut, begnügte sich, leicht mit der Achsel zu zucken, wagte es aber nicht, seine Meinung näher auszudrücken, aus Furcht, auf dem Schwätzen ertappt und vielleicht heute wieder zum Fasten verurtheilt zu werden, für ihn die ärgste Strafe, weil die Natur ihn mit überaus gut organisirten Verdauungswerkzeugen beglückt hatte.

Als der überaus lange Gottesdienst zu Ende war, durften die Klosterzöglinge sich neuerdings im Garten ergehen. — Adolf und sein Freund Anton zogen sich wieder unter den großen schattigen Baum zurück, wo die Kampfesscene stattgefunden. — Keiner der übrigen Knaben wagte es jetzt, das Paar zu stören. Der große „Vintschgauer Wastl" hatte sich in einem Winkel verkrochen. Theils die Perspective auf den ihm bevorstehenden schmerzenreichen Mittag, theils Haß und Scham über die erlittene Niederlage machten sein Bedürfniß nach Einsamkeit wohl erklärlich.

Indessen unterhielten sich die beiden jungen Freunde sehr gut.

„Also, mein lieber Anton," begann Adolf, als sich die zwei Knaben auf dem weichen, üppigen Rasen neben einander ausgestreckt hatten, „Du hast Deine Eltern niemals gekannt?"

„Niemals," entgegnete der Gefragte mit einem tiefen Seufzer, „niemals; seit ich denke, bin ich unter fremden, unfreundlichen Gesichtern aufgewachsen. Meine ersten Erinnerungen gelten einem Lande, wo man eine mir seitdem völlig unverständlich gewordene Zunge sprach. Ueberhaupt habe ich bis vor einem Jahre, wo dieses Jesuitenkloster neu gegründet wurde, so häufig meinen Aufenthalt gewechselt, daß es mir sehr schwer fallen würde, mich aller Gegenden und Personen zu entsinnen, mit denen ich zwischen meinem vierten und eilften Jahre in Berührung kam. Ich weiß nur, daß ich in meiner ersten Kindheit oft auch Monate lange Seereisen machte, daß wir einige Male nahe daran waren, zugrunde zu gehen. Wie ich später inne wurde, hat mein Fuß bereits Mexiko, Brasilien, die Küste von Mozambique, China und Japan betreten. In letzterem Lande wurde mir eine Landestracht angelegt, was mir außerordentlichen Spaß machte, zumal auch meine Begleiter, Väter der Gesellschaft Jesu, dasselbe thaten.

„Wir durchstreiften ziemlich lange Zeit jenes merkwürdige Land, in welchem Alles, Alles so ganz anders ist, als hier. Eines Tages, als ich erwachte, sah ich, daß ich und meine sämmtlichen Reisegefährten uns in einem wahrhaft scheußlichen Gefängnisse befanden, vor dessen Fenstern ein Paar Tage später der älteste unserer Priester an einem hohen Galgen prangte. Das gleiche Schicksal hätte nach und nach alle anderen Väter treffen sollen, aber zum Glück nahm sich unser der amerikanische Gesandte an und so wurden wir, nachdem man uns Alle fürchterlich mit Bambusröhren geschlagen hatte, auf ein Schiff gebracht, welches uns nach langer Reise durch den stillen Ocean an der Westküste von Mexiko

absetzte. In diesem Lande mag ich wohl an zwei Jahre verlebt haben; ich befand mich dort in einem großen, reichen Kloster, dessen Schwelle ich aber nie verlassen durfte. Es ging dort so sonderbar, so geheimnißvoll zu, daß ich auch heut zu Tage noch nicht weiß, wie die Gegend hieß, wo jenes Kloster sich befand. Es hielten sich dort Geistliche aus allen Welttheilen und allen Orden auf, und täglich sah man neue Gesichter. Im Ganzen ging es mir dort nicht übel, denn es bekümmerte sich gar Niemand um mich, und ich konnte so ziemlich Alles thun und lassen, was ich wollte, und zu essen bekam ich, was nur mein Herz verlangte. Dort war es auch, wo ich mich zum Vielfraß heranbildete, denn jeder Insasse des Klosters konnte bei Tag und bei Nacht in die Küchen und Vorrathskammern gehen und sich dort nehmen, was ihm zu Gesichte stand. Ich wurde zuletzt so lecker, daß ich nur mehr Truthühner und feines Wildpret genießen wollte. — Meine ganze Arbeit bestand darin, täglich bei fünf oder sechs Messen zu ministriren; dadurch bekam ich auch Zutritt zu den ungeheuren Weinvorräthen des Klosters und es ist vielleicht ein Glück für mich, daß ich endlich von einem Jesuiten-Pater abgeholt und nach Veracruz gebracht wurde, denn ich hatte mir auch das Laster des Trunks allmälig angewöhnt, sowie überhaupt in jenem Kloster Dinge vorgingen, die mein Schamgefühl ganz und gar zu ersticken drohten. Von Veracruz, einer Hafenstadt im Golfe von Mexico, schifften wir uns nach der Havannah ein; von dort ging es nach Florida und New-Orleans. Ueber zwei Jahre trieben wir uns dann auf Mission in den Wildnissen herum. Ich wurde bald diesem, bald jenem Missionär als dienender Knabe zugetheilt, so daß ich vielleicht in der genannten Zeit über zwanzig Mal den Herrn wechselte. Es ging mir bald, gut bald schlecht, je nachdem die betreffenden Patres beschaffen waren. Ein Mal wurde ich auch von den wilden Indianern geraubt; die Kerle wollten mich tättowiren und zu einem der Ihrigen machen; ich hätte mich wahrscheinlich ganz gut darein gefunden, denn ich war bei den „frommen Vätern" nur ein weißer Sclave, was ich leider jetzt noch bin, während ich unter den Comanchen ein freier Sohn der Prairie werden sollte. — Offen gesagt — ich fühlte kein geringes Bedauern, als ich eines Tages den Indianern in einem hitzigen Gefechte wieder abgejagt wurde, oder besser gesagt, als ich in die Gefangenschaft meiner ungebetenen Befreier fiel. Ich konnte bereits prächtig reiten, und wäre mir mein Pferd nicht erschossen worden, ich hätte gewiß die fliehenden Comanchen eingeholt, um bei denselben zu bleiben. — Ich

wurde hierauf nach New-York in ein Profeßhaus gebracht. — Der Ordensprovincial nahm mich über meine ganzen Erlebnisse scharf in's Verhör und frug mich insbesonders auch über das Thun und Lassen der Missionäre aus, denen ich bisher beigegeben war. Er schien jedes Mal eine Freude zu empfinden, wenn ich ihm über Einen oder den Andern etwas Unrechtes zu berichten wußte, und er notirte Alles, was ich sagte, in einem großen Buche auf. — Schließlich zeigte sich der hochwürdige Herr sehr entrüstet darüber, daß man mir bisher fast gar keinen Unterricht ertheilt hatte. Ich zählte bereits volle acht Jahre und konnte kaum lesen und schreiben. Er ließ sogleich einen seiner Untergebenen holen und stellte denselben in meiner Gegenwart zur Rede, warum man mich bisher so sehr vernachlässigt und muthwillig großen Gefahren aller Art ausgesetzt hatte. — „Es ist wirklich ein Glück," schloß der Provincial sehr erzürnt, „daß ich noch rechtzeitig hier in Nordamerika die Zügel des Regiments ergriffen habe; wie ich auf jeden Schritt und Tritt gewahre, wurde hier Alles verkehrt angegriffen. Beim heiligen Ignatius — diesen Knaben hier, dessen Leben für uns von unendlichem Werthe ist, muthwillig dem Verderben auszusetzen! Machen Sie sich bereit, mein Bruder, Anton mit der nächsten besten, aber sicheren Gelegenheit nach Europa zu geleiten. Sie werden ihn an das Convict in Paderborn abgeben." — Richtig bestieg ich schon wenige Tage darauf mit dem Herrn Novizenmeister dort, der mir den in New-York erhaltenen Verweis auch noch heute nachträgt, wo er nur kann, ein Paketboot nach Bremen. Diese Reise endete mit meiner Internirung in dem zu Paderborn insgeheim fortbestandenen Jesuitenconvict, wo ich durch volle drei Jahre blieb, und so fleißig lernte, daß ich das Versäumte bald nachholte und stets der Erste meiner Classe war. Seit dem Herbste des vorigen Jahres befinde ich mich hier in Innsbruck, wo um jene Zeit unsere Väter unter dem Namen „Schulbrüder zum Herzen Jesu" die Bewilligung zur Niederlassung erhielten, weil, wie es heißt, die Regierung in Wien zur Wiedereinführung des Jesuiten-Ordens in Oesterreich seine Zustimmung nicht geben will. — Damit hast Du meine ganze Lebensgeschichte vernommen. Wie es mir hier geht, magst Du aus dem entnehmen, was Du gestern Abends selbst geschaut, mein theurer Adolf. — Ach! In meinem ganzen Leben bin ich nicht so mittheilsam gewesen wie heute. Du wirst mich gewiß nicht beim Novizenmeister denunciren, wenn ich vielleicht etwas gesprochen, was unserer strengen Hausordnung nach verboten ist, und verboten wurde mir bei schwerer

Strafe, den andern Knaben auch nur das Geringste von meinen früheren Reisen und Erlebnissen bekannt zu geben.“ —

„Lieber wollte ich mir die Zunge abbeißen, als Dich verrathen!“ rief Adolf mit männlichem Ernste und reichte seinem jungen Freunde die Hand, „aber sage mir, mein guter Anton, hast Du nie näher erfahren, warum Deinen Erziehern an Deiner Person so viel gelegen sein mag?“

„Niemals,“ betheuerte Anton, „und was kümmerts mich auch am Ende; ich bin ganz gleichgiltig gegen mein Schicksal geworden; ich habe gelernt, mich mit der Resignation eines Negers in mein Schicksal zu fügen.“ —

„Ei, das brächte ich nun und nimmer zu Stande!“ entgegnete Adolf mit blitzenden Augen, „lieber den Tod als schimpfliche Knechtschaft! — Du hast mir Vertrauen geschenkt und ich werde es sogleich erwidern — höre! Ich gedenke, mich durch Flucht meinem Sclavenmeister zu entziehen, und ich lade Dich ein, mit bei der Partie zu sein!“

„Bist Du denn toll geworden?!“ stammelte Anton zu Tod erschrocken und scheu ringsum blickend, ob nicht etwa die kühnen Worte Adolfs von einem Unberufenen belauscht worden seien.

„Nichts weniger als dies — schon einmal in meinem Leben habe ich solch' ein Wagniß bestanden, und damals war ich doch noch kleiner, jünger und schwächer als jetzt. Ich will Dir in Kürze erzählen, wie es dabei zuging.“

Adolf gab nun seinem Freunde bekannt, wie er aus dem „Johanneshofe“ durch einen Salto mortale sich gerettet hatte und dann von den Zigeunern nicht nur in Schutz genommen, sondern auch der Tante Irma zugeführt wurde. —

Anton betrachtete eine Weile lang seinen Freund mit stummer Bewunderung, dann sagte er traurig:

„Ja, so etwas auszuführen warst wohl Du im Stande, mein theurer Adolf, aber ich, ich hätte wahrlich nicht den Muth, einen Schritt zu wagen, der mir eine grausame Züchtigung eintragen würde, wenn die Flucht mißlänge.“

„Wir dürfen uns eben nicht erwischen lassen, wenn wir entwischen,“ bemerkte Adolf lachend, „oh! Lass' es nur meine Sorge sein, unsere Verfolger zu hänseln und irre zu führen, wenn wir einmal diese Mauern hinter uns haben. Das ist das Schwierigste, und dabei rechne

ich auf Deine Ortskenntniß — Du wirst doch jeden Winkel dieses Gebäudes kennen? Ich habe bisher davon nur das Refectorium, den Schlafsaal, diesen Garten und die Kirche gesehen."

„Es ist rein unmöglich, über die Mauer dieses Gartens oder durch eines der beiden Thore zu entschlüpfen. Alle Fenster sind vergittert und führen zudem in Nachbar-Gebäude, wo wir wie in einer Falle gefangen wären."

„Pah!" rief der kühne, unternehmende Adolf mit verächtlicher Miene, „es wird, es muß ein Ausweg für uns sich finden, wenn wir nur ernstlich wollen und reiflich überlegen."

„Ich weiß keinen Rath," erwiderte Anton achselzuckend und mit jener Apathie, welche ihm durch die Jahre lange jesuitische Erziehung bereits seinem „Fatum" gegenüber zur zweiten Natur geworden war. —

„Du bist ein Gimpel!" zürnte Adolf und sprang vom Boden auf, „will selbst die Augen aufmachen. Reut mich beinahe, Dich in meinen Plan eingeweiht zu haben."

„Sei nicht böse auf mich, mein lieber Adolf," flehte der arme Anton so rührend und treuherzig, daß der Unmuth des erbosten Hitzkopfes sogleich verrauchte.

Adolf hatte inzwischen das Terrain ringsum aufmerksam geprüft. Er schritt mit Anton Arm in Arm im Garten auf und ab, vermied jedoch in Miene und Haltung Alles, was in dem Novizenmeister, der die beiden Knaben über sein Buch hinweg stets scharf im Auge behalten hatte, Verdacht erregen konnte. —

An den großen Garten, der zwischen der Kirche und dem eigentlichen Klostergebäude lag, stieß zur einen Seite ein Bauhof, von dem Garten abgesperrt durch ein in einer Scheidemauer angebrachtes Gitter.

Zufällig ließ Adolf im Vorbeigehen seinen Blick in diesen Bauhof gleiten, in welchem sich viele Baumaterialien aller Art aufgehäuft befanden. — Die „frommen Väter," oder wie die Jesuiten vorläufig in Innsbruck noch hießen: die „ehrw. Schulbrüder vom Herzen Jesu," hatten nemlich bereits große Zu- und Umbauten in dem alten, vom Aerar erstandenen und zu einem Kloster umgewandelten Magazine vorgenommen und noch weitere Adaptirungen im Sinne, um alle Räumlichkeiten nach und nach derart einzurichten, wie es die speciellen Bedürfnisse eines jesuitischen Fuchsbaues erheischen.

Unter Anderem hatten sie auch tiefe Keller, welche dem Gebäude bisher gänzlich ermangelten, graben gelassen, wobei man aber auf eine

so mächtige, wahrscheinlich mit dem nahen Sillflusse im Zusammenhange stehende Wasserader traf, daß alle Versuche, den ebenso unerwarteten als unbequemen Zufluß zu verstopfen, der bisher angewandten Mühe und Kosten spotteten; man mußte sich endlich entschließen, einen gemauerten Canal vom Kloster bis nach einem hinlänglich tief gelegenen Puncte zu führen, wo das mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 60.000 Eimer per Tag strömende Wasser seinen natürlichen Ablauf fand. —

Rector Marinus, der in seiner Jugend, bevor er Jesuit geworden, technischen Studien obgelegen war, woraus sich zum Theil auch seine liberaleren Anschauungen erklären dürften, ließ den in Rede stehenden Canal in weit größeren Dimensionen anlegen, als zum Abflusse des oberwähnten Wasserquantums erforderlich gewesen wäre. — Sein speculativer Kopf gedachte nemlich, das Element, welches sich wider alle Erwartung mit unabweislicher Macht aufgedrungen hatte, und anfangs als eine sehr unliebsame, bedeutende Kosten verursachende Erscheinung mit scheelen Augen betrachtet wurde, dem Kloster in einer Weise nutzbar zu machen, daß man die Auslagen für den unvorhergesehenen Canalbau nicht nur hereinbringe, sondern auch daraus einen bleibenden Vortheil ziehe. — Marinus hatte nemlich die hydrographischen Verhältnisse, in Folge deren das Wasser in dem Klosterkeller zu Tage trat, näher studirt und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß sich mit einem geringen Aufwande hier eine förmliche continuirliche Wasserkraft von mindestens drei- bis viermalhunderttausend Eimer per Tag anzapfen ließe, und daß dieses „Wasserrecht," Angesichts der hierüber bestehenden äußerst mangelhaften österreichischen Gesetze, Niemand dem Kloster streitig machen könne. —

Als Anton seinem Freunde von dem Canalbaue erzählt hatte, tauchte in Adolf sogleich ein practischer Gedanke auf. Er ließ sich von Anton hierüber nähere Auskünfte ertheilen, und als ihm dieser versicherte, daß der Canal durchwegs vier Schuh hoch und mehr als zwei Schuh breit sei, lächelte er ganz vergnügt vor sich hin, erklärte sich aber nicht näher. —

Inzwischen war die Mittagsstunde genaht. Binnen wenigen Minuten stand das Glockenzeichen zu erwarten, welches die gesammte Jugend des Convictes nach dem Speisesaal berief, wo noch vor Tisch an dem „Vintschgauer Wastl" eine schimpfliche Strafe vollzogen werden sollte. —

Der große Bursche hielt sich noch immer in einem Winkel des

Gartens versteckt, in düsteres Dahinbrüten versunken. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er weniger den physischen Schmerz fürchtete, als die Schmach tief empfand, daß er, der älteste, größte und stärkste des ganzen Convictes, vor Aller Augen mit der Ruthe gezüchtigt werden solle, und die Uebrigen fortan nur Schadenfreude und Hohn ihm in Blick und Worte entgegen tragen würden. —

Adolf, der mit Anton zufällig an der Stelle vorbeikam, wo der „Vintschgauer Wastl," beide Hände vor das Gesicht gedrückt, hockte, und ein wildes, dumpfes Murren ausstieß, gleich einem von Unmuthe geplagten Bären, fühlte Mitleid mit dem Burschen. —

Er trat auf seinen gebändigten Gegner zu, und ergriff dessen rechte Hand, dabei sprechend:

„Wastl! ich vergebe Dir von ganzem Herzen, und damit Du siehst, daß es mir damit Ernst, will ich für Dich bitten!"

„Laßt mich in Ruh'!" grollte der Bengel und entzog mit einem jähen Rucke seine Hand jener Adolf's, „der Teufel hat Dich hierher geführt, und hassen, hassen will ich Dich mein Lebelang!"

„Pfui!" verwies Adolf sanft, „Christus der Herr betete am Kreuze sogar für seine Feinde und Du, Du der Zögling eines Klosters, verfluchst Deinen Freund?"

„Bleib' mir vom Hals mit Deinen dummen Phrasen!" zürnte Wastl mit finsterer Stirne. „Du willst mich übrigens hänseln mit Deinem Antrage, für mich zu bitten — würde nichts nützen, denn unser Novizenmeister läßt sich den Genuß, zu strafen, nicht leicht entgehen." —

„Nichts nützen?" rief Adolf sich hoch aufrichtend, „das wollen wir sehen."

Nach diesen Worten sprang Adolf davon und einige Secunden später trug er dem Novizenmeister seine Fürbitte vor.

„Ach, mein lieber Junge," näselte der Jesuit höchst salbungsvollen Tones, „wie leid thut es mir, Dir Deinen Wunsch versagen zu müssen. Sebastian hätte schon seit Langem eine derbe Strafe für seine Rauflust und sein ungeberdiges Benehmen verdient, aber heute ist endlich sein Maß voll geworden. Nicht ein Streich soll daneben gehen."

„Aber ich bitte dennoch recht schön für ihn!" flehte Adolf mit weicher Stimme und hoch aufgehobenen Händen.

„Lasse mich in Ruhe, mein Kind," erwiderte der Novizenmeister

ärgerlich, „mische Dich nicht in Dinge, die Dich durchaus nichts angehen."

„Nun gut," entgegnete Adolf mit einem Anfluge von Trotz, „nun gut, so werde ich bei dem Herrn Rector meine Bitte anbringen."

Nach diesen Worten machte der kühne Knabe eine leichte Verbeugung und entfernte sich elastischen Trittes. —

„Ei, welche Schlange!" rief der Novizenmeister, ganz starr vor Erstaunen vor sich hin, „na Bübchen, wenn ich Dich einmal in meine Hände bekomme, soll Dir Dein hochfahrender Sinn wohl bald vergehen. — Ei, ei — da hat Pater Flavius noch keine Wunder der Erziehung bewirkt, und er wird doch als einer der ersten Pädagogen unseres Ordens gerühmt." —

Die weiteren Reflexionen des sehr ehrwürdigen Novizenmeisters, der weit besser zum Corporalen als zum Priester getaugt hätte, wurden durch die von den hungrigen jungen Mägen schon längst sehnsüchtig erwarteten Rufe der Mittagsglocke unterbrochen. — Und die Bursche freuten sich heute nicht blos auf das durch Braten und Salat verschönerte Essen, sondern vielleicht noch mehr auf das Gaudium der angekündigten, die bisherige Reputation des „Vintschgauer Wastl's" für immer vernichtenden Execution beizuwohnen. —

Die Convictisten marschirten in Reih' und Glied nach dem Kloster zurück; auch Wastl war darunter an der Seite seines gewöhnlichen „Gespanns." Er sah ziemlich resignirt darein, obwohl ihm dies einen unendlichen Kampf kostete; aber er wollte seinen schadenfrohen Cameraden nicht durch Thränen und Niedergeschlagenheit noch größere Freude bereiten. —

Im Speisesaale harrten bereits zwei handfeste Klosterknechte mit riesigen Ruthen. — Sie standen zur Rechten und Linken einer hölzernen Bank, welche einem der Speisetische entlehnt worden war. —

Der Novizenmeister hieß mit seiner schrillen widrigen Stimme die Knaben, im Kreise um die Bank des Delinquenten antreten. — Dann recapitulirte er das Vergehen und das Strafausmaß des Verurtheilten, den er schließlich zur Ablegung der Kleider aufforderte, damit zwischen den Birkenzweigen und dem Objecte der Züchtigung kein mildernder Gegenstand vorhanden sei. — Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, daß eine solche Procedur vollkommen geeignet ist, sowohl in dem zu Bestrafenden als auch in dem Zuschauer das Gefühl der Schamhaftigkeit zu verletzen und zu ersticken.

Mit der Schamhaftigkeit haben es aber die Jesuiten nie genau genommen, weder in ihren Schriften, noch im Beichtstuhle, noch in ihren Handlungen. Wir könnten hier diesfalls hundert Beweise statt eines beibringen; wir erinnern hier nur an die große Vorliebe der frommen Väter für Geißelungen der weiblichen Büßerinnen bei den sogenannten „Exercitien," deren wir an späterer Stelle etwas näher gedenken werden. — Alles dies darf uns aber gerade bei den Jesuiten nicht Wunder nehmen, denn die ganze Moral dieses Ordens ist ja eine laxe, eine durch und durch corrumpirte, eine Pest der wahren Sittlichkeit, das schleichende Gift der von ihr schon halb zugrunde gerichteten, an und für sich gewiß höchst ehrwürdigen katholischen Kirche. —

In demselben Augenblicke, wo der „Vintschgauer Wastl" sich auf eine zweite, sehr kategorische Aufforderung des Novizenmeisters anschicken wollte, das Beinkleid abzustreifen, traten der Rector Marinus und Pater Flavius, Letzterer Adolf an der Hand, in den Saal. —

Der Novizenmeister machte vor seinen Oberen eine tiefdemüthige Verbeugung, aber er kniff die Lippen und schoß einen Blitz des ingrimmigsten Hasses auf Adolf, denn er ahnte, daß das unerwartete Erscheinen des Rectors, der sich sonst nie zur Mittagszeit in dem Refectorium der Zöglinge einzufinden pflegte, für den Delinquenten Pardon bedeutete. — Und so war es auch. —

„Gnade für Recht!" begann der Rector mit freundlicher Miene, den kleinen Adolf betrachtend, und mit der rechten Hand den zwei Klosterknechten wehrend, welche so eben an dem „Vintschgauer Wastl" ihre Manipulation beginnen wollten, „ja, Gnade für Recht will ich ergehen lassen über den Schuldigen auf die warme Fürbitte unseres kleinen Gastes da. Selbst das Fasten will ich dem Sebastian erlassen, in der Anhoffnung, daß er künftighin sich eines weniger hochfahrenden und rauflustigen Benehmens befleißen werde. — Also guten Appetit, meine Kinder; Nachmittag vier Uhr komme ich zu Eurem Theater; ich hoffe, daß Ihr Eure Rollen wacker gelernt habt." —

Nach diesen Worten verließen der Rector und sein Freund Flavius wieder das Refectorium der Zöglinge, um mit den übrigen Patres, acht an der Zahl, in einem kleinen Nebensaale zu speisen. —

Ohne ein Wort zu sprechen, hatte sich der Novizenmeister an seinen Platz am obersten Ende der langen Tafel begeben, und die beiden

Knechte, verdrießlich, daß ihnen ein Act erspart blieb, dessen Vollzug ihrer Rohheit zur größten Befriedigung gedient hätte, trollten sich, die langen geschmeidigen Birkenruthen unter dem linken Arm, aus dem Saale. —

Adolf trat auf den Begnadigten zu, aber nicht etwa um dessen Dank in Empfang zu nehmen, sondern um seine innige Freude darüber auszudrücken daß seine Fürbitte wirklich von Erfolg gewesen. —

Der „Vintschgauer Wastl" schien wie umgewandelt. Jetzt reichte er seinem Bändiger und Retter die Hand dar, und mit vor innerer Bewegung etwas unsicherer Stimme sprach er in dem harten Dialecte seiner Heimat:

„Bischt a braver Bua; werd' Dir nie vergessen, was Du für mich heut' dermacht hast."

„Nun, wenn Du mir dankbar sein willst, mein lieber Sebastian," sagte Adolf hocherfreut über seinen moralischen Sieg über den starrköpfigen Tiroler, „dann erweise Dich auch freundlich gegen Anton."

„S' gilt!" rief der „Vintschgauer Wastl," und schlug auch in die Hand des schüchternen Anton ein, der auf einen Wink Adolf's näher getreten war, „s' gilt, und jedem unserer Buben, der ihn von heut' an nur schief anschaut, schlag' ich den Schädel ein!"

Die weiteren Verhandlungen dieser unerwarteten Trippel-Allianz wurden durch das Auftragen der dampfenden Suppentöpfe unterbrochen. Auch Adolf eilte nicht minder behend als Sebastian und Anton an seinen Platz, denn auch er besaß einen gesunden Appetit, der heute durch seine innere Zufriedenheit nur noch sehr gesteigert ward. Zudem konnte die Küche der Convictisten eine sehr schmackhafte und gesunde genannt werden, sowie denn überhaupt, was den physischen Theil der Erziehung anbelangt, von Seite der Jesuiten stets ganz sachgemäße Maximen in Anwendung kamen. —

Nach Tische nahmen die Knaben die Vorbereitungen zur Errichtung einer Tribüne in Angriff, auf welcher die Darstellung einer halb geistlichen, halb weltlichen Komödie vor sich gehen sollte, und wobei nur Convictisten als Schauspieler beschäftigt waren. — Von jeher hat die in All' und Jedem nur den äußeren Schein, die Oberflächlichkeit cultivirende Erziehungsmethode der Jesuiten derlei geistliche Schauspiele als einen integrirenden Theil des Unterrichts betrachtet, was im Principe keineswegs getadelt oder gar verdammt werden darf. Aber die Jesuiten haben dabei durchaus nicht das edlere Motiv zum Zweck, den ästhetischen

Sinn der jungen Gemüther zu wecken und auszubilden, nein, sie verfolgen auch damit nur die Haupttendenz ihres ganzen Lehrplanes, ihre Zöglinge in der Verstellungskunst zu üben, und ihnen durch Geschmeidigkeit gefällige Formen des Benehmens zu verleihen. — Ebenso wenig ist das Sujet der in den Jesuitenklöstern aufgeführten Stücke geeignet, den guten Geschmack zu pflegen; durchgehends liegt diesen dramatischen Machwerken die Verherrlichung der katholischen Kirche und namentlich des eigenen Ordens zu Grunde; von einem echt poetischen Motive ist dabei natürlich keine Rede, und kann auch keine sein bei einer Lehrmerthode, welche ihren Zöglingen die Lectüre eines Schiller und Goethe, als fluchwürdige Ketzer, Religionsspötter und Atheïsten, verbietet! —

Wir wollen daher auch unsere Zeit nicht damit verschwenden, den dramatisirten frommen Unsinn, dessen Aufführung punct vier Uhr Nachmittags ihren Anfang nahm, irgend einer Kritik zu unterziehen. — Genug, gegen sechs Uhr hatte diese Schändung der darstellenden Kunst ihr Ende erreicht. Der Rector sowohl als auch Pater Flavius überhäuften die kleinen Schauspieler mit Lob, zugleich dem Pater Novizenmeister, dem Verfasser der geistlosen Mache, überschwenglichen Dank aussprechend, obgleich sie gegen zwei Stunden hindurch nur mit Mühe das Gähnen und Einnicken bemeistert hatten. —

XVI.

Edelmuth.

Nach beendeter Vorstellung durften die Zöglinge bis zu dem zwischen sieben und acht Uhr stattfindenden Abendmale sich neuerdings in dem Garten herumtummeln. —

Adolf und Anton verbrachten diese Zeit abermals mit einander, und als die Glocke wieder nach dem Kloster rief, waren beide junge Freunde endlich mit sich über den von Ersterem ausgeheckten Plan vollends einig, obwohl der schüchterne Anton manchen Einwurf, manches Bedenken erhoben hatte; aber Adolf besaß eine solche Ueberredungsgabe, und hatte sich über seinen Freund eine derartige Autorität erworben, daß dieser schließlich mit stummer Resignation in die ihm

octroyirten Beschlüsse sich fügte, obgleich er stets mit Schaudern an die Möglichkeit dachte, daß er wieder ergriffen und nach dem Kloster zurückgebracht werden konnte, wo ihm dann eine schwere, ja grausame Strafe bevorstand. —

Dies hinderte jedoch den Vielfraß Anton nicht, das Abendmal sich bestens munden zu lassen. Er befolgte auch ganz unbemerkt den Rath seines Freundes, von den Eßvorräthen soviel als möglich in den Taschen als Reserve-Proviant verschwinden zu lassen. —

Die beiden Knaben nahmen es als ein gutes Vorzeichen an, daß heute Pater Franciscus in dem Schlafsaale der Zöglinge den Inspectionsdienst zu versehen hatte. Pater Franciscus, ein sehr alter Herr, litt an krankhafter Schlafsucht, und es war hundert gegen eins zu wetten, daß er die ganze Nacht hindurch in seinem bequemen Lehnstuhl kaum ein einziges Mal erwachen werde. —

So geschah es auch. Pater Franciscus schnarchte, noch ehe die zehnte Abendstunde heranbrach, fast noch lauter, als die seiner Obsicht anvertraute traumselige Jugend, die sich heute den ganzen Tag über tüchtig abgemüdet hatte. —

Als es zehn Uhr schlug, hörte man auf dem Gange nebenan die Tritte der Patres und der Klosterdiener, welche sich aus dem Refectorium und der Küche nach ihren Zellen begaben. —

„Jetzt ist es Zeit, uns anzukleiden," flüsterte Adolf und erhob sich vorsichtig vom Bette. Er nahm einen Bündel zur Hand, den er vom „Marderhofe" mitgebracht, und welcher außer Wäsche und einer zweiten completten Kleidung auch den Tricot-Anzug enthielt, welchen ihm Tante Irma im vorigen Jahre zu Trentschin geschenkt hatte, als er die Befreiung des Herrn von Schwalbach in's Werk setzen sollte. —

„Ei, was ist denn das?" frug Anton erstaunt, als sein Freund das Tricot-Gewand anlegte, welches ihm etwas knapp geworden war, aber bei seiner Dehnbarkeit ihm dennoch keine Beschwerden verursachte.

„Ich fühle mich als anderer Mensch, wenn diese enge, elastische Kleidung auf mir liegt," flüsterte Adolf, „vielleicht wird es uns auf unserer langen Reise die Mittel zum Unterhalte liefern. Ich will mich in den Ortschaften, durch die wir ziehen, als Gymnastiker produciren, und damit etwas Geld oder doch das Essen verdienen. Ich habe daher, da ich schon bei der Abreise vom „Marderhof" auf Flucht dachte,

die Tricots mitgenommen. — Das Schwierigste ist, bis in den Bauhof zu gelangen; das Weitere macht mir dann keine Sorgen."

Inzwischen hatten sich beide Knaben vollends angekleidet. Anton zitterte am ganzen Leibe und fühlte sich beinahe versucht, noch in diesem letzten Augenblicke auf seine Befreiung zu verzichten. — Aber Adolf, der über die Tricots sein gewöhnliches Gewand angelegt hatte, und den erwähnten Bündel, worin sich seine übrigen wenigen Effecten befanden, unter dem Arme hielt, nahm den Unschlüssigen bei der Hand und zog ihn mit sich fort.

Die Flüchtlinge mußten knapp vor dem Pater Franciscus vorbei, der aber so fest schlief, daß es wohl sehr drastischer Mittel bedurft hätte, um ihn zu wecken. Zum Glück stand die Thüre des Schlafsaales angelweit offen. Die Nacht war sehr schwül, ja drückend, so daß man der Ventilation wegen auf den Zutritt frischer Luft vom Gange her reflectiren mußte. — Dieser Gang war nach allen Richtungen wohl abgesperrt. Da der Schlafsaal im ersten Stockwerke lag, blieb für die Flüchtlinge kein anderes Mittel, um in den Garten zu gelangen, als durch eines der vielen Fenster des Corridors hinabzusteigen. — Die Knaben wählten dasjenige, bis zu welchem vom Garten hinauf die Latten einer wilden Rebe reichten. —

Adolf warf seinen Bündel hinab und hatte in wenigen Secunden den Boden erreicht. Anton besann sich abermals, obgleich er bereits auf der Fensterbrüstung ritt.

„Komme herab, oder ich schlage Lärm," drohte Adolf erzürnt, „Du mußt mit mir; — wenn Du Dein Wort brichst, bist Du ein Schuft!"

„Nun denn in Gottes Namen!" seufzte Anton, „aber ich ahne, daß ich Unglück habe!"

Bald befand sich Anton an seines Freundes Seite, der ihm bei der weit schwierigeren Aufgabe, in den Bauhof zu gelangen, hilfreiche Hand bot. Im Nu hatte Adolf den First der nicht sehr hohen Mauer, welche den Garten und den Bauhof von einander trennte, erklommen, und forderte nun, während er auf der Mauerkante rittlings saß, Anton auf, einen seiner herabhängenden Füße als Anhaltspunct zu benützen, um von dem obersten Theile des Gitterthores, an welchem das Hinanklimmen sehr leicht war, sich gleichfalls auf den First emporzuschwingen. —

Nicht ohne Mühe und Gefahr gelang endlich Letzteres dem weniger

gewandten Anton, der vielleicht im letzten entscheidenden Momente einen sehr schlimmen Fall gethan haben würde, wenn ihn Adolf nicht rechtzeitig am Kragen erfaßt und so lange festgehalten hätte, bis er im Stande war, eine entsprechende Gleichgewichtslage auf der Mauerkante einzunehmen.

Nun hieß Adolf seinen Freund ruhig zuwarten; er selbst kletterte aber, flink wie eine Katze, in den Bauhof hinab und schaffte eine Leiter zur Stelle, mittelst welcher nun Anton ohne weitere Beschwerden den Boden erreichte. —

Eine Minute später waren beide Knaben in dem Abzugscanale verschwunden, in welchem das Wasser jetzt kaum einen halben Schuh hoch stand. Vorsichtig mit den Händen und Füßen vor sich tastend, verfolgten jetzt die jungen Deserteurs ihren finsteren Pfad. Anton hielt sich an der Schulter des voranschreitenden Adolf krampfhaft fest. — Es war ein unheimlicher Weg, den die zwei Knaben zurücklegten. — Sie mußten ihn stets gebückt und halb zur Seite gewendet fortsetzen. — Die Zeit, die sie dabei verbrachten, dünkte ihnen eine halbe Ewigkeit, und doch verfloß kaum eine halbe Stunde, bis sie das Ende des Canals erreichten. — Mit einem Jubelschrei begrüßten sie endlich das ihnen durch die Ausgangsöffnung entgegenströmende silberhelle Mondenlicht.

„Frei, frei!“ rief Adolf mit Thränen, und umarmte seinen Freund, dessen Bangigkeit jetzt verschwunden schien. —

„Aber wohin wenden wir uns!“ bemerkte Anton, „siehst Du nicht dort den Thurm unserer Klosterkirche? Ach, wie nahe sind wir noch unserem Kerker!“

„Den wollen wir bald außer Gesicht bekommen,“ lachte Adolf; „doch vor Allem ziehe mein zweites Gewand an, denn Deine Klosteruniform würde uns nur zu bald verrathen. Wir werden diesen abscheulichen Habit und meine Uhr dem ersten Juden, der uns in den Wurf kommt, verkaufen, denn wir brauchen Geld. Du besitzest gar keines und mein Baarvermögen beläuft sich blos auf wenige Groschen.

Anton, der sich unter die in jeder Beziehung unbedingte Ueberlegenheit seines älteren Freundes zu fügen bereits gelernt hatte, that, wie ihm geheißen.

„Aber,“ fuhr der Zweifler während des Ankleidens fort, „werden wir uns nicht in diesen Riesenbergen verirren?“

„Lass' das meine Sorge sein,“ entgegnete Adolf mit Selbst-

bewußtsein, ich habe die Karte von Tirol und aller angrenzenden Ländern im Kopfe; ha, ha, ha — nicht umsonst soll sich der liebe Pater Flavius über meinen bisherigen Eifer in der Geographie gewundert haben. Vorerst schlagen wir die südliche Richtung nach dem Brenner ein; aber wir wollen nicht so dumm sein, und längs der Landstraße marschiren, wo uns unsere Verfolger zuerst suchen, und von den vorbeiziehenden Fuhrleuten über uns Auskunft erhalten würden. — Wir gehen von hier auf das Schloß Ambras zu, und werfen uns dann in das Gebirge, stets mit der Brennerstraße eine paralelle Richtung verfolgend. — Also drauf und dran in Gottes Namen! Geist meiner armen Mutter, führe und leite Deinen Sohn!"

Adolf hatte letztere Worte, während er sich, von Anton gefolgt, in der angedeuteten Richtung in Bewegung setzte, mit tiefer Rührung gesprochen, und sich in ein stummes, aber warmes, herzinniges Gebet versenkt. In diesem Augenblick fühlte er erst die ganze Größe, ja Verwegenheit seines tollkühnen Unternehmens.

Indessen schritten die beiden Knaben derart wacker aus, daß sie, als der Tag gegen vier Uhr Morgens zu grauen begann, fast an drei Meilen von Innsbruck entfernt sein mochten, denn sie befanden sich so ziemlich zwischen Schönberg und Steinach, den beiden ersten Poststationen von Innsbruck auf der nach Italien führenden Brennerstraße.

Aus Furcht, eingeholt zu werden, gönnten sich aber jetzt die Flüchtlinge nur kurze Rast, um zugleich ihren Hunger durch das mitgenommene Brot nothdürftig zu stillen. Dann machten sie sich neuerdings auf den Weg, und ruhten nicht eher, bis sie den 4375 Fuß über dem Meere gelegenen Ort Brenner überschritten und damit die Wasserscheide des Inn hinter sich hatten. Hier, wo die Eisach entquillt, stiegen Adolf und Anton das Thal gegen Brennerbad hinab, einem gegen Lähmungen sehr heilsamen Curorte. Sie getrauten sich jedoch nicht in das Dörfchen hinein. Bisher war es ihnen glücklich gelungen, jeder Begegnung mit Menschen auszuweichen; sie wollten sich daher klugerweise nicht der Gefahr aussetzen, in dem von vielen Innsbruckern besuchten Badeorte etwa die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und dadurch ihren Verfolgern das Handwerk zu erleichtern.

Sie umgingen daher mit großer Vorsicht Brennerbad und sprachen erst eine halbe Stunde unterhalb in einem Bauernhause, einer sogenannten „Keusche" vor, wo man den beiden Knaben, welche schlauer=

weise um den Weg nach Innsbruck frugen, als ob sie von Süden her gekommen wären, um wenige Kreuzer eine Unmasse von Milch und Schwarzbrot verabfolgte.

Sowohl Adolf und Anton, welche gleich ausgehungerten Wölfen dem frugalen Male zusprachen, fühlten sich gänzlich außer Standes, sogleich wieder ihre Reise fortzusetzen. Die gute alte Bäuerin, welche allein das Haus hütete, trug den zwei Knaben, deren Köpfe schlaftrunken herabhingen, selbst an, im Kuhstall einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Die Flüchtlinge taumelten nach dem erwähnten Orte, wo sie, vor jeder Störung sicher, der Ruhe pflegen konnten, denn die Kühe und Ziegen hausten oben auf der Alm Tag und Nacht, und trugen dort oben in der herrlichen freien Alpenwelt wohl wenig Verlangen nach den engen, im Sommer allzu dumpfen Räumen ihrer winterlichen Behausung.

Die zwei Knaben machten Laub und Heu zurecht und schliefen nun, so sanft und süß, wie sie wohl noch nie in ihrem Leben geschlafen. Als sie aus ihrem todtähnlichen Schlummer erwachten, war der folgende Tag bereits längst angebrochen. Der Eintritt der alten Bäuerin, welche über den vollen vierzehnstündigen Schlaf ihrer Gäste besorgt geworden war, und nun kam, um nachzusehen, erweckte sie.

Adolf und Anton bekamen nun abermals Milch und Brot, so viel ihr Herz verlangte und schickten sich dann, durch die herrliche Nachtruhe und das ihnen gewordene Doppelmal neu gestärkt, an, ihren Marsch weiter fortzusetzen. Die Bäuerin schlug eine zweite Bezahlung großmüthig aus, indem sie erklärte, daß mit den fünf Scheingroschen, die sie schon gestern erhalten, Alles in Ordnung sei.

Mit herzlichem Danke empfahlen sich Adolf und Anton der guten Frau, welche ihnen noch einen frommen Segensspruch und ein Paar große Stücke Brote auf die Reise mitgab. —

Des Scheines wegen mußten sie, weil ihnen die Bäuerin lange nachblickte, den Weg nach Brennerbad, welchen sie gestern gekommen waren, eine Weile verfolgen, aber sie benützten die erste Wendung des Thales, um in weitem Bogen wieder die südliche Richtung zu nehmen. —

„Wir müssen," begann Adolf, als die zwei Flüchtlinge auch das ebenso schön gelegene, als schön gebaute Sterzing glücklich umgangen hatten, „wir müssen uns jetzt auf die rechte Seite der Straße wenden, um das berühmte Sterzinger Moos zu erreichen. Wir

gehen über den Paß Jauffen nach Meran, wo sich vielleicht die beste Gelegenheit bieten wird, Deine Kleider und meine Uhr zu verkaufen. Ich besitze nur noch einen einzigen Silberzwanziger, und nicht immer dürften wir auf so gute Menschen treffen, wie die alte Bäuerin im Eisachthal.“ —

Das Glück begünstigte auch in dieser Beziehung die entsprungenen Jesuitenzöglinge. Auf der Höhe bei Thuins begegnete ihnen ein Hausirjude, der sich gerne bereit zeigte, ohne vieles Fragen mit den zwei Knaben ein gutes Geschäft zu machen. Er schmunzelte vergnügt darein, als er Adolf fünfzehn Gulden in blanken Zwanzigern auf die Hand zählte. Die Uhr allein, eine goldene, welche Adolf von Tante Irma zum Geschenke erhalten, war wenigstens das Dreifache werth, der Klosterkleider Anton's gar nicht zu gedenken, welche rein in den Kauf darein gingen. —

Die Knaben hingegen glaubten, ein unerschöpfliches Silberbergwerk in ihren Taschen zu bergen. Adolf hatte mit seinem Freunde großmüthig seine ganze Baarschaft getheilt, so daß jeder der Knaben sechsundzwanzig Stück Zwanziger besaß, in der That eine Summe, womit zur damaligen Zeit ein Fußwanderer, der, gleich unseren Flüchtlingen, nur auf Milch, Brot und ein gutes Strohlager Anspruch machte, ein paar Monate ganz gut auslangen konnte. —

Adolf und Anton waren daher sehr guter Dinge, zumal sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, daß man ihre Verfolgung gar bald wegen Mangels jedweder Spur einstellen werde. Diese Voraussetzung schien sich auch bewahrheiten zu wollen; die zwei Knaben waren bereits durch volle acht Tage unterwegs, ohne daß sich ihrer Wanderung irgend ein Hinderniß entgegen gestellt hätte. — Sie beabsichtigten, schnurgerade nach der Schweiz zu gehen und hätten wohl diesen ihren Vorsatz schon längst ausgeführt, wenn der schwächliche Anton nicht am dritten Tage nach der Flucht von Innsbruck durch die Strapazen Marodeur geworden wäre. Seine solcher Märsche ungewohnten Füße schwollen bedenklich auf, und unweit des von der Schweizer Grenze in geringer Entfernung gelegenen Städtchens Glurns blieb der arme Junge liegen. Wieder war es ein von der Straße abseits gelegener Bauernhof, wo die Knaben freundliche Aufnahme fanden. — Anton bat seinen Freund, sich über die Grenze zu begeben und ihn hier bis zu seiner völligen Herstellung zurückzulassen; in Bellinzona wollte er dann mit Adolf wieder zusammentreffen. — Dieser wies aber dieses edelmüthige An=

sinnen mit Entrüstung zurück; er schwor, daß er seinen Freund in dieser hilflosen Lage nicht schmählich verlassen werde, möge kommen was da wolle. —

Die Leute, bei welchen die Knaben Unterstand genommen, waren bieder, ehrlich, gutmüthig, aber — sehr neugierig. Sie wollten haarklein wissen, warum zwei so junge und ganz anständig gekleidete Bursche allein das Land durchstreiften, woher sie kommen, wer ihre Eltern seien, und ob selbe noch leben, wo sie geboren wurden, ob sie Geschwister besäßen u. s. w.

Adolf hatte für diesen Fall schon längst seine Antworten überlegt. — Er sagte, daß er und sein Camerad Mitglieder einer Akrobaten-Gesellschaft wären, welche sich vorläufig zerstreut habe, aber in Zürich wieder zusammentreffen werde. Da Adolf keine Papiere besaß, so erhärtete er diese Angaben auf eine, seine Wirthe noch weit überzeugendere Weise dadurch, daß er die Tricots anzog und den Bauern seine Kunststücke als Jongleur zum Besten gab.

Die guten Leute rissen Mund und Augen auf, denn Adolf vermochte wirklich in der höheren Gymnastik ganz Außerordentliches zu leisten, so daß ihn die schwerfälligen Alpensöhne wie ein Wunder anstaunten, zumal der schlanke, aber muskulöse Adolf auch im Ringen mit größeren und älteren Burschen, als er, stets Sieger blieb. —

Binnen wenigen Tagen verbreitete sich die Kunde von den merkwürdigen Kunststücken des fremden kleinen Bajazzo bis in das nahe Städtchen Glurns, und am Nachmittage des nächsten Sonntags fanden sich am „Sonnenwendhof," wie das Gehöfte hieß, wo Adolf und Anton Unterstand genommen, ein Paar Dutzend Besucher, Alt und Jung, ein, um den merkwürdigen Tausendsassa, welcher, der Fama zufolge, Gliedmaßen besaß, so biegsam und elastisch wie ein junger Fichtenzweig, zu bewundern.

Es setzte einige Silberstücke und einen ganzen Teller voll mit Kupfermünzen für den jungen Künstler als Resultat einer freiwilligen Sammlung ab, welche ein anwesender reicher Müller mit einem blanken Zwanziger eingeleitet hatte, und da konnten sich nun die übrigen Zuschauer, lauter vermögende Leute, welche sich mitunter bei dem in dieser Gegend noch stark florirenden Schleichhandel manches schöne Stück Geld verdienten, wohl nicht spotten lassen. —

Dieser unerwartete Erfolg, so wie die Lobeserhebungen, welche die wackern Glurnser den noch nie gesehenen Kunststückchen des aus-

gezeichneten jungen Gymnastikers spendeten, berauschten Adolf; alle Erinnerungen seiner ersten Jugend waren in ihm lebhaft aufgetaucht, und er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als mit einer ganzen vollständigen Schaar von Jongleurs vor einem größeren Publicum wirken zu können. — Was er in der Noth nur als Vorwand angegeben, nämlich, daß er zu einer größeren Truppe von Komödianten gehöre, wollte er jetzt bei der ersten besten Gelegenheit zur Wahrheit werden lassen. —

Er hoffte dadurch zugleich nicht mehr hilf- und schutzlos da zu stehen, denn jede Künstlergesellschaft mußte es sich zum Vergnügen anrechnen, ihn als Mitglied zu erwerben und auch zu erhalten. —

Sein Freund Anton erschien ihm jetzt als eine große Last bei Realisirung dieses Planes, der seine ganze Seele erfüllte, und in seiner Lage auch in der That der klügste war. — Als Mitglied einer wandernden Gauklerbande bot sich ihm die beste und sicherste Gelegenheit dar, über Tante Irma die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen, während er jetzt rein in das Blaue hinein seine Flucht bewerkstelligt hatte, ohne vorläufig auf etwas Anderes zu denken, als sich und Anton recht bald möglichst weit von Innsbruck zu entfernen, und die österreichische Grenze zu überschreiten. —

Adolf besaß aber ein viel zu gutes Herz, um seinen Freund hilflos im Stiche zu lassen. Nichts desto weniger gedachte er, sich desselben auf honnete Weise zu entledigen. Er theilte ihm seine Pläne mit, und Anton war vernünftig genug, nicht nur einzusehen, sondern auch offen zu bekennen, daß er zum Kunstspringer weder die körperliche, noch sonstige Eignung besitze.

Der Zufall erwies sich übrigens den beiden Knaben auch in dieser Beziehung günstig. Unter den Zuschauern hatte sich auch ein schweizer Krämer aus dem von Glurns nur wenige Meilen entfernten Chur befunden, der sich nach beendeter Vorstellung mit Adolf und dessen Freund längere Zeit unterhielt, und namentlich an Anton großen Gefallen fand.

Am andern Tage kam er aus Glurns abermals nach dem Bauernhofe. Er hatte einen Plan gefaßt. Vor einem Jahre war ihm ein Sohn, der gerade im Alter Anton's stand, gestorben, und, war es Wirklichkeit oder Einbildung, er glaubte in diesem Knaben das leibhaftige Conterfei seines einzigen, vielgeliebten Sprößlings zu erblicken.

Er nahm Adolf und Anton unter sechs Augen etwas in Examen, und der biedere Herr Rüetli besaß ein so einnehmendes, zutrau-

liches Benehmen, daß die zwei Knaben ihm ganz wahrheitsgetreu bekannten, zu Innsbruck aus dem Jesuitenkloster entflohen zu sein. Nun war Rüetli, ein eifriger Protestant und Todfeind der „Schwarzen," vollends in seinem Vorsatze bestärkt, in welchem er zugleich die Ausübung eines guten, seinem Gotte höchst wohlgefälligen Werkes erblickte. Er stellte dem sanften Anton den Antrag, mit ihm auf der Stelle nach Chur zu ziehen, und sich dort in seinem Krämergeschäfte als Gehilfe verwenden zu lassen. Er gab dem Knaben Hand und Mund, daß er, wenn er sich in ihm nicht getäuscht sehe, an ihm Vaterstelle vertreten und Frau Rüetli ihn ganz gewiß auch gerne als Sohn betrachten werde.

Mit tausend Freuden schlug Anton ein, nachdem Adolf ihm versichert hatte, daß er höchst zufrieden sei, auf diese Weise die Zukunft seines Freundes geborgen zu wissen, zumal er, Adolf, jetzt ohne Bedenken seinen Vorsatz: nach einer großen Stadt, z. B. Mailand, zu gehen, wo er gewiß sofort eine ihm zusagende Künstlergesellschaft finden würde, ausführen könne. — Adolf erinnerte sich, daß er in seiner Kindheit mit seiner Mutter bereits in Mailand gewesen war, und dort der sich von ihm stets so sehr gefürchtete Signore Morelli der Truppe angeschlossen hatte. —

Herr Rüetli, welcher mit eigenen Pferden reiste, kam noch am selben Nachmittage nach dem Bauernhofe von Glurns gefahren, um seinen künftigen Pflegling mit seinem mit Waaren befrachteten Wagen abzuholen; er räumte Anton neben sich auf dem Bocke einen Sitz ein. — Anton's Füße waren noch immer nicht geheilt, aber Herr Rüetli tröstete ihn mit der Wundersalbe, die seine Frau so vortrefflich zu bereiten verstand — in ein paar Tagen werde Alles wieder gut sein. —

Unter Thränen nahmen die beiden jungen Freunde von einander Abschied und Adolf versprach, zeitweise von sich hören zu lassen. — Herr Rüetli hatte den jungen Künstler eingeladen, für ein paar Tage gleichfalls seine Gastfreundschaft in Chur zu genießen, aber Adolf, ein Feuergeist, wie er war, träumte bereits von den Triumphen, die er im Circus von Mailand zu erringen, sicher sein konnte. — Die Straße nach Chur führte in nordwestlicher Richtung, während sein Weg in fast entgegengesetzter Richtung nach Chiavenna zu ging. —

Als der Wagen des Herrn Rüetli sich bereits eine Weile in Bewegung befand, bat Anton einen Augenblick zu halten, und sein wackerer Beschützer willfahrte sogleich diesem Wunsche, als er dessen Beweggrund erfuhr. —

Anton hatte in der Aufregung und Rührung, welche ihm der Abschied von seinem wahrhaft geliebten Freunde verursachte, ganz darauf vergessen, Adolf das von demselben empfangene und für ihn nun überflüssig gewordene Geld zurückzuerstatten. — Adolf weigerte sich anfangs, die dreiundzwanzig Zwanziger, welche Anton noch voll besaß, weil der junge Künstler bisher alle Auslagen bestritten hatte, wieder in Empfang zu nehmen, und er nahm die Silberlinge erst dann, als Rüetli ihm deshalb sehr ernst zugeredet hatte. —

„Der Toni,“ sagte der brave Mann, „der Toni wird, so Gott will, mein Sohn werden; auf keinen Fall wird er, so lange der Rüetli und sein Weib die Augen offen haben, eine Noth zu leiden zu haben. Du aber gehst in die Welt, und da braucht man Geld; weiß es aus eigener Erfahrung; bin auch von meinem zehnten Jahre an Waise, und habe mich durchbringen müssen in aller Herren Länder, schlecht und gerecht, wie's eben ging. Also keine dumme Ziererei, Adolf — Du bist ein ganzer Bub', um den's mir nicht bang ist — Du wirst Dein Glück machen unter den Menschen; der liebe Gott mög' Dich behüten!“

Der brave Rüetli fühlte sein Herz weich und seine Augen feucht werden. — Er ergriff also rasch wieder die Zügel und versetzte seinem Gespann ein Paar so derbe Hiebe mit der Peitsche, daß die Pferde ungeachtet der ziemlich schweren Last, im Trabe ausgriffen.

Gesenkten Hauptes schlich Adolf nach dem Maierhof zurück, in welchem es ihn nicht mehr länger litt. — Er packte sein Bündelchen zusammen, und nachdem er dem Bauer und dessen Frau für die über eine Woche währende freundliche Bewirthung seinen herzlichen Dank abgestattet, zog er noch an diesem Nachmittage weiter in der Richtung gegen Bormio. — An der nicht ganz zwei Meilen entfernten Wegscheide wo sich die breite Fahrstraße nach dem Vintschgauer-Thale und nach Italien abzweigt, beschloß Adolf zu übernachten. — In sechs oder sieben Tagen konnte er leicht in Mailand sein, da er Geld genug besaß, hier und da ein Gelegenheits-Fuhrwerk zu benützen, und so nicht nur seine Kräfte, sondern auch sein Schuhwerk zu schonen, welches, obwohl ganz neu als er den „Marderhof“ verließ, durch die bisherigen forcirten Märsche über Stock und Stein, bereits ziemlich defect zu werden begann.

Am folgenden Morgen brach Adolf mit Tagesanbruch von der Herberge an der Wegscheide auf. Mit der Jugend leichtem Sinne hatte er bereits die ihm so nahe gegangene Trennung von Anton verschmerzt, wußte er ihn doch in guten Händen. In seinem phantasie-

eichen Kopfe hatte jetzt nichts Raum, als der Gedanke an Mailand und dessen ihm noch wie ein wirrer Traum erinnerliche Herrlichkeiten. — Er glaubte sich zu entsinnen, daß seine Mutter, damals ein Bild strahlender Schönheit, in Mailand rauschende Triumphe gefeiert habe und es dort gewesen sei, wo er das erste Mal in seinem Leben, vielleicht kaum vier Jahre alt, auf einem sogenannten „Nudelbrettschimmel," nämlich auf einem sehr breitrückigen, alten und wohlgeschulten Pferde, dem Publicum vorgeführt wurde, welches über die Gelenkigkeit und Tollkühnheit des wunderlieben Knirpses in jenen wüthenden Beifall ausbrach, dessen eben nur der enthusiasmirte Italiener fähig ist.

„Ha!" rief Adolf begeistert aus, während er stolzen Hauptes die Landstraße dahinschritt, „was will ich erst jetzt leisten? Ich fühle Kraft und Muth in mir, um zu vollbringen, was kein Anderer je vollbracht! Oh — welches Glück liegt schon in dem bloßen Gedanken wieder ein Pferd zu tummeln! Welch' haarsträubende Voltigen und salti mortali will ich ausführen, und wenn ich mir nicht vorzeitig den Hals breche, muß ich der erste Künstler meines Faches werden in der ganzen Welt!"

Aus diesen und ähnlichen hochtrabenden Träumen wurde unser junger Wanderer plötzlich durch eine hinter ihm aus der Ferne schallende bekannte Stimme höchst unliebsam aufgeschreckt.

„Adolf! Adolf!" rief es abermals.

In des Knaben Adern erstarrte das Blut, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen und er fühlte einen leichten Schwindel seinen Kopf beschleichen. — Aber er bezwang sich und auf den Knotenstock gestützt, den er sich schon vor einigen Tagen im Walde selbst zugeschnitzt, blieb er endlich resignirt stehen, und wandte sich um nach dem Rufenden. — Sein Gehör hatte ihn nicht getäuscht; es war der Vintschgauer Wastl, der ganz athemlos auf ihn zugelaufen kam.

Adolf seufzte erleichtert auf, als er Wastl ganz allein auf sich zukommen sah, denn mit diesem getraute er sich im Handumkehren fertig zu werden. Die Landstraße bot nach allen Richtungen eine weite Perspective dar und keine lebende Seele ward sichtbar in der ganzen Runde.

„Halt," schrie Adolf entschlossen, und schwang seinen Knüttel, als der Vintschgauer Wastl ihm ganz nahe kommen zu wollen schien, „halt, oder ich schlage Dir den Schädel ein!"

„Mach' keine Dummheiten!" keuchte Wastl, der in seiner Athemlosigkeit in der That gar nicht in der Verfassung gewesen wäre,

einen Zweikampf mit einem Gegner zu beginnen, der ihm, wenn auch nicht an roher Muskelkraft, so doch ganz gewiß an Schnelligkeit, Geistesgegenwart und vollkommen kunstgerechter Angriffs- und Vertheidigungsweise überlegen war.

Wastl setzte sich am Rande des mit einem Rasensaume bewachsenen Straßengrabens nieder, um sich von dem einstündigen Dauerlaufe, den er von der Wegscheide bis hierher gemacht, etwas zu erholen.

Adolf hatte zwar seinen Knotenstock wieder bei Fuß genommen, aber er behielt den Vintschgauer Wastl scharf im Auge, noch immer befürchtend, daß der Jesuitenzögling irgend einen hinterlistigen Streich im Schilde führe.

„Sag', was Du von mir willst," begann Adolf von Neuem mit furchtbarem Ernste, „ich kann mir's zwar ohnehin denken — aber wisse, leichten Kaufes sollt Ihr mich nicht bekommen und lebend schon gar nicht. Dich strecke ich zuerst nieder und ich, ich springe, so wahr ein Gott lebt, ja, bei dem Andenken an meine Mutter sei es geschworen, ich springe dort eher in in jenen tiefen Abgrund, und zerschelle mir das Gehirn, bevor ich mich wieder zum Sclaven dieser verfluchten Jesuiten erniedrigen lasse!"

Dem Knaben war es damit keine leere Drohung; er liebte in der That seine Freiheit mehr als sein Leben, und würde nöthigenfalls gewiß gethan haben, was er geschworen.

„Du bischt ein ganzer Kerl!" erwiderte der Vintschgauer Wastl mit unverhehlter Bewunderung, die ihm Adolf's entschlossenes Benehmen und feste, eines Mannes würdige Haltung abrang, „na — jetzt hab' ich mich ausgepfnurrt und kann wieder reden; Du bischt der erste Mensch in meinem ganzen Leben, dem ich etwas zu Gefallen thun will. Sonst hat's mir immer eine Freud' gemacht, wenn ich Einem was Uebles zuschanzen konnte. Aber Du, Du hast Dich gegen mich so schön benommen, daß ich bei Dir eine Ausnahme machen will, denn Du bist der erste Bua, vor dem ich Respect empfind'; Du bist aber auch ein ganz ein anderer Mensch, als die falschen Canaillen bei uns im Kloster; die schmeicheln Einem nur, um etwas herauszulocken, was sie dem Novizenmeister denunciren können, denn bei uns ist der beliebteste Zögling der, welcher am meisten zuträgt. Na — den Anton will ich am End' auch noch ausnehmen, aber der Kerl ist eine weinerliche „Lethfeige," aber sonst ein Bua, der noch Niemandem Etwas zu Leid gethan. Es freut mich, daß wir zu spät in Glurns angekommen

sind; wir haben den Herrn Rüetli gerade beim Schlagbaum an der Schweizer Grenze eingeholt, über die herüber er uns eine lange Nase machte, und dem Novizenmeister sein zweites Gesicht zeigte."

„Wie, Du freust Dich darüber? Anton ist glücklich entkommen?" rief Adolf hastig.

„Na und ob!" lachte der Vintschgauer Wastl aus vollem Halse, „den bekommen's in Innsbruck schwerlich mehr zu sehen — der Novizenmeister wurde grün und gelb vor Zorn, und heute die ganze Nacht hat er Galle gebrochen."

„Du meinst es also ehrlich mit mir?" frug Adolf, ein Paar Schritte Wastl näher tretend.

„Ja; und ich würde schwören, aber das nützt bei uns nix; ich könnte Dir Etwas mit dem Munde schwören und anders dabei denken, und mein ganzer Eid hat keine Giltigkeit vor meinem eigenen Gewissen; das heißt man bei uns die reservatio mentalis. Merk' Dir's, wenn Du mit einem Jesuiten zu thun hast, darfst Du nie seinen Worten, sondern nur seinen Handlungen trauen, aber auch da mußt Du die Augen gut offen halten, sonst bist Du am Ende doch der Gefoppte."

„Also gut," erwiderte Adolf mit spöttischen Lächeln, „ich werde mich auch bei Dir nur an Thaten halten, denn so viel ich weiß, bist Du gerne im Kloster und willst Jesuit werden."

„Gerne? Wie man's nimmt. Meine Eltern sind arme Steinbrecher hier im Vintschgau; haben nichts zu nagen und zu beißen, und ich mußte zu Hause Hunger und Kälte leiden, mehr als ein herrenloser Hund. Im Kloster dagegen gehts mir gut, was Essen und Kleidung anbelangt, und ich kann einmal ein Pater werden, vor dem die Bauern den Hut schon von weitem ziehen, und dem sie den letzten Groschen geben für ein Vater Unser, wenn ihr Geld nicht auf eine heilige Messe reicht. Ich will nichts arbeiten, aber ich will gut essen und trinken, und ein angesehener Mann werden, und darum bin ich gerne im Kloster und lasse mich dort geduldig hunzen, mit der Aussicht einmal Andere zu hunzen."

Ein Zug von Verachtung und Wehmuth glitt über Adolf's Gesicht, als er diese Schlammflut von Cynismus aus Wastl's Munde vernahm. Aber er unterdrückte die scharfe Bemerkung, welche auf seiner spitzen Zunge saß und sagte:

„Nun erzähle mir aber, wie Du hierher kamst, wie man unsere Spur fand; letzteres ist mir rein unerklärlich."

„O Du „Tostl," Du!" kicherte der Vintschgauer Wastl, „bist sonst so ein gescheidter Bua und kannst Dir das nicht erklären? Durch den Juden, dem Du die Uhr und Anton's Klostergewand verkauftest, haben wir den ersten Wind bekommen."

„Ei!" rief Adolf, sich vor die Stirne schlagend, „der Hausirer ist gewiß nach Innsbruck gegangen und hat uns im Kloster angezeigt. Es war unvorsichtig, ihm Anton's Gewand zu verkaufen; ich hätte mich mit dem Erlöse der Uhr begnügen sollen!"

„Deine Vermuthung, Adolf, ist nicht richtig. Der Jude scherte sich einen blauen Teufel um unser Kloster; aber er verkaufte Anton's Klostergewand an einem Trödler in Innsbruck, der so naiv war, den Talar auszuhängen. Der Rector Marinus bekam sogleich Wind davon, denn dem bleibt nichts verborgen, was in Innsbruck geschieht. Er ließ den Juden ausforschen, und erfuhr theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen, wo er Euch getroffen. Noch in derselben Stunde reisten der Novizenmeister und ich mit Extrapost Euch nach. Ich wurde mitbeordert, weil ich hier jeden Weg und Steg kenne und man weiß, daß es mir nicht beifallt, durchzubrennen. Erst gestern Abends langten wir in Glurns an, wo bekannt war, daß der Krämer Rüetli aus Chur die Absicht habe, sich Euer anzunehmen; die Leute glaubten nämlich, daß auch Du mit über die Grenze gehen würdest. Wir nahmen also in Glurns eine frische Fahrgelegenheit und kamen eben an der Grenze zurecht, um das leere Nachsehen zu haben, ha, ha, ha! Der Novizenmeister fluchte für einen geistlichen Herrn etwas unchristlich, tröstete sich aber schließlich damit, daß man wenigstens Deiner gewiß habhaft werden würde, da Du auf Tiroler Boden Deinen Weg weiter fortsetztest. In der Wegscheid langten wir heute Früh an, nur eine halbe Stunde später, als Du diese Herberge verlassen hattest. Ein Glück für Dich, daß Du zeitlichst aufstandest, sonst wärest Du wie ein schlafender Vogel aus dem Neste genommen worden. — In der Wegscheide wußte Niemand anzugeben, ob Du die Straße nach Botzen oder nach Bormio einschlugst. Der Novizenmeister verfolgte erstere, und mich sendete er hierher. Meine Aufgabe bestand nicht darin, Dich anzurufen; überhaupt sollte ich Dir ganz unsichtbar bleiben. — Der Novizenmeister wollte nur wissen, welche Richtung Du verfolgst, um Dir dann per Wagen rasch nachzueilen, Dich in Deinem nächsten Nachtlager zu überraschen, und dann im Schlafe festzunehmen, ja, ja, im Schlafe, denn der Novizenmeister fürchtet, daß Du uns sonst unter den Händen ent-

schlüpfen könntest. — Nun, willst Du noch mehr, um an meine Aufrichtigkeit zu glauben?"

„Mein Argwohn wird vollends schwinden, wenn Du mir bekannt gibst, was zu thun Du mir räthst und Du selbst im Sinne führst," — entgegnete Adolf.

„Wenn Du diese Straße, die nach Bormio führt, weiter verfolgst," sagte Wastl, „so bist Du geliefert; Du mußt nach rechts oder links Dich in's Hochgebirge werfen, und Dich auf den Almen bald da, bald dort durch etwa vierzehn Tage verborgen halten. Geld besitzest Du ja genug dazu. Ich aber kehre von hier langsam nach der Wegscheide zurück und melde dem Novizenmeister, der von seiner Recognoscirung dahin zurückkehrt, daß ich Dich ganz arglos nach Bormio weiter wandern sah. Flugs werden wir dann dahin aufbrechen, und der neuerliche Aerger des Novizenmeisters soll mich köstlich amusiren. Und nun Gott befohlen; ich will mich gar nicht einmal umsehen, ob Du nach rechts oder links diese Straße verläßest, damit Du nicht etwa noch im letzten Augenblicke eine Finte vermuthest."

Wastl reichte Adolf die Hand zum Abschiede. —

„Ich danke Dir von ganzem Herzen für diesen Freundschaftsdienst," sagte der Flüchtling; „Du hast mir vielleicht das Leben damit gerettet, denn mein Vorsatz, lieber zu sterben, als nach dem „Marderhof" zurückzukehren, steht fest. Noch eines! Wo ist Pater Flavius, warum hat der Novizenmeister und nicht er sich auf den Weg gemacht?"

„Der alte Herr erlitt einen leichten Schlaganfall, als ihm von eurer Flucht, die Niemand für möglich gehalten hätte, die Kunde wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf. — Wie ich ferner vorgestern ein Gespräch zwischen ihm und dem Rector belauschte, sind aus Lugano so schlimme Nachrichten eingelaufen, daß Pater Flavius, ungeachtet seines leidenden Zustandes, sich dahin auf den Weg machen wollte. „„Alles steht auf dem Spiele — rief er ganz verzweifelt dem gleichfalls sehr bestürzten Rector zu — Frau von Schwalbach, dieser Mensch gewordene Teufel, wird uns im Stiche lassen und gegen uns zeugen, denn ein verliebtes Weib, wie sie, ist jeder That fähig, um den Gegenstand ihrer rasenden Leidenschaft zu retten."" — Doch, mein lieber Adolf, jetzt ist es Zeit, daß wir uns trennen, nicht meinetwegen, denn bis auf Mittag sind noch volle fünf Stunden, und ich werde diese Frist mit einem gesunden Schläfchen ausfüllen; heute Nacht durfte ich wegen des Novizenmeisters Unwohlsein kein Auge schließen; aber Du mußt trachten

bis morgen, wo mein gestrenger Begleiter inne wird, daß wir eine falsche Fährte verfolgen, einen guten Vorsprung zu gewinnen. Also nochmals, lebe wohl, Gott behüt' Dich. Wir sind quitt!" —

Der Vintschgauer Wastl wandte sich rasch um, und schritt nach der Wegscheide zurück. Seinem Versprechen gemäß warf er wirklich keinen einzigen Blick nach rückwärts; Adolf verfolgte ihn, um dessen sicher zu sein, lange mit seinen Adleraugen. — Dann sprang er in den Wald zur linken Seite der Straße; als er nach einer halben Stunde wieder eine hoch gelegene Lichtung des Gehölzes betrat, sah er gerade unter sich den Kirchthurm des Dörfchens Brad. —

Der Knabe ließ sich auf einen Baumstrunk nieder, um etwas auszuruhen, ein Stück Brot, das er auf der Herberge an der Wegscheid mitgenommen, zu verzehren, und ernstlich zu überlegen, was er nun beginnen solle. — Endlich zog er eine kleine Touristenkarte von Tirol, die er im „Marderhof" dem Pater Flavius geschickt weggestipitzt hatte, zu Rathe. — Am klügsten dünkte es ihn, nach dem Martellthale sich zu wenden; wohl zeigte die Karte einen hohen Gletscher an, den er sogar von seinem Ruheplatze ganz deutlich wahrnehmen konnte, ja, so zu sagen zur Hand hatte. — Einem resoluten Jungen, wie Adolf, verursachte aber ein solches Hinderniß kein Bangen. Von Natur aus mit großem Muthe begabt, sowie durch die jahrelange Wanderlumpschaft seiner frühesten Jugend, und die für sein Alter seltene Ausbildung seiner physischen Kräfte abgehärtet und gestählt, machte er sich ohne langes Bedenken daran, über ein Joch des Ferners den Uebergang nach dem Martellthale zu versuchen. Er hoffte, am andern Tage sein Ziel zu erreichen. In einer Sennhütte, die er, etwa eine Stunde entfernt, knapp unterhalb der ewigen Schneedecke eines Gletschers gewahrte, wollte er Milch genießen, und sich mit Brot und Käse für die nächsten vierundzwanzig Stunden verproviantiren. —

Der Tag ließ sich äußerst heiß, ja, drückend an, aber rüstig stieg der junge Held immer höher und höher die Alpenwelt hinan. Endlich hatte er das vorläufige Ziel seiner Wünsche, die Sennhütte auf der Alpentrifte erreicht, und um Geld und gute Worte gefunden, was er suchte, nemlich Milch, Käse und Brot. — Nach zweistündigem Aufenthalte schickte er sich zum Weitermarsche an. Bedenklich schüttelte die Sennerin den Kopf, als Adolf sie um den besten und nächsten Weg frug, nach dem Martellthale zu gelangen. Sie rieth dem Knaben ernstlich von diesem Wagnisse ab, zumal ein Gewitter am Himmel stand. Aber

Adolf, etwas eigensinnig und in tollkühnem Jugendübermuthe keine Gefahr fürchtend, gab den dringenden Mahnungen der guten Dirne, wenigstens bis zum nächsten Morgen in der Sennhütte zu verbleiben, durchaus kein Gehör, denn die Sennerin hatte ihm früher auf seine Fragen mitgetheilt, daß Jemand, der sich in der Gegend gut auskenne, wohl in drei Stunden das Martellthal erreichen könnte, sie selbst habe schon bei gutem Wetter in dieser Frist den allerdings beschwerlichen und gefährlichen Weg dahin zurückgelegt. —

„Bah!" dachte der junge Brausekopf, „was eine Frauensperson zu leisten im Stande ist, wird doch mir keine Unmöglichkeit sein! Jetzt ist es erst ein Uhr Mittag. Der Abend fängt erst gegen sieben Uhr an, ich habe also die doppelte Zeit vor mir, um das Joch dort, den höchsten Punct zwischen hier und dem Martellthale, hinter mich zu bekommen."

Und Adolf ging. Nochmals ertönte der freundlichen Warnerin Stimme, aber der kecke verwegene Junge erwiderte blos mit fröhlichem leichtsinnigem Lachen.

Alsbald, nämlich kaum tausend Schritte oberhalb der auf der letzten Alpentrift gelegenen, von ihm soeben verlassenen Sennhütte, betrat sein Fuß eine schauerliche Gebirgswüste, so daß er ganz betroffen wurde; aber die falsche Scham, sich zu gestehen, daß er bei diesem Anblick denn doch etwas den Muth sinken fühlte, trieb ihn nur um so unaufhaltsamer fort, und immer tiefer drang er zwischen den baumlosen Felsenburgen vor, wo der Adler auf steilen unzugänglichen Riesenwänden horstet, der Lämmergeier in den Lüften schwebt, wo Gemsen weiden, Bären und Füchse nach Birk- und Steinhühnern jagen, wo die Zugvögel rasten, die Ringamsel pfeift, der Alpensegler schwirrt, die Felsenschwalbe und der Citronfink um Klippen jagt. Noch etwas höher, und wir befinden uns zwischen Geröll, welches Gletscherbäche herunterspülen, bald rechts, bald links von wilden Schluchten begrenzt; die todte Einförmigkeit nimmt immer mehr zu; Schneemassen bedecken Felsen und Halden mitten im Sommer. Wir sind in der Region, welche alle lebenden Wesen, selbst die Gemsen fliehen; nur der Adler, weiße Hasen, Spechte, Alpenhühner und Krähen halten hier noch aus. Die bläulichweiß schimmernden Schneefelder beginnen in schauerlicher Oede und lebloser Schweigsamkeit sich auszudehnen. Hier sprießt kein Baum, kein Strauch mehr. Der ganze Wechsel, der hier stattfindet, besteht in dem Wechsel der Färbung. Zauberhaft zeichnen sich im Mondlichte die

schimmernden blanken Eisteppiche von dem Schwarzblau des Nachthimmels ab; blutroth angehaucht glühen die weißen Felsenmauern im Früh- und Abendroth; goldig strahlen sie im Morgenlicht, bis nach und nach die glänzende Farbenwelt zu einem matten Schimmer erblaßt. Eine Welt tiefen Todesernstes ist diese Schneeregion mit ihren steil sich giebelnden Bergkämmen, engen und grauenvollen Eis- und Trümmerschluchten, Eiskesseln, Schneegruben, zerrissenen Klippen, grauen Felswänden und pyramidalen Berggipfeln. Hier oben weilt die Zerstörung, wo Alpenbäche, Luft und Kälte die Felsen zernagen, zerblättern, zertrümmern.

Mehrmals wurde Adolf durch kanonenschußähnlichen Knall erschreckt. Es war dies aber nichts als eine Wirkung des Thauwetters, welches heute die glühende Sonne für wenige Stunden selbst in dieser Höhe zuwege gebracht. — Zweimal gerieth der Knabe in augenscheinliche Gefahr, von Felstrümmern und Steinblöcken, welche mit donnerähnlichem Geräusche von ungeheuren Höhen in immer größeren Sätzen herabkollerten, zerquetscht zu werden. — Dabei wurde die Luft immer feiner, so daß der junge Wanderer das Athmen erschwert und sich matt und schläfrig werden fühlte. Ohne daß er es ahnte, stand ihm die Gefahr des Erfrierens nahe. Aber glücklicherweise war sein Grausen über die Wildniß, die er, nur Gott allein zum Begleiter durchwanderte, zu mächtig, als daß er hier nur eine einzige Minute verweilen wollte, um auszuruhen. — Geistig halb verloren und schlaftrunken schritt also Adolf mechanisch weiter, ohne zum Glücke von der Richtung abzuirren. —

Auf einmal entrang sich ein Jubelschrei seiner Brust, seine Besinnung kehrte vollends wieder, und ein heißes Dankgebet stammelnd, sank er in die Knie. Bei einer Wendung erblickte er plötzlich ein herrliches Thal unter sich, es war das Martellthal; er hatte also eine der gefährlichsten Einsattlungen des zwischen Bormio und den Martelthal gelegenen Gletschers glücklich zurückgelegt. —

Mit frischem Muthe schritt nun Adolf neuerdings darauf los, aber er hatte doch etwas zu früh gejubelt; das Gewitter, welches schon seit Mittag am Himmel stand, entlud sich jetzt zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags mit furchtbarer Heftigkeit. In Strömen schoß der Regen nieder. Vergebens sah sich Adolf nach irgend einem schützenden Obdache um. Eine ganze Stunde dauerte das Unwetter. Der Knabe wurde bis auf die Haut durchnäßt, und was das Schlimmste, er war

in dem dichten Regen und Hagel, der jede Aussicht auf zehn Schritte weit verhinderte, in eine Schlucht gerathen, in der er vergeblich einen Ausweg suchend, noch lange umherirrte, als bereits die Abenddämmerung hereinzubrechen begann. —

Um nicht etwa in der Dunkelheit in einen Abgrund zu stürzen, mußte sich Adolf bequemen, die Nacht in der Schlucht zuzubringen. Es fror ihn jämmerlich, denn die Kleider und die Wäsche, die er am Leibe trug, waren vollständig naß, zum Auswinden, wie man zu sagen pflegt. Zum Glücke hatte der Bündel, der seine Reserve-Wäsche und die Tricots enthielt, nur theilweise vom Regen gelitten. Er zog sich daher völlig um, und suchte dann unter einem hervorspringenden Felsen Obdach für die Nacht. —

Ermattet schlummerte er zwar bald ein, aber schon nach wenigen Stunden, es mochte kaum Mitternacht vorüber sein, weckte ihn ein fieberhafter Durst und heftiger Frost schüttelte seine Glieder. — Der Mond warf jetzt sein volles Licht zur Erde nieder, denn das Gewitter hatte die Luft wunderbar gereinigt. —

Adolf packte nun die Kleider und die Wäsche, die er zum Trocknen auf eine Staude gehangen hatte, zusammen; selbe waren noch zu feucht, um angezogen zu werden. Er mußte sich daher entschließen, in den Tricots seine Weiterwanderung anzutreten, denn in dieser Schlucht, wo es für seine lechzende Zunge keinen Tropfen Wasser gab, konnte er unmöglich bleiben, wozu auch, da der Mond hinlänglich Licht spendete, um jede Gefahr des Terrains schon von weitem zu erkennen, keine Nothwendigkeit vorhanden war.

Bald dachten sich die bisher senkrechten Felswände der unheimlichen Schlucht zu steilen Böschungen ab, welche das Hinaufklimmen gestatteten, wenn auch nur mit großen Beschwerlichkeiten. — Adolf wunderte sich, daß ihm heute dieses Emporklettern, das er sonst nur als einen reinen Spaß betrachtet haben würde, so unendlich sauer ankam, und einige Male war er sogar nahe daran, vom Schwindel ergriffen, einen Fehltritt zu thun und in die Tiefe der Schlucht hinabzustürzen. Endlich gelang es ihm aber doch, sich völlig emporzuarbeiten, und wie ein Betrunkener taumelnd, setzte er dann seinen Weg thalabwärts fort. Wiederholt mußte er sich niedersetzen, denn seine Knie brachen vor Schwäche jeden Augenblick zusammen, und seine sonst so kräftigen Arme waren so matt, daß sein kleiner Bündel mit der halbgetrockneten Kleidung und Wäsche ihm eine schwere, schwere Last zu sein dünkte. —

Endlich gelangte er an ein Bächlein mit krystallhellem Wasser. Adolf warf sich zu Boden, und tauchte sein glühendes Gesicht in das eiskalte Naß, von dem er überbegierig eine große Quantität einsog. Dies verschaffte ihm wohl für den ersten Augenblick eine große Erquickung, aber die naturgemäße Reaction blieb nicht lange aus. Adolf, der in seinem Leben noch keine Viertelstunde krank gelegen, außer im vorigen Jahre, in Folge der von dem tückischen Sam erlittenen Mißhandlungen, ahnte nicht, daß in ihm eine schwere innere Krankheit auszubrechen drohte, und selbst als ihn eine halbe Stunde nach dem unmäßigen Trunke das Fieber mit großer Heftigkeit, und zwar noch ärger zu packen begann, als in der Nacht, tröstete er sich mit der Hoffnung, daß Alles bald vorüber sein würde, falls er nur einen wetterdichten Unterstand erreichte und etwas Warmes zu essen bekäme. — Einmal versuchte Adolf von dem Käse und dem Brote zu kosten, die er noch in der Tasche bei sich trug, aber Beides widerte ihn im höchsten Grade an, eine Empfindung, deren er sich in seinem Leben nicht zu entsinnen vermochte. —

Der arme Knabe, der das Gefährliche seiner Lage in dieser Einöde gar nicht begriff, mochte, als der Tag anbrach, bereits 1500 Fuß von der Schlucht, wo er eine so üble Nacht zugebracht, nach dem Martellthale zu hinabgestiegen sein, denn Tannen und Föhren, sowie Gesträuche zeigten sich wieder, und hin und wieder prangte eine kleine Alpenwiese in frischem saftigen Grün; aber von Häusern, von Menschen gab es hier oben noch keine Spur; hier begann die Region der Gemse und erst weitere zweitausend Fuß unterhalb waren die ersten Sennhütten anzutreffen. Adolf fühlte sich zu Tod ermattet; er beschloß, kurze Rast zu halten und suchte sich unter einem Gebüsche eine mit weichem Moos von Mutter Natur gepolsterte Stelle aus. — Kaum hatte er sich niedergelegt, als es in seinem Gehirn wild zu wirbeln und zu tanzen begann; er wollte sich wieder erheben, aber er vermochte kein Glied zu regen brennender Durst quälte ihn; bald schüttelte ihn eisige Kälte, bald glaubte er in einem Feuerofen zu liegen. — Er wollte nach dem Bündel mit seinen Kleidern langen, um sich zuzudecken, aber Kraft und Bewußtsein verließen ihn. — Armer Knabe, soll hier in dieser Wildniß Dein junges, hoffnungsreiches Dasein ein frühes Ende finden? Oft Jahre lang betritt keines Menschen Fuß diesen abgelegenen Winkel des Gemsen-Reviers. Da liegst Du hilflos und verlassen, vielleicht schon in der nächsten Stunde die Beute der Aasgeier, die hoch durch die Luft

schwirren und Dich nur allzubald entdecken werden; oder der Wolf, der Bär, der sich zeitweise noch immer in diesen Gegenden zeigt, zerfleischt Dich, und nicht einmal der geringste Rest Deiner zarten Knochen wird übrig bleiben, um je Zeugniß zu geben, daß Du hier elendiglich umgekommen, daß Du spurlos verschwunden bist in dem gefräßigen Rachen der vierfüßigen Räuber dieser wildromantischen Berge. —

Glühend heiß brannte die Sonne Tags über; die milde Lauheit der Lüfte that dem armen Knaben wohl und er versank in einen lethargischen Schlaf — aber die Nacht, die eisig-kalte Nacht in dieser Region konnte dem bedauernswürdigen Adolf das Leben kosten, wenn er auch nicht die Beute der Raubthiere wurde. — Adolf träumte von seiner Mutter, die an seiner Seite saß und ihn tröstete, daß der Labetrunk und die schöne warme Wolldecke, zwei Dinge, nach denen er im Phantasiren so sehr Verlangen trug, recht bald herbeigeschafft sein würden; er möge nur noch etwas Geduld haben, der liebe Gott werde ihn gewiß nicht hilfslos verlassen! — Und Adolf faßte sich in Geduld und Ergebenheit — seine Mutter, die bei Gott war, sie mußte ja doch wissen, was Gott ihm beschieden habe?! — — —

„He, herein da — Hassan!" rief eine kräftige, aber sehr angenehm klingende Stimme plötzlich in der Nähe, wo Adolf zwischen dem Gebüsche im bewußtlosen Zustande lag.

„Verdammte Bestie!" fuhr die nämliche Stimme fort, „jetzt narrst Du mich ganz abseits von dem Wege! Der Abend bricht heran, und wir haben uns zu sputen, um noch im Dämmerlicht mit heiler Haut die steile Wand hinabzukriechen. Her—r—ein da!"

Aber Hassan folgte nicht, obgleich er ein Thier von ganz ausgezeichneter Dressur war. Er schlug zwei Mal kurz an, und blieb vor dem Gebüsche stehen, hinter welchem Adolf völlig bewußtlos lag.

„Hoho! Da gibt es Etwas!" sagte der Herr des Hundes, hinzutretend, und langte nach einem Aste des Gebüsches, „gewiß haben die Wilderer hier einen Gemsbock versteckt, um ihn bei guter Gelegenheit nach Hause zu schaffen." Und er riß mehrere Zweige so weit weg, daß er bequem in das Innere des Gebüsches sehen konnte.

„Himmel!" rief der Mann, „ein Knabe, ein kranker Knabe, und in diesem erbärmlichen Zustande!"

Hassan zog die linke Vorderpfote in die Höhe, und blickte seinen Herrn mit klugen Augen an, als wollte er zu ihm sagen: „Du thatest Unrecht, mich zu schelten; wer hat jetzt Recht von uns Beiden?"



Des Hundes feine Nase hatte dem verirrten Adolf das Leben gerettet.

Und in der That, des Hundes feine Nase hatte dem verirrten Adolf das Leben gerettet.

Der Jäger ließ sich neben dem Knaben auf ein Knie nieder, und träufelte ihm aus seiner Feldflasche, die er erst Nachmittags bei einer Quelle frisch gefüllt hatte, auf die heißen Lippen das erquickende Naß. Dann zog er seinen Jägerrock aus grauem Tuche aus, und hüllte in denselben behutsam den vor Frost zitternden Knaben ein.

„So," sagte der Mann befriedigt, und nahm wieder die Waidtasche um, warf die Büchse auf die Schulter und griff nach dem langen, mit Eisen beschlagenen Alpenstocke. „So, Hassan, jetzt wollen wir fest ausschreiten. In zwei Stunden kann der arme kleine Kerl da unten bei der „dicken Lisl" gut aufgehoben sein. Und ein Arzt muß noch heute Nacht aus dem nächsten Dorfe herauf; der Knabe ist sehr krank. Mein Gott, ich danke Dir, daß Du mir heute Gelegenheit gabst, ein gutes Werk zu thun. Der Junge soll sich in mir eines Beschützers erfreuen sein Leben lang. Ich hab' ihn gefunden, vom Tode errettet — folglich gehört er mein."

Gegen Mitternacht treffen wir den menschenfreundlichen Alpenjäger in der Sennhütte der „dicken Lisl" am Bette des glücklich von drei rüstigen Burschen herabgeschafften Adolf sitzen. Mit Ungeduld erwartete der Herr, dem die „dicke Lisl" mit ganz außerordentlichem Respect begegnete, den citirten Arzt. Endlich traf derselbe ganz erschöpft und athemlos ein.

„Gott sei Dank," rief der Jünger Aesculaps erfreut, verbeugte sich aber bis zur Erde; „Gott sei Dank, daß nicht Sie, kaiserliche Hoheit, meiner Hilfe bedürfen! Der dumme Fex, den die „dicke Lisl" hinabgesendet, richtete seine Botschaft ganz verkehrt aus, so daß ich glauben mußte, Allerhöchstdero kostbares Leben sei in Gefahr gerathen; unten im Dorfe entstand auf diese Nachricht hin ein ganzer Aufruhr, und morgen Früh wird die Alm hier einem Heerlager gleichen."

„Schon gut, schon gut!" unterbrach der schlichte Jägersmann den Schwätzer, „nehmen Sie an, ich sei der Kranke, das heißt, bieten Sie Alles auf, um diesen Kranken da zu retten; scheuen Sie ja keine Mühe und Kosten. Sie sollen fürstlich belohnt werden, wenn Sie meinen Schützling am Leben erhalten." —

„Stehe zu Befehl, kaiserliche Hoheit," entgegnete der Arzt im Tone der tiefsten Ehrfurcht, und machte sich daran, den Patienten, der im Delirium unverständliche Worte vor sich sprach, genau zu untersuchen.

„Ich hoffe ihn herzustellen," nahm endlich der Arzt wieder das Wort, „das ist ja ein junger Athlet; eine solche Brust, solche Sehnen und Muskeln sind mir noch nie vorgekommen; bei dem kann man schon etwas wagen, was ein anderes Menschenkind gleich umbringen müßte — ja, kaiserliche Hoheit, ich garantire, ihn wieder herzustellen." —

„Und ich garantire Ihnen hundert Dukaten!" sagte der Alpenjäger, welcher mit einem freundlichen, huldvollen Gruße sich nach einer Seitenkammer zurückzog, wo die alte „dicke Lisl" für ihren unerwarteten hohen Gast, den Erzherzog Johann von Oesterreich, ein einfaches, aber gutes Lager aus Heu auf dem sauber gescheuerten Boden bereitet hatte. —

XVII.

Unter den Nonnen.

Zur selben Zeit, wo Adolf und Anton durch ihre ohne Erlaubniß bewerkstelligte Entfernung von Innsbruck den „frommen" Vätern der Gesellschaft Jesu einen sehr schlimmen Streich gespielt hatten, also im Hochsommer des Jahres 1817, hielt eines Morgens vor dem Hause des Baron Eichberg zu Wien, in der Schulerstraße der inneren Stadt, eine elegante, mit vier Postpferden bespannte Reisekutsche. Da mehrere Koffer und Reisesäcke aufgepackt wurden, so sind wir, ohne unsere Denkkraft besonders anstrengen zu müssen, zu dem Schlusse berechtigt, daß unser alter, lieber Freund, welchen wir seit einiger Zeit gänzlich aus dem Gesichte verloren haben, im Begriffe stehe, eine vielleicht längere Reise zu unternehmen.

Mit großer Geschäftigkeit trippelte der alte Hermann, des Barons Kammerdiener und Factotum, Treppe auf, Treppe ab, zum hundertsten Male in den Gemächern nachsehend, ob nicht etwas vergessen worden, was er fürsorglich mitzunehmen beschlossen, um seinem geliebten Herrn die Strapatzen der Reise weniger beschwerlich und die demselben bevorstehende lange Entbehrung vielfacher Bequemlichkeiten der angewohnten Häuslichkeit leichter erträglich zu machen.

Der Baron, à la roccoco wie immer gekleidet, ging in seinem Empfangssalon schweigend, mit über dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab. Endlich verfügte er sich in das Seitengemach, wo sein von

uns zu Anfang unserer Geschichte flüchtig beschriebener „Reliquienkasten, stand; nochmals warf er einen langen, prüfenden Blick in den Schrank welchem er den gestrigen ganzen Tag gewidmet gehabt hatte, um alle darin befindlichen Gegenstände eigenhändig abzustäuben und zu ordnen. — Als er endlich sich überzeugt, daß ein dreifach versiegeltes Papier, welches die Aufschrift trug: „Mein Testament — Pare bei Dr. ... deponirt," an einer in das Auge springenden Stelle lag, verschloß er den Schrank sorgfältig und steckte mit gewohnter Pedanterie den Schlüssel zu sich.

Inzwischen war Hermann schon zum zweiten Male mit der Meldung erschienen, daß Alles in Ordnung. —

Der Baron nickte blos mit dem Kopfe und ging nun nach seinem Arbeitscabinete, unter dessen Thüre er stehen blieb, einen fragenden Blick einem jungen Manne zuwerfend, der bei dem Schreibtische saß und soeben einen Brief unter Couvert gegeben hatte, und nun im Begriff" stand, demselben sein Petschaft aufzudrücken.

„Stehe sogleich zu Diensten, Herr Baron!" rief der junge Mann und beeilte sich, mit der gedachten Verrichtung schleunigst zu Ende zu kommen.

„Festina lente" (Eile mit Weile), mahnte Eichberg, „auf fünf Minuten mehr oder weniger kommt es jetzt wahrlich nicht mehr an; vergiß nur nicht die Adresse meines Rechtsfreundes genau nnd deutlich darauf zu schreiben; der Hausdiener wird die Zustellung besorgen."

„Ist bereits geschehen, Herr Baron!" antwortete der junge Mann bescheidenen Tones und wies die Adresse vor.

„Nun denn in Gottes Namen, lass' uns gehen, mein Knabe!" sagte der Baron, und einen schweren Seufzer ausstoßend, warf er nochmals ringsum einen langen, pietätvollen Blick auf die für ihn geheiligten Räume seines Vaterhauses, das er auf längere Zeit, vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu verlassen im Begriffe stand. — Ein Greis, gleich ihm, hoch in den Siebenzigen, mußte sich für jeden Tag bereit halten, der Mutter Natur seinen letzten Tribut zu bezahlen und in den ewigen Osten einzugehen, wo das Licht der hehren, unvergänglichen Wahrheit dem Gerechten dieser Erde leuchtet immerdar! —

Wenn wir Eichberg's Reisebegleiter, der im Vorbeigehen den eben beendeten Brief dem Portier zur Bestellung übergab, im vollen Tageslichte etwas näher betrachten, so kostet es uns wahrlich Mühe, in dieser abgehärmten Gestalt, mit den verdüsterten Zügen und dem

überernsten Blicke Julius von Dahlberg wiederzuerkennen. — Er scheint uns mehr als zehn Jahre gealtert zu sein, seit wir ihn vor kaum achtzehn Monaten nach dem Duelle mit Monsieur de Brevet durch Krunner's verrätherisches Arrangement auf dem „Landgute" bei Wien in die Hände der Polizei fallen sahen. —

Er und der Baron stiegen in den Wagen, während Hermann und der getreue Jacob, der vor Freude ganz außer sich zu sein schien und eine Thräne um die andere von den ergrauten Wimpern wischen mußte, auf dem bequemen, mit einem Vordache und Spritzleder versehenen Außensitze Platz nahmen. —

Wir werden die wonnevolle Zufriedenheit des guten Jacob leicht begreiflich finden, wenn wir erfahren, daß sein geliebter Herr erst gestern Abends aus der Haft, die er aus Gnade in Wien im Polizeihause in einem separirten Zimmer, statt im eigentlichen Criminal-Gefängnisse absitzen durfte, mit einer Strafnachsicht von mehreren Monaten entlassen worden war. — Die Absonderung des Gefangenen wurde während der ganzen Strafdauer so strenge durchgeführt, daß es nicht einmal dem Baron, geschweige dem Jacob oder sonst Jemanden von ahlberg's Freunden und Bekannten gestattet war, mit ihm persönlich oder brieflich zu verkehren. —

Bei seiner Entlassung aus dem Arreste war ihm übrigens im hohen Auftrage der „wohlmeinende" Rath zu Theil geworden, auf längere Zeit Wien zu meiden, wobei man nicht unterließ, ihm in freundlicher Weise anzudeuten, daß er als „Ausländer" aus sämmtlichen k. k. Staaten hätte verwiesen werden können, diese auffallende und kränkende Maßregel jedoch in der Voraussetzung seines entsprechenden Entgegenkommens, vorläufig wenigstens, unterblieben sei. —

Das war deutsch gesprochen. — Dahlberg begab sich schnurgerade aus dem Gefängnisse zu dem Baron, der bereits seit ein Paar Wochen um seine bevorstehende Begnadigung wußte, und in der Stille Alles vorbereitet hatte, um sofort den Umständen entsprechend zu handeln, sobald sein junger Freund und Schützling bei ihm eintreffen würde. —

Der Baron hatte nämlich vor Kurzem zwei Briefe auf geheimen Wegen erhalten; der eine war aus der Schweiz und bezog sich auf Florencourt, der andere enthielt eine wichtige Mittheilung betreff der armen Hermine, welche Mittel und Wege gefunden, den Baron zu verständigen, daß sie demnächst aus Graz nach einem andern Nonnenkloster

gebracht werden solle, und ihr herzloser Vater, von Madame de Brevet dazu aufgestachelt, sie durchaus bestimmen wolle, den Schleier für immer zu nehmen. Sie beschwor den Baron, Alles aufzubieten, um sie zu befreien; mißlinge ihm dies, so werde sie lieber Hand an sich selbst legen, als sich für ihr ganzes Leben in einem Kloster zu begraben. —

Der Baron sah es für einen Wink des Schicksals an, daß gerade jetzt, wo er diesen Schmerzensschrei der unglücklichen Hermine empfing, Dahlberg's Haft zu Ende ging.

Wiewohl Eichberg noch immer starr und steif der Ueberzeugung war, daß zwischen Julius und Hermine eine eheliche Verbindung niemals möglich sei, weil der Sohn des Gehenkten nun und nimmer der Gemal der Tochter des Henkers seines Vaters werden könne, mußte er dennoch Dahlberg als die geeignetste Persönlichkeit betrachten, das arme Mädchen aus ihrer schrecklichen, unverdienten Lage zu befreien, in die sie eigentlich doch nur durch ihren heroischen, wenn auch unüberlegten Schritt zu Gunsten des jungen Mannes gerathen war. Dahlberg tilgte also nur eine Ehrenschuld, wenn er Hermine aus dem Kloster errettete und ihr dadurch die Freiheit des Willens, die Selbstbestimmung ihrer Geschicke, ihres Lebenslaufes wiedergab.

Baron Eichberg hatte, um nicht ohne Noth zu extremen Mitteln zu greifen und um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, einen Schritt gethan, den er unter anderen Umständen mit seiner Ehre und seinen Anschauungen für völlig unvereinbarlich, daher unmöglich gehalten hätte. Er hatte sich, wiewohl nicht ohne langen harten Kampf, und mit einer Selbstverleugnung, deren hohen Werth nur der zu beurtheilen vermag, wer Eichberg's edlen, aber eigenthümlichen Charakter und Grundsätze als Psychologe studirte, in seinen eigenen Augen so tief erniedrigt, dem Staatsrathe von Ostenried eine Aufwartung zu machen, und vor demselben als Bittsteller zu erscheinen. Er stellte dem kalten verknöcherten Diplomaten die entsetzliche Lage seines einzigen Kindes vor und flehte mit aufgehobenen Händen, doch nicht seiner Pflichten als Mensch und Vater zu vergessen. Aber der Baron erntete in höflichster Form nur kalten Hohn und Spott für seine warme, beredte Fürsprache. Ostenried verschanzte sich hinter den Allerhöchsten Willen, bis zu dessen ausdrücklichen Widerruf ihm, als gehorsamster Unterthan Seiner Majestät des Kaisers, jede weitere Verfügung über Hermine entzogen bleibe. Der Staatsrath ging in seinem niederträchtigen Jesuitismus so weit, den Aufenthalt Herminens im Kloster geradezu als ein

Glück für dieselbe zu preisen, das auch von dieser, wie er durch einen eigenhändigen Brief des Fräuleins darthat, in hohem Maße dankbar anerkannt werde. — Dieser Brief war freilich echt, aber von der Novizin durch Drohungen und Vorspiegelungen aller Art erpreßt worden. Schließlich sprach Ostenried mit ungeheuer verletzender Ironie dem Baron den tiefgefühltesten Dank für die seiner Familie in diesem Falle so edelmüthig bewiesenen warmen Sympathien aus, mit einer tiefen Verbeugung und der Versicherung seiner unendlichen Hochachtung diese merkwürdige Unterredung schließend.

Eichberg, sonst so ruhig und unerschütterlich wie Cato der Stoiker, verließ Ostenried's Zimmer in ungeheuerer Aufregung, in einer Erbitterung über sich selbst, welche dem Hasse und der Verachtung, die ihm der Staatsrath neuerdings eingeflößt, vollkommen die Wagschale hielt. Er hätte sich selbst ohrfeigen und wie einen dummen Buben herunter schelten mögen über die erlittene und, wie er jetzt begriff, eigentlich ganz voraussichtliche Blamage.

Aber eines stand fest bei ihm — er wollte dem Staatsrathe zur Revanche einen schlimmen Streich spielen, so wenig er sonst das Gefühl der Rache eines edlen Menschen und namentlich eines Freimaurers für würdig hielt. Wäre Dahlberg nicht zur guten Stunde losgekommen, er würde andere Werkzeuge gesucht und gewiß auch gefunden haben, um Herminen's jammervolle Bitte um Erlösung zu erhören. Obwohl kein Freund von Gewaltthätigkeiten und Gesetzesverletzungen welch' irgend einer Art, sah er ein, daß in diesem Falle, dessen correcter und friedlicher Entwicklung er gerne die Hälfte seines Vermögens geopfert hätte, eben nur List und Gewalt zum Ziele führen konnten.

Was Dahlberg betrifft, so ergriff derselbe natürlich mit tausend Freuden die Gelegenheit, seiner theuren, unaussprechlich geliebten Hermine einen Dienst zu erweisen. Er schwor sich selbst hoch und theuer zu, daß, sobald er das Fräulein gerettet haben würde, er sich von ihr sogleich wieder trennen, und seiner Pflicht als „Sohn des Gehenkten" unverbrüchlich eingedenk bleiben wolle. Armer Julius, welche übermenschliche Kraft muthest Du Dir zu?! Haben Dich die harten Kämpfe mit Deinem blutenden Herzen noch nicht hinlänglich belehrt, daß auch Du nur ein Staubgeborener bist, daß auch Du unterworfen seiest den ewigen unveränderlichen Gesetzen der höheren Weltordnung, die da verlangt, daß Du leben sollst, um zu lieben, und zu lieben, um zu leben?! — — —

Die Reise des Barons und seines jungen Freundes ging bis Graz ohne jedes besonders erwähnenswerthe Ereigniß in zwei Tagen vor sich; heute, wo man die Strecke Wien-Graz mit dem Eilzuge in fünf und ein halb Stunden zurücklegt, eine die Geduld des modernen Reisenden geradezu erschöpfende Frist.

Unsere Reisenden hätten zwar mit der Extrapost schon am nächsten Morgen in Graz sein können, aber Dahlberg bestand, obwohl der Baron die Fahrt ununterbrochen zurückzulegen wünschte, allen Ernstes darauf, daß in Mürzzuschlag Nachtlager gehalten wurde. Im Stillen war aber Eichberg seinem jungen Freunde für diese liebevolle Sorge nur sehr dankbar, denn er fühlte sich durch die Reise ziemlich angegriffen. Er mußte sich an die Reisestrapazen erst wieder gewöhnen, denn seit vielen Jahren hatte er nur mehr einen Wagen bestiegen, um seine gewöhnlichen Spazierfahrten in Wien und dessen nächster Umgebung zu machen. Die Schonung der Kräfte des gebrechlichen Greises war zudem um so mehr angezeigt, als Eichberg seine Reise bis nach Italien und der Schweiz auszudehnen gedachte.

Als Dahlberg mit dem Baron zu Graz im Hotel abstieg, stand Ersterem eine große und freudige Ueberraschung bevor. Ein Stallknecht des Gasthofes führte ihm einen prachtvollen arabischen Hengst vor, in welchem er auf den ersten Blick seines Freundes Schwalbach Lieblingspferd, den schönen und klugen Aali erkannte. Eichberg, der etwas zur Seite stand, schmunzelte vergnügt über den gelungenen Coup. Er hatte das von Frau von Schwalbach erstandene edle Thier schon vor einigen Tagen durch einen verläßlichen Bereiter nach Graz bringen lassen, damit sich sein junger Freund, den er als passionirten Reiter kannte, auf eine seines Standes würdige Weise hier einem chevaleresken Vergnügen hingeben könne. Außerdem konnte das starke, ausdauernde und schnelle Pferd vielleicht unter Umständen auch von practischem, ja unberechenbarem Nutzen werden, wenn es sich allenfalls darum handelte, die zu raubende Nonne zu entführen.

Mit einem warmen Händedrucke dankte Dahlberg dem edlen Greise für diesen neuerlichen Beweis seiner unerschöpflichen Liebe und Güte für ihn. —

Schon am folgenden Tage setzte Baron Eichberg, von Hermann und Jacob begleitet, die Reise nach dem Süden weiter fort. Jacob, der, als die Verhaftung seines Herrn auf dem Landgute bei Wien erfolgt war, von dem Baron in Dienst genommen wurde, konnte

ob seines vorgerückten Alters bei dem kritischen Unternehmen, welches Dahlberg im Sinne führte, kaum von wesentlichem Nutzen sein, während anderseits durch seine bodenlose Plauderhaftigkeit, die ihn wider Willen beherrschte, — seine Ehrlichkeit und Treue stand wohl außer allem Zweifel, — vielleicht das größte Unheil entstanden sein würde.

Dahlberg gab daher den alten Schwätzer dem Kammerdiener Hermann als Gehilfen bei, und so kam es, daß er bei der greisen Reisegesellschaft, welche mit der Gesammtsumme ihres Alters kühn zwei Jahrhunderte in die Schranken fordern konnte, im Bunde der Dritte wurde.

Der Baron hatte ein Paar tüchtige und in jeder Beziehung verläßliche Agenten nach Graz beordert, um seinem jungen Freunde in jeder Beziehung mit Rath und That beizustehen. — In erster Linie handelte es sich darum, alles Auffällige zu vermeiden. Dahlberg beobachtete daher in Graz nicht nur ein strenges Incognito, sondern bezog auch eine unweit der Stadt auf dem Wege nach Maria-Grün gelegene kleine Villa, täglich auf dem prächtigen Aali irgend einen Ausflug unternehmend.

Inzwischen walteten die Agenten des Barons in Graz selbst emsig, aber behutsam ihres Amtes. — Einige alte Betschwestern, welche im Ursulinerinnenkloster im guten Geruche standen, waren bald gefunden und unter einem schicklichen Vorwande, ohne es zu ahnen, zu Werkzeugen einer Spionage gemacht, welche ihre Netze in dem Inneren des Klosters selbst zu spinnen hatte.

Die Procedur war dabei ganz einfach, erforderte aber etwas Zeit und Geduld. — Wie bekannt, befassen sich die Ursulinerinnen mit dem Unterrichte der weiblichen Jugend; ob zum Frommen oder Schaden derselben, mag füglich dahin gestellt bleiben. — Hierdurch treten diese Nonnen mit der Außenwelt in einen gewissen Rapport, dessen Consequenzen sie sich nicht verschließen können. — In erster Linie werden Berührungen der frommen Damen mit den Eltern der Kinder, namentlich mit den Müttern nothwendig, und manches Pfund Caffee, mancher Hut Zucker, sowie mancher andere Leckerbissen, vielleicht sogar mancher für Geist und Phantasie, wie z. B. ein profanes Buch, wandert auf der großen, breitgetretenen Heerstraße der Bestechung aus der sündigen Welt hinein in die heiligen Hallen der Klöster, mag auch die Pforte noch so wohl behütet und jedes Fenster mit doppelten Gitterstäben und Lichtkörben versehen sein. — Durch ein Paar alte Mütterchen, welche

mit den Nonnen freundschaftlichen Verkehr unterhielten, konnten daher Eichberg's Agenten ohne besondere Schwierigkeiten und mit verhältnißmäßig geringem Aufwande erfahren, was innerhalb der Klostermauern vorging.

Dahlberg erschrack gewaltig, als die Agenten ihm nach etwa vierzehn Tagen mit voller Bestimmtheit die Kunde hinterbrachten, daß die Novize Hermine von Ostenried schon vor drei Wochen nach einem anderen Orte gebracht worden sei, von welchem nicht einmal die Oberin Kenntniß hatte. Die Novize, hatte Mater Veronica im Vertrauen geschwatzt, sei von einem Herrn und zwei Damen abgeholt worden, welche sich mit einem schriftlichen Befehle des Fürsten Metternich hierzu als bevollmächtigt auswiesen. Zugleich ward der Oberin durch ihren vorgesetzten Bischof der strengste Auftrag, von diesem Domicilwechsel des Fräuleins von Ostenried gegen Niemanden, wer es auch sein möge, das Mindeste verlauten zu lassen. — Mater Veronica, welcher in jener Nacht, wo Hermine das Kloster der Ursulinerinnen in Graz verließ, die Hausinspection oblag, war die einzige Mitwisserin der Priorin.

Dahlberg gerieth in Verzweiflung. Eine gänzliche Rathlosigkeit bemächtigte sich seiner. Volle vierzehn Tage waren zwecklos vergeudet. Wie sollte er Herminen's neuen Aufenthalt erfahren, da man, wie die vorliegenden, vollkommen verläßlichen Erkundigungen darthaten, im Ursuliner-Kloster zu Graz selbst nicht mehr wußte, als die vertraute Freundin der Mater Veronica berichtet hatte. Nicht nur Angst, sondern auch wüthende Eifersucht bemächtigte sich des jungen Mannes, der sich jetzt der Unwiderstehlichkeit seiner Leidenschaft für Hermine völlig klar bewußt wurde, und nun die Stunde verwünschte, welche ihn mit dem Geheimniß seiner Geburt, mit dem letzten Briefe seines ermordeten Vaters bekannt gemacht hatte. —

Am Ende waren Dahlberg's Besorgnisse, daß die reizende Hermine das Opfer schnöder Lüste und verbrecherischer Thaten werden könnte, leider keineswegs unbegründet, wenn wir nur einigermaßen die zahllosen empörenden, ja mitunter wahrhaft unglaublichen Verirrungen und Greuel betrachten, welche das naturwidrige Mönchswesen und das Cölibat mit sich gebracht, oder besser gesagt aus sich selbst erzeugt haben. —

Im Weltgewühle wohnt
Der Sünde freche Fülle,
In heil'gen Mauern thront
Unheiligkeit in Stille. —

Die Vertheidiger des Mönchswesens machen geltend, daß durch Mönche das Christenthum in die fernsten Welttheile getragen wurde. Es ist das ein sehr zweifelhaftes Verdienst, denn das Mönchs-Christenthum (nicht zu verwechseln mit der reinen, unverfälschten Lehre Christi) brachte mehr Fluch als Segen, wohin es auch immer kam, namentlich aber solchen Völkern, die unter dem Einflusse eines ewig milden heitern Himmels sich gebildet hatten, und für welche das scheußliche Mönchs-Christenthum mit seinen trübseligen ascetischen Ansichten eine moralische Unmöglichkeit war. In Mexico wurde 1525, also vier Jahre nach der Eroberung dieses blühenden, dichtbevölkerten Landes durch die Spanier, das erste Kloster gebaut, und binnen wenigen Jahrzehnten hatte man zwölf Millionen unglückliche Indianer dem blutigen Gotte der katholischen Mönche als Opfer geschlachtet. Und in ähnlicher Weise wütheten die Mönche überall, wo eine blödsinnige Regierung ihnen statt des Kreuzes das Schwert in die Hand drückte. — Nennen wir z. B. nur noch die Mariannen-Inseln, welche früher von 150.000 glücklichen Naturkindern bewohnt waren, und im Laufe der Zeiten durch die auf ihnen lastende Mißwirthschaft der Mönche auf 1500 elende, Christen genannte Subjecte reducirt wurde. —

Den Mönchen verdanken wir, sagen ferner die Klostervertheidiger, die Erhaltung der Kunst und der Wissenschaften, wie auch die der meisten alten Classiker. Daran ist allerdings etwas Wahres, und besonders erwarben sich die Benedictiner Verdienste in dieser Beziehung. Aber woher wollen ihre Nachfolger für dieses Verdienst ein Recht auf Existenz ableiten, für ein Verdienst, das sich im Laufe der Zeiten schwer genug bezahlt machte.

Die alten Griechen dienen uns noch heute in manchen Zweigen der Kunst als unerreichbare Meister — niemals sind die Wissenschaften unter der Herrschaft der römischen Kirche so ins Volk gedrungen, wie bei ihnen! Und all' die herrlichen Resultate, welche die Griechen erzielten, erreichten sie ohne Christenthum, ohne Mönche, und eine Thatsache ist es, daß die Wissenschaften in Europa erst anfingen, recht aufzublühen, als das Mönchswesen abzusterben begann. Ja noch mehr: sind nicht noch heutzutage die Heimatländer der Pfaffen und Klöster in Bezug auf Wissenschaften so gut wie Null?

Doch wir berühren hier die culturhistorische Schattenseite des Mönchthums, während wir uns doch, von den Befürchtungen Dahlberg's angeregt, vornahmen, seinen sittenverderbenden Einfluß in Betracht zu ziehen.

Der bekannte Ablaßunfug eines *Tetzel* war strenge genommen nur die nächste Veranlassung der Reformation; deren eigentliches Motiv ist in dem *Schandleben* der römisch-katholischen Geistlichkeit jener Zeiten zu suchen, und es verlohnt sich wohl der Mühe, einen Blick in diese Cloake zu thun und zu prüfen, woher es kommt, daß gerade *Diejenigen*, welche durch ihre Stellung vorzugsweise dazu berufen waren, den Menschen als *Muster der Sitte* voranzugehen, sich durch die zügellosesten sinnlichen Ausschweifungen so sehr befleckten, daß sie dadurch den allgemeinen Abscheu gegen sich hervorriefen.

Gott, die schaffende und erhaltende Allkraft, hat jedem lebenden Geschöpfe den *Geschlechtstrieb* gegeben. Der Schöpfer machte ihn zum *mächtigsten* Triebe, weil er damit die *Fortpflanzung* verband, worauf die Natur bei allen organischen Geschöpfen besonders vorsorglich bedacht war; ja, sie stellt es nicht in den freien Willen, dem Geschlechtstriebe zu folgen oder nicht, sondern sie *zwingt* die Geschöpfe, ihm zu folgen, indem sie die unnatürliche Unterdrückung desselben empfindlich straft. Der gewaltsam unterdrückte Geschlechtstrieb kann Thiere toll und Menschen zu Narren machen, wie wir an berühmt gewordenen hysterischen Nonnen und exaltirten Mönchen zur Genüge zu beobachten Gelegenheit finden.

Die *naturgemäße* Befriedigung des Geschlechtstriebes ist also eine *Naturpflicht*, welche einzig und allein eine verunstaltete, mißverstandene Auffassung der Religion zu einem Verbrechen oder doch zu einer mit der Sittlichkeit *unbedingt* im Widerspruche stehenden Handlung zu stempeln vermag.

Das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen macht es durchaus nothwendig, daß jede menschliche Leidenschaft geregelt werde, sei es nun durch die sogenannte Sitte oder durch das Gesetz. Wo Jeder seinen Leidenschaften die Zügel schießen lassen kann, da herrscht wilde Anarchie; deshalb ist es nothwendig, daß ein jeder Bürger, auch der *schwächste*, im Genusse seines Lebens und Eigenthums selbst gegen den *stärksten* geschützt sei, indem Jeder seinen natürlichen Leidenschaften eine vom Gesetze bestimmte Grenze setzt, welche von den Vollziehern dieser Gesetze, hinter denen die Gesammtkraft des Volkes steht, sorgfältig bewacht und geschützt wird.

Und gerade ist es der Geschlechtstrieb, welcher gar oft die gewaltthätigsten und verderblichsten Wirkungen hervorbringt, weshalb er auch natürlich stets die größte Aufmerksamkeit der Gesetzgeber in Anspruch

nahm. Sie fanden in der Ehe das geeignetste Mittel, den Folgen geschlechtlicher Ausschweifung vorzubeugen, und alle civilisirten Völker alter und neuerer Zeit betrachteten einmüthig die Ehe als die festeste Grundlage des Staatslebens und in jeder Hinsicht als ein höchst segensreiches und die Menschheit veredelndes Institut.

Die christliche Kirche verkannte die Wichtigkeit der Ehe durchaus nicht, und da sie von jeher bemüht war, den größtmöglichsten Einfluß auf die Menschen zu erlangen, so bemächtigte sie sich auch vorzugsweise der Ehe, obwohl dieselbe die Kirche nicht mehr berührt wie jede andere gesellschaftliche Einrichtung. Vor Allem wurde daher die Behauptung aufgestellt, daß zur Schließung der Ehe die priesterliche Einsegnung nothwendig sei, ja, sie ging so weit, daß sie diese rein gesellschaftliche Uebereinkunft, über welche höchstens dem Staate eine Controle zusteht, für ein sogenanntes Sacrament erklärte.

Die Päpste, welche nie vor irgend einem Mittel zurückschreckten, wenn es die Vergrößerung ihrer Macht galt, scheuten sich daher auch nicht, in Bezug auf die Ehe wahrhaft lächerliche Inconsequenzen zu begehen.

Die Ehe, nach der Doctrine der römisch-katholischen Kirche doch ein Sacrament, wurde den Geistlichen verboten, weil es sie verunreinige! — Diese in sich selbst widerspruchsvolle Motivirung war aber nur ein Vorwand für Papst Gregor VII. (1073—1086), den eigentlichen Begründer des Papstthums. Unablässig trachtete er darnach, seine Idee von einer Universalmonarchie zu verwirklichen, und theilweise ist es seinem satanischen Genie auch gelungen. — Gregor VII. war der Sohn eines Handwerkers und heißt eigentlich Hildebrand. Er war klein von Körper, aber der größte und kräftigste Geist, der je auf dem päpstlichen Stuhl gesessen. Sein Zeitgenosse, der Cardinal Damiani, nannte ihn den „heiligen Satan" und die späteren reformirten Schriftsteller tituliren ihn nie anders als „Höllenbrand."

Als er den päpstlichen Stuhl bestieg, war sein erster Ausspruch: die ganze Welt sei ein Lehen des päpstlichen Stuhles! Da man sich nun seinerzeit bereits daran gewöhnt hatte, den Papst als den Statthalter Gottes zu betrachten, so wurde es ihm nicht schwer, bei der verdummten Menschheit dieser, sowie anderen Anmaßungen Geltung zu verschaffen.

Vor Allem bedingten Hildebrand's ehrgeizige Pläne, die Geist-

lichkeit von allen Banden zu trennen, durch welche sie mit der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate verbunden war; sie sollte kein anderes Interesse, als das der Kirche haben und dieser mit Leib und Seele angehören. Da Familienbande die fesselndsten und einflußreichsten Bande von allen sind, so übernahm er es um jeden Preis, die Ehe bei der Geistlichkeit auszurotten.

Gregor VII. ist also der Urheber der erzwungenen Ehelosigkeit der Priester oder des Cölibats.

Wer die Süßigkeit und den Segen des Familienlebens kennt, kann sich wohl vorstellen, daß die Geistlichen dem Papste hierin den größten Widerstand leisteten; der Kampf der römisch-katholischen Priester um ihre Weiber dauerte volle zwei Jahrhunderte, aber endlich unterlagen sie.

Als aber die Ehelosigkeit der Priester als Dogma durchgesetzt war, da begann auch unter dem geistlichen Stande eine allgemeine, entpörende Sittenlosigkeit einzureißen, so daß der wackere Graf Meinhard, welcher zur Zeit der Kirchenherrschaft Nicolaus IV. (1288 bis 1292) über Tirol herrschte und die liederlichen Pfaffen im Zaume zu halten suchte, sich genöthigt sah, an den Papst eine Beschwerde zu richten, in welcher folgende Stellen vorkommen: „Ich bin nicht der Angreifer, sondern meine Bischöfe, die keine Hirten, sondern Wölfe sind. Statt zu lehren, suchen sie sich nur zu bereichern, Bastarde in die Welt zu setzen, zu tafeln und zu zechen. Weidet man so die Schafe Christi? Sie nehmen gerade umgekehrt das Wort: „„Gebet ihnen den Rock““ — sie nehmen auch noch den Mantel und sind schlimmer als Juden, Türken und Tartaren. Sie blenden das Volk durch Ceremonien, und es genügt ihnen nicht, die Schafe zu melken und zu scheeren — sie schlachten sie.“

Die Päpste gingen jedoch durch derlei, in der Geschichte nicht vereinzelt dastehende gerechte Zornesausbrüche edler und wahrhaft christlich gesinnter Fürsten völlig unbeirrt ihren Weg zur Knechtung der Geister und der Leiber entschieden weiter, so daß schon Bonifaz VIII. (1295—1303) in einer Bulle vom Jahre 1294 den stolzen Ausspruch that: „Wir erklären, sagen, bestimmen und entscheiden hiermit, daß alle menschliche Creatur dem Papste unterworfen sei, und daß man nicht selig werden könne, ohne dies zu glauben.“

Dieser Bonifaz führte übrigens ein so unfläthiges, sittenloses Leben, daß er hierin höchstens von Papst Alexander VI. (1492 bis

1502) übertroffen wurde. Er starb auf jämmerliche Art im Wahnsinn, und Betreff seiner traf die Prophezeiung ein, welche sagte: „Er wird sich einschleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe und sterben wie ein Hund."

Der erwähnte Alexander VI., jenes berüchtigte Mitglied der Giftmischerfamilie Borgia, ging noch einen Schritt weiter, als alle seine Vorgänger; er that den Ausspruch: „Der Papst steht so hoch über den Königen, als der Mensch über dem Vieh!"

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Geschichte der Päpste zu liefern, wobei uns reichlich Gelegenheit geboten wäre, für alle nur erdenklichen Laster mit der Tiara bekleidete Repräsentanten in mehrfachen Exemplaren vorzuführen. Wir wollen nur betreff der durch die Herrschsucht und Sittenlosigkeit des damaligen Papstthumes herbeigeführten allgemeinen Verderbniß ein sehr gewichtiges Urtheil wieder geben, nämlich die Worte, welche Papst Hadrian VI., ein etwas bornirter, aber ehrlicher Holländer aus Utrecht, im Jahre 1522, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, und die Wogen der Reformation immer höher zu gehen begannen, eigenhändig niederschrieb: „Gott gestattet die Verfolgung um der Sünde Willen; die Sünde des Volkes stammt von den Priestern, und selbst von diesem unserem heiligen Stuhl ist so viel Unheiliges ausgegangen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Krankheit vom Haupte in die Glieder, vom Papste in die Prälaten gezogen hat. Wir wollen allen Fleiß anwenden, damit zuerst dieser Hof, von welchem vielleicht alles Unheil ausging, reformirt werde, je begieriger die Welt solche Reformen erwartet."

So etwas paßte aber den Cardinälen in Rom natürlich nicht. Der „querköpfige Barbar," wie man ihn nannte, der zudem so sparsam war, daß er für den Unterhalt seines Hofstaates nur zwölf Thaler täglich aussetzte, wurde also, nachdem er kaum ein Jahr Papst gewesen, „gestorben." *)

Uebrigens darf uns bei seinem Tode nicht allzu großes Mitleid ergreifen, denn er war in Spanien fünf Jahre lang Großinquisitor, in welcher kurzen Zeit er 1620 Menschen lebendig und 560 im Bildniß verbrennen ließ, und 21.845 zur Vermögensconfiscation, Ehrlosigkeit, Deportation u. dgl. verurtheilte, gewiß eine unermüdliche Thätigkeit „zur größeren Ehre Gottes!"

Und so weit hatte es eine lange Reihe von Päpsten von „Höllenbrand" bis zur Zeit der Reformation gebracht, daß diese wirklich zu

*) Weber „Geschichte der Päpste", nach [illegible]. —

einem dringenden Bedürfnisse der ganzen Menschheit wurde, sollte diese nicht in dem Schlamme des geilen und faulen Pfaffenthums für immer ihrer höchsten moralischen Güter verlustig gehen. — Und was legte zu diesem erbärmlichen Zustande der römischen Clerisei den ersten Grund? — Nur das Cölibat — welches die Verbindung des katholischen Priesters mit den übrigen Menschen und dem Staate mit freventlicher Hand zerriß, um ihn desto fester an die Kirche, das heißt den Papst, zu fesseln; denn dieser ist es ja, von dem jeder römisch-katholische Geistliche sein zeitliches Heil zu erwarten hat. Der Vice-Gott in Rom soll ihm Familie und Vaterland sein, daher ein echter Römling ein guter Patriot oder Staatsbürger gar nicht sein kann.

Der heilige Bernhard (1091—1153), der durch seine Gelehrsamkeit und seinen reinen Lebenswandel auf die Achtung aller Christen jeder Confession vollen Anspruch erheben darf, sprach sich sehr scharf gegen das Cölibat aus: „Man müsse," sagt er wörtlich, „ein Vieh sein, um nicht zu merken, daß man allen Lastern Thür und Thor öffne, wenn man rechtmäßige Ehen verbietet."

Auch die Apostel vertreten ganz dieselbe Ansicht. Paulus nennt die Ehe einen in allen Betrachtungen ehrwürdigen Stand, und erklärt sogar die Untersagung derselben für eine Teufelslehre (1. Tim. 4, 3). — Paulus verlangt ausdrücklich von den Bischöfen und Diaconen, daß sie im ehelichen Stande leben sollen. Er schreibt darüber an Timotheus: „Ein wahres Wort: wer ein Bischofsamt sucht, der strebt nach einem edlen Geschäft. Ein Bischof muß deswegen tadellos sein, ein Weibes Mann, nüchtern, ernst, wohlgesittet, zum Lehrer tüchtig; nicht schmutziger Habgier ergeben, sondern sanft, friedliebend, frei von Geiz; der seinem Hause gut vorstehe, der seine Kinder im Gehorsam erhalte mit allem Ernst, denn, wer seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie kann er die Gemeinde Gottes regieren? Die Diacone seien eines Weibes Männer, wohl vorstehend ihren Kindern und ihren Häusern." —

Diese Stellen, welche noch durch zahlreiche andere vermehrt werden könnten, sprechen so deutlich, daß es wahrhaft unbegreiflich ist, wie die Päpste die Anmaßung sich erlauben durften, die Rechtmäßigkeit des Cölibats aus der Bibel beweisen zu wollen. — Sie würden auch mit diesem Gesetze nie durchdrungen sein, wenn nicht schon seit früher Zeit in der christlichen Kirche die Idee von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens gespukt hätte. —

Diese Idee fußte auf der phantastischen, von den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte mit scholastischer Spitzfindigkeit in ein förmliches, von Unsinn strotzendes System gebrachten Anschauung: „daß die Seelen gefallener Geister zur Strafe in einen Körper gebannt wären, und daß demnach die sittliche Freiheit des Menschen in der Fähigkeit bestände, sich durch Besiegung „des Fleisches" aus der niederen Ordnung in eine höhere emporzuschwingen." —

Der Irrthum, der in der Welt durch die zur Geltung gebrachten Consequenzen dieser Anschauung schon so viel Unheil angerichtet, liegt offenbar in der Uebertreibung; setzt man statt Besiegung und Abtödtung Herrschaft, so wird wohl jeder Vernünftige mit der Lehre einverstanden sein. —

Als man einmal anfing, die Ehe nur für ein nothwendiges Uebel zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes und zur Verhinderung der Ausschweifungen zu betrachten, so war es natürlich, daß man es als ein Verdienst ansah, davon nur so wenig als möglich Gebrauch zu machen, und man würdigte gleichzeitig das schönste Verhältniß, das sich unter den Menschen entspinnen kann, zu einer bloßen Kinderbesorgungsanstalt herab. —

Aus diesen Ansichten entwickelte sich naturgemäß unter den Jünglingen und Jungfrauen eine Art Schwärmerei für die Keuschheit, und die Mönchs- und Nonnenklöster durften von dieser Zeit an um Recruten nicht mehr verlegen sein. Das Vorurtheil gegen die Ehe griff, wahrlich nicht zum Nutzen der Sittlichkeit, immer mehr um sich, und Zeno, Bischof von Verona, verstieg sich sogar so weit, zu erklären: „daß es der größte Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten!!!"

In der Praxis kehrten sich aber die Mönche wenig an derlei ascetische Vorschriften. Jener Quardian, der einmal um die Anzahl der ihm unterstehenden Priester gefragt, antwortete: „Mönche zählt dieses Kloster wohl an zweihundert, aber es gibt sehr wenige Geistliche unter ihnen," hat so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen.

Noch naiver lautete die etwas unbedachte Auskunft, welche ein Kapuziner-Prior dem Kaiser Josef II. gab, als dieser seine Mißbilligung über den zu großen Personalstand der Mönche dieses Klosters aussprach.

„Aber Majestät!" ereiferte sich der Prior: „Wollen allergnädigst bedenken, daß wir vier Nonnenklöster zu bedienen haben!"

„Das ist freilich etwas anderes!" entgegnete der Monarch und kehrte dem Prior lachend den Rücken.

Es darf uns nicht wundern, daß die deutsche Sprache überreich ist an derben, auf das Pfaffenwesen bezüglichen Sprüchleins.

„Fett und geil wie eine Klosterkatze!"

pflegt man auch heute noch zu sagen, um einen wollüstigen Schlemmer und Nichtsthuer zu charakterisiren und das Sprichwort:

„Gescheh' in der Welt auch noch so viel,
Ein Mönch ist immer mit im Spiel"

scheint heut zu Tage noch eben so wahr zu sein als jenes:

„Beleidigst Du einen Mönch, so knappen alle Kuttenzipfel bis Rom —"

sowie auch die Warnung:

„Hüte Dich vor weinenden Mönchen und lachenden Weibern"

leider nur zu sehr berechtigt ist, denn:

„Mönche, Mäuse, Ratten und Maden
Scheiden selten ohne Schaden!"

und ein uraltes deutsches Sprichwort sagt:

„Vor Mönchen, Nonnen, Juden
Soll jeder Christ sich huten"

was der Franzose sinngetreu mit der Phrase wiedergibt: Il se faut garder du devant d'un boeuf, du derrier d'un âne, et d'un moine de tous cotés. (Man muß hüten beim Ochsen von vorne, beim Esel von rückwärts, aber bei einem Mönch von allen Seiten.)

„Pfaffen segnen sich zuerst"

und

„Pfaffentrug und Weiberlist
Geht über Alles, was ihr wißt."

„Pfaffenkappen und Kalk
Verdecken manchen Schalk."

„Der Pfaffen Zänkerei
Des Teufels Jubelei."

„Priester lehren viel Gutes,
Nicht Jeder aber thut es."

„Sei ein Priester noch so fromm, so rein,
Der Teufel schlüpfet doch in seinen Rock hinein!"

„Pfaffenkinder und Schweizerküh',
Wenn sie gerathen, ist's gutes Vieh!"

„Pfaffenknechte essen mit Schweiß,
Von der Arbeit werden sie nicht heiß."

„Der Mönch steht auf, eh' der Teufel Schuh' anhat."

„Es sind viel Mönche, aber Wenige verschnitten."

Auch die Nonnen kommen in dem Hausschatze deutscher Sprichwörter sehr übel weg, so übel, daß wir ob unserer Leserinnen es wohl nicht wagen dürfen, auch nur mit einigen Pröbchen aufzuwarten.

Höchstens können wir uns die Freiheit nehmen, der vier Verslein zu gedenken, welche ein boshafter Schalk auf die Pforte eines in einer herrlichen, romantischen Gegend gelegenen, ob der Keuschheit der Bewohnerinnen im üblen Rufe stehenden Nonnenklosters schrieb. Sie lauteten:

„Ei! wie gesund, wie frisch, wie rein —
Muß die Luft in diesem Kloster sein!
Denn — seit die Nonnen es erworben,
Ist noch keine Jungfrau d'rin gestorben!"

Wie wir früher erwähnten, war das Cölibatsgesetz Gregor VII. bei den Priestern auf heftigen Widerstand gestoßen. — Die deutsche Geistlichkeit gab z. B. folgende Erklärung ab: „Es sei besser, zu freien, als durch das Verbot der Ehe der Unzucht Thür und Thor zu öffnen. Wolle der Papst auf seiner Meinung bestehen, so wollten sie ihrerseits lieber dem Priesterstande entsagen." —

Mehrere Anhänger des Papstthums, welche die Cölibatsgesetze mit Gewalt durchzusetzen versuchten, verloren beinahe das Leben darüber, wie z. B. der Bischof Altmann von Passau, der, als er die betreffende Bulle des Papstes von der Kanzel verlesen hatte, von den anwesenden Laien vor seinen eigenen Priestern geschützt werden mußte, welche ihn in Stücke zerreißen wollten. — Nicht minder schlimm erging es dem Erzbischof Johann von Rouen, den seine Priester in der Kirche mit Steinen bombardirten, als er das in Rede stehende Gesetz verlas. — *)

Auch in England fand Hildebrand's Verordnung bedeutenden Widerstand; aber einer der englischen Prälaten tröstete sich, indem er sagte: „Man kann wohl den Priestern die Weiber, aber nicht den Weibern die Priester nehmen!"

*) Und doch besteht dieser Saustall noch heute im 19. Jahrhundert. —

Das Verbot der Ehe für die Priester läßt sich endlich eben so wenig aus dem inneren Organismus der katholischen Kirche selbst rechtfertigen, als es auch die Autorität der heiligen Schrift gegen sich hat, wie wir oben nachwiesen. Es gab nämlich in den ersten Zeiten der katholischen Kirche sogar verheiratete Päpste, wie Betreff Papst Hadrian II., welcher vom Jahre 867 bis 871 den Stuhl Petri inne hatte, evident nachgewiesen werden kann.

Dem Papste Gregor VII. und seinen Nachfolgern war es übrigens aus den dargelegten Gründen mehr um die Vernichtung der Priester, als um die Keuschheit der Geistlichen zu thun; vor Allem wollten sie nicht, daß rechtmäßige Kinder als Erbe erhielten, was sie als Kirchengut betrachteten.

In denjenigen Ländern, in welchen die Reformation festen Fuß gefaßt hatte, waren die katholischen Geistlichen freilich darauf bedacht, ihr Schandleben vor den Augen der Welt mehr zu verbergen, aber für die Sittlichkeit wurde dadurch nichts gewonnen. Die katholischen Priester blieben, trotz aller Concilienbeschlüsse, nach der Natur unveränderlichen Gesetzen liebebedürftige Menschen, und da bei unvorsichtiger Verletzung des Cölibatsgebotes jetzt harte Strafen drohten, so waren sie darauf angewiesen, sich in der Kunst von Verstellung und Heuchelei zu vervollkommnen. Das Handwerk des Frauenverführens wurde nun jesuitischer betrieben, und das war wahrlich kein Gewinn. —

Zudem war man von Seite der Kirchenfürsten diplomatischer geworden. Man unterließ es, die Keuschheitsvergehen der Priester auszuposaunen, versuchte vielmehr, den Glauben zu verbreiten, als stehe es um die Sittlichkeit der Priester sehr gut. Fand man aber eine Erinnerung nöthig, so sorgte man dafür, daß keine Kunde davon unter die Leute kam. So heißt es z. B. in dem Rundschreiben Josef Conrad's, Bischof von Freisingen und Regensburg, an seinen Clerus vom 7. Januar 1796 ausdrücklich: „Uebrigens wollen wir, daß von diesen Statuten keine Nachricht unter das Volk komme, damit nicht der Clerus verachtet und verspottet werde. Wir haben uns auch deswegen der lateinischen Sprache bedient, damit für die Ehre des Clerus gesorgt und das Volk bei seiner guten Meinung erhalten werde, da Einige in demselben glauben, es dürfe auch nicht der Verdacht eines schändlichen Verbrechens auf die Priester und seine Seelsorger fallen.“ —

In einem Umlaufschreiben des Bischofs Ignaz Albert von Augsburg vom 1. April 1824 kommt folgende Stelle vor: „Ja,

wir wissen es, daß es bei einigen Pfarrern schon zur Gewohnheit geworden ist, an Kirchfesten und Jahrmärkten mit den Köchinnen zu erscheinen und im Pfarrhause oder in Wirthshäusern einzusprechen, und in später Nacht vollgefressen und vollgesoffen nach Hause zurückzukehren." — —

Nach dieser etwas langen Abschweifung wollen wir uns wieder nach Freund Dahlberg umsehen, der, als er von Herminens Verschwinden aus Graz erfuhr, so wenig einen guten Rath zur Hand hatte, als seine beiden Agenten. —

Aber Noth macht stets erfinderisch. „Noth hebt einen Wagen auf," sagt das Sprichwort. —

„Noth ist uns'rer Sinne sechster; gibt geschwind ein Mittel an,
Wenn der andern fünfe keiner Rath und Hilfe finden kann."

„Noth an Mann!
Mann voran!"

Julius machte sich also selbst auf den Weg nach dem Kloster; zwar nicht in der Absicht, dasselbe zu betreten, aber um in dessen Nähe zu recognosciren und zu erspähen, ob nicht irgend ein günstiger Zufall ihm den total verlorenen Faden wieder an die Hand geben werde. — Er wählte aus Vorsicht ein sehr bescheidenes, ja ärmliches Costume, und machte sich mit Einbruch der Dämmerung nach der Vorstadt Mariahilf, in dem zu Graz das Ursulinerinnenkloster gelegen ist, auf den Weg. — Er schritt bis auf die sogenannte Lend hinaus, und kehrte dann wieder zurück, jetzt abermals die Umgegend, und namentlich das Gegenüber des Klosters mit scharfen Blicken musternd.

Er bemerkte eine etwas unsaubere Schänke, vor welcher eine dralle Kellnerin auf der Schwelle stand; hinter ihr befand sich der Wirth. Beide lugten bald nach rechts, bald nach links aus. —

Der Kneipier und seine Dienerin führten einen Wortwechsel, der Dahlberg's Aufmerksamkeit alsbald rege machte. —

„Geht mich Alles nix an," zürnte der Wirth, „am Samstag zieh' ich Dir die zwei Zwanziger vom Lohn ab. Der „Sepp" ist ein Lump, das weiß die ganze Welt, und darum hättest Du ihm nichts mehr einschänken sollen auf Borg, und noch dazu vom Besten."

„Aber, mein Gott!" jammerte die Kellnerin, „so zahl' ich halt in Gottes Namen die zwei Zwanziger für den Wein und das schöne Glas, was der Sepp zerschlagen hat. — Hoch und theuer hat er

geschworen, daß er heut' uns zahlt, und selbst das Glas bringt. Jetzt ist seine Stund', wo er bald vorbeireiten wird mit seinem Vierspänner; na seg'ns, dort kommt er ja schon — ein saub'rer Bursch', der Sepp, das laßt sich einmal nicht läugnen. Wie ein Cavalier sitzt er auf seinem Pferd." —

Der Sepp, seines Zeichens k. k. Postillon, war in der That ein hübscher junger Mann, dem aber der Schelm und der Leichtsinn aus den Augen sah. —

Als er den Wirth und die Kellnerin vor der Thüre auf der Gasse erblickte, knallte er mit der Peitsche, drückte seinem „Sattlichen" die Sporen in die Weichen, und die vier Pferde begannen im Galopp auszugreifen. —

Der Wirth und die Kellnerin drohten von Weitem dem kecken Sepp, der ganz fidel seinen Hut nach der Seite trug, und wie die wilde Jagd dahergesaust kam; der Spaßmacher beabsichtigte aber keineswegs durchzubrennen, sondern dicht an der Thüre der Schänke brachte er mit einer Kraft und Sicherheit die vier Pferde zum Stehen, welche unwillkürlich selbst Dahlberg's Beifall hervorrief, und ihn bewog, etwas näher zu treten, und sich den geschickten Reiter anzusehen, dessen schlanker Wuchs und tadellose Haltung in der That unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Na!" rief der fesche Postillon lachend, „da habt's Eueren Bettel und bring mir noch geschwind ein Seitel Luttenberger heraus, Mirzl, aber vom besten."

„Ei, ei!" brummte der Wirth kopfschüttelnd, als er den blanken Silberthaler in Empfang nahm, den ihm der „kecke Sepp'" zum Wechseln hingereicht hatte; „ei, ei! S' scheint, daß Du wieder 'mal noble Kundschaft gefahren. Thaler als Trinkgeld setzt es nicht alle Tag'. —"

„Oh! ein charmanter, ein feiner Herr, das!" bestätigte der Postillon, mit der Zunge schnalzend, „hoffentlich fährt er bald wieder durch Graz hindurch. Er sagte es wenigstens."

„So?" forschte der Wirth neugierig weiter, „war's vielleicht derselbe, der neulich um Mitternacht von da drüben ein Fräulein abholte; Du hast uns ja davon eine lange, merkwürdige Geschichte erzählt. Die Dame hüpfte ganz lustig in den Wagen, weil sie glaubte, daß es nach Wien ginge, aber als sie auf dem Wege ihren Irrthum gewahrte, fing sie laut zu schreien und zu jammern an, daß Du's draußen auf dem Pferde gehört hast."

„Ja, so war's; schad' — so ein mudlsauberes Ding und narrisch," bestätigte der „kecke Sepp," der inzwischen den von der Kellnerin gebrachten Wein geleert hatte, aber nachdem er das Glas zurückgestellt, mit einem kurzen „Pfirt Gott!" eiligst davon trabte, um nicht wegen zu späten Eintreffens auf der Post eine Geldbuße zu erleiden.

Dahlberg hatte in fieberhafter Spannung das kurze Gespräch des Wirthes mit dem Postillon erlauscht. Er sendete einen Blick des innigsten Dankes zum Himmel empor, denn er hoffte durch einen ebenso unerwarteten als günstigen Zufall die Spur der Gesuchten aufgefunden zu haben. Im ersten Augenblicke fühlte er sich versucht, in die Kneipe zu stürmen, um Näheres zu erfahren; aber er hörte auf die Stimme der Klugheit, welche ihm dringend rieth, weder sein Incognito zu verrathen, noch durch unzeitige Neugierde selbst Ursache zu sein, daß man etwa im Kloster drüben zur Unzeit gewarnt würde. So gut der Zufall ihn begünstigte, konnte durch irgend eine Zwischenperson, auf die man vielleicht gar nicht achtete, der Oberin des Klosters Mittheilung gemacht werden, daß sich ein Fremder um die verschwundene Novize auffallend angelegentlich erkundigt habe.

Der junge Mann verzichtete also, so schwer es ihm auch ankam, auf sein glühendes Verlangen, sofort über Hermine nähere Auskunft zu erlangen. Aber er stürmte hastig nach dem am anderen Ufer der Mur gelegenen Admonterkeller, wo er um diese Stunde einen der Agenten des Baron zu finden wußte. Binnen wenigen Minuten war dieser Mann entsprechend instruirt und verfügte sich nach der Kneipe gegenüber dem Ursulinerinnenkloster in Mariahilf. Ehe eine Stunde verging, hatte Herr Bergmüller, so hieß der Agent, aus der „Mirzl," mit der er so zutraulich that, wie ein verliebter Märzenkater, ohne jedweden Verdacht zu erregen, Alles herausgebracht, was ihm zu wissen Noth that. Er wußte nun nicht nur mit voller Bestimmtheit, daß Hermine wirklich das aus dem Kloster vor etwa drei Wochen um Mitternacht in einer vierspännigen Postkutsche entführte Fräulein gewesen, von welchem der Postillon gesprochen, sondern auch, daß die Reise in südlicher Richtung stattgefunden hatte. Alles Weitere zu erfahren, schien ihm nur Spielerei. Er kehrte zu Dahlberg zurück, der im nahen Hotel zum „Elephanten" seiner Rückkehr harrte, vor Ungeduld beinahe aufgezehrt. Bergmüller's Antlitz, beim Eintritte vor Freude strahlend, entlockte ihm einen Jubelschrei, so daß alle Gäste verwundert nach ihm blickten. Um kein weiteres Aufsehen zu erregen,

mußte sich Dahlberg noch eine weitere Geduldprobe auferlegen, aber er unterzog sich ihr mit Freuden, hatte ihm doch der Agent die Worte zugeflüstert: „Die Spur ist gefunden, wir reisen morgen.“

Der kluge Bergmüller hatte indessen einen vollständigen Plan ausgeheckt. Als er und sein Gebieter sich endlich vom „Elephanten“ ohne alles Aufsehen aus der Restauration nach dem in demselben Hause befindlichen Café begeben hatten, theilte Bergmüller seine Ansichten mit, welche Dahlberg's unbedingte Zustimmung erhielten. —

Am folgenden Morgen waren Julius, Bergmüller und der zweite Agent, Namens Höfer, schon um fünf Uhr Morgens auf den Beinen, um bei einem Pferdehändler im sogenannten „Gries“ ein dringendes Geschäft abzuschließen. —

Für Bergmüller, ein alter, ausgedienter Wachtmeister, wurde ein gutes Reitpferd, für Höfer ein leichtes, elegantes, mit zwei flinken ungarischen Rennern bespanntes, sogenanntes „Steirerwagerl“ ohne vieles Handeln gekauft. —

Höfer holte mit dem Wägelchen Dahlberg's nothwendigste Effecten aus dessen Villa ab. — Noch vor sieben Uhr befanden sich alle drei Männer auf der großen Heerstraße nach Italien. —

Dahlberg gab sich, der getroffenen Verabredung gemäß, für einen reichen Roßkamm aus, Bergmüller und Höfer galten als seine Diener. — Der junge Cavalier ritt seinen prächtigen Aali. Auf diese Weise war mit Vermeidung alles Auffälligen nicht nur die Verfolgung der Spur Herminens möglich, sondern es standen auch zweierlei Vehikel zur Verfügung, um das Fräulein seiner Zeit unter allen Umständen rasch in Sicherheit zu bringen. —

Alles ließ sich vortrefflich an. — In Wildon, wo man die erste Rast hielt, um die des Morgens nicht hinreichend gefütterten vier Pferde nunmehr gehörig zu erquicken, ward durch den schlauen Bergmüller alsbald iu Erfahrung gebracht, daß der Wagen, in welchem Hermine von Graz gekommen, hier die Pferde gewechselt habe. Man erfuhr, daß das Fräulein weltliche Kleider angehabt hätte, und von ihrer Begleitung, einem sehr vornehm aussehenden Herrn und zwei alten Damen, als geisteskrank ausgegeben wurde. — Die Augen des Fräuleins wären, erzählte die Frau Postmeisterin, ganz roth geweint gewesen. —

„Dös liabe Kind!“ schloß die gute Seele mit Thränen in den Augen; „na! das Herz hat's mir umgedreht! Wie die geweint hat und

in einem fort hat's darüber lamentirt, daß man sie mit Gewalt wo anders hinbringt, als wo sie hin will. Es muß wirklich nicht recht richtig gewesen sein da im Oberkammerl!"

Dahlberg hatte Mühe, seine Wuth zu bemeistern, aber er that sich übermenschliche Gewalt an und schwieg. — Bergmüller hingegen, befürchtend, daß der junge Mann denn doch losbrechen könnte, stellte in möglichst gleichgiltigem Tone die Frage, ob denn nicht vielleicht dem Fräulein doch Zwang angethan worden und das Vorgeben ihrer Begleitung nur als ein erdichtetes anzusehen sei. —

„Aber was fällt Ihnen denn ein!" entgegnete die Postmeisterin, die in ihrer Einfachheit die Leute nur nach dem Aeußeren zu beurtheilen pflegte, „so ein großer, vornehmer Herr wird so was thun!"

„Woher wissen Sie denn, daß es ein großer, vornehmer Herr war?" examinirte Bergmüller weiter.

„Woher ich dies weiß?" eiferte die Frau, als sie ihre Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen sah, „woher ich dies weiß? Erstens hat er meinem Manne ein Paar Papiere vorgewiesen und da stand darin, daß alle Civil- und Militärbehörden ihm bei Transportirung des Fräuleins Hermine von — von — ei wie heißt nur der Namen — von Os — Os — thut nichts zur Sache, also daß alle Civil- und Militärbehörden ihm zu gehorchen haben, ja, ja, so stand es darin. Aber nicht genug — als der fremde Herr eben im Begriffe stand, in den Wagen zu steigen — die Reisenden hatten sich hier über eine halbe Stunde aufgehalten, weil das Fräulein in fürchterliche Krämpfe verfallen war, aber mein Kamillenthee that ihr gut, oh den versteh' ich zu bereiten, wie nicht bald Jemand, aber sapperlot, was wollt ich sagen — ja, hab's schon — als der fremde vornehme Herr in den Wagen steigen wollte, kam der Herr Landespräsident von unten angefahren. Na — hat der den Hut herunter gerissen und ein „Buckerl" gemacht, und s' ist doch sonst so ein stolzer, grantiger Herr, der zumeist nicht einmal dankt, wenn man ihn grüßt. — Ich hätt' mir beinahe die Zunge abgebissen vom heimlichem Lachen, wie der Herr Präsident vor dem fremden Herrn ordentlich gekrochen ist, wie ein Pudel, ha, ha, ha!"

Die einmal entfesselte Redeseligkeit der Frau Postmeisterin flutete noch lange fort. —

Durch geschickte Kreuz- und Querfragen brachte Bergmüller endlich eine Personsbeschreibung des vornehmen fremden Herrn zusammen, welche haarscharf auf den Staatsrath von Ostenried paßte.

Dahlberg knirschte mit den Zähnen und schlug sich vor die Stirne, was beides der mit Bergmüller vollauf beschäftigten Frau Postmeisterin glücklicherweise völlig entging.

Gegen Mittag setzten die angeblichen Roßkämme ihre Weiterreise fort. Auf der nächsten Poststation wies die Spur unzweifelhaft auf Marburg an der Drau, wo die drei Männer auch noch am Abende desselben Tages anlangten und Nachtquartier nahmen. Von Marburg aus wandten sie sich nach Kärnten, auf Klagenfurt zu, die Richtung, in welcher Hermine weiter gebracht worden war.

Auf der Mitte des Weges zwischen Marburg und Klagenfurt, nämlich in Drauburg, bekamen unsere Reisenden zufällig Gelegenheit, einen kärntnerischen Hochzeitszug in seiner ganzen Originalität zu bewundern. Die Braut wohnte gerade dem Gasthause gegenüber, wo Dahlberg mit seinen Leuten Unterstand genommen hatte. Mit langhin wehenden Bändern von bunter Farbe, festlich gekleidet und von Musikanten begleitet, trifft der Brautführer vor dem Hause der Auserwählten ein, er findet aber das Thor verschlossen. Drohend verlangt er Einlaß; endlich wird ihm geöffnet; statt der Braut tritt ihm aber ein altes, plump angekleidetes Mütterchen entgegen, mit der er, als sie ihm den Eingang wehren will, nun unter dem Schalle der Musik einige Male vor dem Hause herumtanzt. Dann schiebt er die alte Frau unsanft bei Seite, dringt schnell in's Haus und raubt nun aus demselben die Braut, hebt selbe auf den bereit stehenden Wagen und führt sie nach dem Wirthshause, wo der Bräutigam ihrer harrt. Doch hat der Brautführer unterwegs noch manche Anfechtung zu bestehen, denn lustige Kameraden halten Stricke oder Stangen vor, so daß er, ein fortwährendes Scharmützel bestehend, nur durch Gewandtheit und Entschlossenheit weiter kommt. Ist er unter hundertfachen Hindernissen ins Wirthshaus gelangt, so knieen die Brautleute nieder und der Brautführer hält in sinniger Rede die „Abbitte," in welcher er unter Scherz auf den Ernst des Lebens und dessen sittliche Pflichten verweist. Ist dies geschehen, so gehts nach der Kirche zur Trauung und dann wieder zum Schmause ins Wirthshaus, wo jeder Gast seinen Antheil bezahlt. Den Tanz eröffnet der Brautführer, nachdem er in lustiger Rede zuvor die Pflichten der Ehe geschildert und versprochen hat, mit der Braut ehrbarlich zu tanzen.

Die deutschen Kärntner haben überhaupt viel Eigenthümliches und Poetisches bewahrt, das sich auch in ihren Volksspielen und

Volksfesten mit einem sonderbaren Gemenge von Aberglauben kundgibt, der jedoch im Grunde nur mißverstandener Glaube der urdeutschen Naturreligion ist und daher manchmal seinen guten Grund hat, wenn der dem Fremden so seltsam dünkende Brauch nur richtig verstanden wird. So erinnern z. B. in Kärnten die Wettkämpfe zwischen Sommer und Winter, wobei ein Theil der Bursche Winterkleider trägt, der andere aber Sommerhüte, Gabeln und Sensen, selbst noch in ihrem dabei üblichen Ceremonielle und Redensarten an den Sternendienst der Druiden. Nicht der christlichen Kirche gehört ursprünglich die Feier des Weihnachts- und Johannesfestes; sie stammt aus viel fernerer Zeit, die Kirche hat ihr nur eine andere Bedeutung gegeben. Zur Zeit des naturvergötternden Heidenthums feierte man zu Ende December das Fest der Wintersonnenwende. Schon den Urvölkern Europa's war die Zeit der Weihnacht eine geheiligte, die sie mit kindlichem Herzen durch Gebet und Gesang in ihren Tempeln feierten, wo die Priester den Kindern ein Licht in die zarte Hand drückten, zum Zeichen dessen, daß ein neues Licht wieder erschienen sei. In dieser Zeit war es auch, wo sich die Familienglieder mit bunten Kleidern beschenkten, zum Zeichen dessen, daß der neue Frühling die Erde wieder schmücken werde mit einem bunten Blumenteppich. Und wenn die Natur erfüllt hatte, was das Weihnachtsfest verheißen, wenn der Frühling geprangt hatte mit Blumen und Blüten, wenn die Früchte reiften, und der Aehren goldenes Meer, vom kosenden Zephyr berührt, wogte, wenn überall, wohin man nur blickte, reicher Segen strahlte, wenn die Königin des Tages die höchste Stufe ihres Thrones betreten hatte; da feierte man wieder das Fest der Sommersonnenwende, da schwangen die Priester mächtige Brander, zum Zeichen dessen, daß ein Sonnenjahr seinen Kreis vollendet, da leuchteten ringsum von den Bergspitzen Feuer und helle Sterne durch die Stille duftiger Sommernacht. Die christliche Kirche schuf diese festlichen Zeiten der Naturvölker in Kirchenfeste um, denn die Macht der Kindlichkeit und Anmuth jenes heiteren Naturcultus war zu groß, um gegen sie anzukämpfen. Daher das christliche Weihnachtsfest, wo die Kirche den Namen Desjenigen feiert, der ihr „Luft und Leben" ist!

Der zähe, am Althergebrachten hangende und doch zugleich stets zu demokratischen Principien geneigte Sinn der Kärntner findet sich auch treffend und in der ganz absonderlichen Weise abgespiegelt, womit einst ihre Herzogswahlen vor sich gingen.

Dem jedesmaligen neuen Herzoge wurde auf dem Zollfelde, wo

einst die römische Stadt Virunum stand, gehuldigt. Ein Bauer aus Glasendorf, der dieses Recht ererbt hatte, setzte sich auf den runden Stein bei Karnburg, der im freien Felde steht, und noch heute das herzogliche Wappen auf seiner Vorderseite zeigt; um ihn herum stand die Bauernschaft, getrennt durch Schranken von dem Steinsitz. Nun nahte der Landesfürst in Bauerntracht, mit einigen hochadeligen Dienern, einem schwarzen Rind und einem mageren Ackerpferde. Nach einem kurzen Examen versprach er dem auf dem Steine sitzenden Bauer Gerechtigkeit, worauf ihm derselbe den Sitz räumte, das Vieh mit sich fortnehmend, zum Symbol, daß die Bauernschaft von dem neuen Landesherrn für Viehzucht und Ackerbau Schutz und Schirm gewärtige. Der Landesfürst bestieg hierauf den Sitz, hieb mit dem Schwerte nach den vier Himmelsgegenden und gelobte strenges und gutes Gericht. Dann ging es in die Kirche auf dem Berge, wo der Herzog die Bauernkleider ablegte, und ein fürstliches Mal gab. Am folgenden Morgen ritt er wieder zum Lehnstuhl auf dem Zollfelde hinaus, um mit entblößtem Haupte und erhobenen Fingern der Landschaft zu schwören, sie bei allen Rechten und Freiheiten zu lassen, worauf ihm gehuldigt wurde und er nun die Lehen vertheilte. Die erste Huldigung dieser Art fand 788 statt, als Carl der Große Ingevo zum Herzog von Kärnten eingesetzt hatte; die letzte fand 1564 statt, als Erzherzog Carl von Oesterreich das Land übernahm.

Das prächtige Volk der Kärntner und ihre herrlichen Landschaften gewinnen durch die zahlreichen Burgen und Schlösser auf waldigen Höhen an malerischer Schönheit und historischen Erinnerungen. Wenn Griechenland nur einen Leonidas besaß, so hat Kärnten deren zwei aufzuweisen. Es sind dies die Hauptleute Hensel und Herrmann, welche nächst dem kleinen Malborgeth im Canalthale eine Heldenthat verrichteten, deren Schilderung und Verherrlichung noch immer ihres Geschichtsschreibers und Sängers harrt.

Als die österreichische Armee im J. 1809 von Regensburg her durch diese Engpässe sich zurückzog, übernahmen jene zwei Helden freiwillig die Pflicht, die Befestigung des Passes mit nicht ganz 300 Mann und 11 Kanonen gegen eine ganze französische Armee zu vertheidigen. Mit unverzagtem Muth wies Hensel die wiederholten Aufforderungen zur Uebergabe zurück, trotzte drei Tage lang den Stürmen und dem ununterbrochenen Kanonenfeuer der Feinde. Erst beim sechsten Sturm erlag die kleine Schaar, als sie Mann gegen Mann in den zusammen-

stürzenden Befestigungen gegen die eindringende Uebermacht kämpfend, einen edlen Heldentod starb, um das Gros der österreichischen Armee vor völliger Vernichtung zu bewahren. —

In Villach, am siebenten Tage nach dem Aufbruche von Graz angelangt, erfuhr Dahlberg mit voller Bestimmtheit, daß Hermine in dem nahen Pusterthale unweit des freundlichen Städtchens Lienz in ein Nonnenkloster gebracht worden sei. Nun that noch größere Vorsicht Noth als bisher. Bergmüller und der andere Agent wurden mit dem Wägelchen vorausgesendet, aber Julius blieb mit den beiden Reitpferden in Ober-Drauburg zurück, um die Berichte seiner Kundschafter in aller Zurückgezogenheit abzuwarten.

Nach zwei Tagen kehrte Bergmüller mit der Nachricht zurück, daß das Fräulein sich wirklich in dem bezeichneten Kloster befinde. Höfer, sein College, war in Lienz zurückgeblieben, um eine in aller Eile mit einer hübschen Pusterthalerin eingefädelte Liebschaft weiter zu cultiviren. Dieses Mädchen hatte nemlich in dem Nonnenkloster freien Zutritt, weil sich daselbst eine alte Base von ihr befand, welche ihre „Moidal“ (Marie) sehr gut leiden mochte. Böse Zungen behaupteten sogar, daß die saubere Moidal eigentlich ihre Tochter sei, welch' üblen Nachrede die alte Mater Terentia stets nur stummes Schweigen der Verachtung entgegensetzte, ohne sich je in nähere Erklärungen einzulassen, warum sie sechs Monate früher und zwei Monate später, als Moidal vor zweiundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte, den Pfarrhof, wo sie zu jener Zeit als Köchin bedienstet gewesen, gemieden habe.

Höfer, ein junger, sauberer Bursche, hatte im Sturme Mariens Herz erobert, welches bisher so vielen Bewerbungen strenge verschlossen geblieben war. „Es war halt noch nicht der Rechte gekommen,“ gestand die hübsche Dirne sich selbst; auch Höfer hatte sich, flüchtige Liebeleien abgerechnet, dem schelmischen Gotte Amor noch nie mit verbundenen Augen und gebundenen Armen überliefert gehabt. Moidal gegenüber fühlte er aber ein ganz sonderbares Gefühl in sich erwachen und ehe vierundzwanzig Stunden um, war er sich klar, daß aus dem Spasse, den er nur von „Diensteswegen“ in die Scene setzen sollte, sehr leicht wahrer, heiliger Ernst für sein ganzes Leben werden könnte.

Sein weit älterer und erfahrener Freund Bergmüller, dem er sich vor dessen Entfernung zu Lienz nach Ober-Drauburg rückhaltlos anvertraute, bestärkte ihn nur in seinem Vorhaben. Vor

Allem sollte aber Höfer seine Pflicht thun, in welchem Falle er ihm versicherte, daß Herr von Dahlberg dann seinem Glücke gewiß nicht entgegentreten, sondern dasselbe großmüthigst fördern werde.

Höfer, ein ehrlicher Bursche, dem es innigst leid gethan hätte, das arglose, ihm so naiv-zutrauliche Mädchen zu hintergehen, schwor, nöthigenfalls sein Leben in das Gelingen des auszuführenden Planes zu setzen.

Sein Kamerad versprach, vielleicht schon morgen wieder zurückzukehren, was auch geschah. — Bergmüller überbrachte einen Brief Dahlberg's, dessen Zustellung Moidal, ohne daß Jemand etwas im Kloster ahnte, sehr leicht besorgen konnte, u. z. im Klostergarten, zu welchem sie auch dann ungehindert Zutritt besaß, wenn die Nonnen daselbst sich ergingen. — Ein Irrthum in der Person war dabei für Moidal nicht möglich, weil sie das vornehme Fräulein aus Wien schon öfter gesehen, ja sogar gesprochen hatte.

Moidal zögerte zwar anfangs und erhob Einwendungen, als Höfer ihr das Ansinnen stellte, dem Wiener Fräulein, wie Hermine im Kloster kurzweg genannt wurde, ein Briefchen zuzustellen. — Ein Blitz von Eifersucht und Aerger durchzuckte ihre sonst so sanften blauen Aeugleins, denn sie glaubte anfangs, daß der Brief von Höfer selbst sei; dann aber lachte sie aus vollem Halse, als ihr von ihm dieser Irrthum aufgeklärt wurde. Um das ganze Geheimniß erfuhr aber Moidal erst dann, als sie bei dem Crucifix einen ihr von Höfer vorgesprochenen fürchterlichen Eid geleistet hatte, reinen Mund halten zu wollen. Höfer glaubte nun mit Beruhigung seiner Moidal den Brief Dahlberg's anvertrauen zu können, dessen Verrath die unangenehmsten Folgen für alle Betheiligten gewiß nach sich gezogen haben würde. Aber Höfer hatte richtig calculirt; er war Moidal's Beistand aus dreifachen Gründen sicher, erstens war das Mädchen zu gottesfürchtig und gewissenhaft, um je einen Schwur zu brechen, zweitens war sie ein Frauenzimmer, das heißt die Aussicht auf eine kleine Intrigue für sie von unwiderstehlichem Reize und drittens wollte sie Höfer zu Gefallen sein, weil er ihr gefiel.

Moidal entledigte sich auch sehr geschickt ihres Auftrages, soweit derselbe die Zustellung von Dahlberg's Brief anbelangte; aber die Vermittlung der Antwort stieß auf ganz unvorhergesehene Hindernisse; ein langwieriges Regenwetter, das durch volle fünf Tage anhielt und den Bewohnerinnen des Klosters den Besuch des Gartens unmöglich

machte, schnitt der guten Moidal jede nähere und zugleich unauffällige Verbindung mit Hermine ab. Im Innern des Klosters nemlich, in welchem eine äußerst strenge, ja tyrannische Disciplin herrschte, wäre es ein Verstoß gegen die Hausordnung gewesen, wenn Moidal als Profane sich unter die Nonnen gemischt hätte, was nur im Garten bedingungsweise gestattet wurde.

Dahlberg glaubte schier von Sehnsucht und Angst verzweifeln zu müssen und Bergmüller ritt in dem Hundewetter täglich zwischen Lienz und Ober-Drauburg den langen, beschwerlichen Weg hin und her, um aus ersteren Orte von Höfer Nachrichten zu bringen.

Endlich kam Höfer selbst mit einer Freudenbotschaft angefahren. Er überreichte Herrn von Dahlberg ein offenes Zettelchen, welches der Moidal des Morgens von dem Fräulein von Ostenried in die Hand gesteckt worden war. Es enthielt blos folgende mit Bleistift gekritzelte Worte:

„Mein Julius! Deine Nähe flößt meiner verzweifelten Seele neuen Muth und süßen Trost ein. Ich schwelge bereits im Glück der Zukunft! Bereite Alles zur Flucht vor. Freiheit oder den Tod! Deine Hermine."

Dahlberg preßte unzählige Male den Papierstreifen an seinen Mund. Der Umstand, daß diese Mittheilung auf einem abgerissenen Stücke seines eigenen Briefes von Hermines sonst so fester Hand offenbar mit Zittern und Hast hingeworfen worden war, gab Zeugniß, daß das Fräulein im Kloster sehr scharf bewacht und so kurz gehalten wurde, daß sie nicht einmal über Tinte, Feder und Papier gebot.

Als der Abend hereinbrach, machte sich Dahlberg mit Höfer auf den Weg nach Lienz, um endlich beim Mondenlichte selbst das Terrain zu recognosciren. Der junge Mann fühlte sich überglücklich. Hermine hatte ihm mit dem trauten Du geschrieben, ein Wort, das den beiden Liebenden noch nie über die Lippen gekommen war. Und Hermine gebrauchte es auch dieses Mal nicht mit Vorsatz, ja, sie erröthete, als sie ihrer Schreibweise gedachte, zu der sie die Extase des Momentes hingerissen hatte. Aber es ließ sich nichts mehr ändern. Dahlberg's Brief war bereits vernichtet bis auf das Restchen Papier, welches sie davon zurückbehalten und ein anderes stand ihr nicht zu Gebote, ausgenommen sie hätte sich an ihrem Gebetbuche vergriffen, was aber, da die Novizenmeisterin auch diese allwöchentlich einmal ganz unvermuthet ihrer Visitation unterzog, ein zu großes Wagniß gewesen

wäre. Mit den Schreibmaterialien wurde es übrigens in diesem Kloster so streng genommen, daß die Insassinnen desselben ohne Erlaubniß der Oberin nicht einmal einen Bleistift besitzen durften. Das kleine Stückchen, welches Hermine besaß, rührte von ihrer Brieftasche her, die man ihr schon längst abgenommen, und sie mußte es in ihrem reichen Kopfhaare vor den denunciationssüchtigen Mitschwestern sorgfältig verborgen halten.

Dahlberg fand sich durch das Ergebniß seiner nächtlichen Recognoscirung ungemein befriedigt. Moidal wartete seiner und Höfer's in der Nähe des Städchens, und empfing nun weitere mündliche Aufträge, deren pünctliche Ausführung sie gelobte. Dahlberg hingegen versprach ihr mit Hand und Mund, eine reiche, ja glänzende Aussteuer, falls sie sich bis zu Ende als treu und verschwiegen bewähren würde. Schriftliche Mittheilungen sollten zwischen Hermine und Dahlberg nicht mehr gewechselt werden, weil durch den dabei vorkommenden mindesten Verstoß Alles in Frage gestellt werden konnte.

Dahlberg und seine zwei Diener zogen sich auf ein Paar Tage nach dem von Lienz noch weiter als Ober-Drauburg entfernten Dorfe Grafenberg zurück, wo sie sich bei verschlossenen Thüren mit Anfertigung einer Strickleiter zu befassen begannen. Am nächsten Abende begannen alle drei wieder ihren Vormarsch gegen Lienz und zwar mit Sack und Pack.

In diesem Orte wurde übernachtet. Höfer übergab Moidal eine dünne und lange, aber sehr starke seidene Schnur, auf das möglichst kleine Volumen zusammengepreßt, um ohne Auffälligkeit dem Fräulein von Ostenried zugesteckt werden zu können. Dann fuhr Höfer mit dem „Steirerwagerl" nach Brunneken und von da nach Brixen, Meran und Glurns weiter, nachdem er in allen diesen Orten Pferde und Wagen gemiethet hatte, welche bis zur Ankunft Dahlberg's Tag und Nacht zur Verfügung sich bereit halten mußten. Bergmüller hingegen blieb mit den zwei Reitpferden bei Dahlberg in Lienz zurück. Beide Männer ließen sich in dem Städtchen gar nicht sehen; sie hüteten zwar nicht das Bett, wohl aber ihren Gasthof. Endlich am dritten Tage nach dem Aufbruche Höfer's von Lienz, wo man den Quartiermacher bereits in Glurns, oder doch in dessen Nähe vermuthen durfte, beschloß endlich Dahlberg, das große, gefährliche Werk zu beginnen. Moidal stand auf ihrem Posten und meldete, daß Alles in Ordnung sei und sie selbst heute Abends den letzten und wichtigsten Theil ihres Versprechens eingelöst

habe. Die Stimme des Mädchens zitterte bei diesen Worten, und Gewissensangst und Reue spiegelte sich in ihren Zügen.

Moidal hatte nemlich, um die Flucht überhaupt möglich zu machen, einen — Diebstahl begehen müssen, und diese That rechnete sich die gute, ehrliche Dirne zu einem himmelschreienden Vergehen an.

Der Sachverhalt war nemlich Folgender. Durch die Klosterpforte hindurch wäre die Flucht Herminens absolut unmöglich gewesen. Ebenso waren die Fenster aller von den Nonnen und Novizinnen bewohnten Gemächer wohl vergittert und lagen noch dazu nach der Gartenseite, wo eine zwölf Fuß hohe Mauer außerdem ein zweites gewaltiges Hinderniß in den Weg gelegt haben würde. — Die Flucht mußte also durch den zweiten Tract des Klosters, der als Wirthschaftshof diente, und dessen Fenster nicht vergittert waren, stattfinden. Die eigentliche Clausur und dieser Wirthschaftshof standen zwar in unmittelbarer Verbindung miteinander, aber alle Thüren, welche die Communication zwischen diesen beiden Gebäuden herstellten, waren stets wohl abgesperrt. Die Schlüssel hierzu befanden sich im Besitze von Mater Terentia, wie wir erwähnten Moidal's Tante oder, den „bösen Zungen" zufolge, ihre leibliche Mutter; Mater Terentia bekleidete nemlich die wichtige Klostercharge der Oberökonomin. Ihr unterstanden in erster Linie alle aus Laien bestehenden Bewohner des Wirthschaftshofes, und um bei Tag und bei Nacht nach Erforderniß den Pflichten ihres Amtes obliegen zu können, besaß sie die Schlüssel zu allen Thüren, welche die in Rede stehende Verbindung zwischen der Clausur und dem profanen Wirthschaftshofe vermittelten.

Der Fluchtplan ging also dahin, daß Hermine aus dem eigentlichen Klostergebäude nach einer im ersten Stockwerke des Wirthschaftshofes befindlichen Vorrathskammer, deren Fenster nicht vergittert waren, zu entkommen suchen solle. — Moidal hatte es übernommen, ihrer Tante, welche schon seit längerer Zeit wegen gichtischer Leiden nicht nur zeitlich zu Bette ging, sondern auch ihre sonstigen nächtlichen Visitationen des Wirthschaftshofes unterlassen mußte, für kurze Zeit den Schlüsselbund zu entwenden, was ihr auch vor ihrer Entfernung aus dem Kloster glücklich gelungen war. Sie eilte, die mehrerwähnten Zwischenthüren aufzuschließen, und nachdem sie den Schlüssel der ersten Thüre, welche aus der Clausur nach dem Wirthschaftshofe führte, vom ganzen Bunde abgetrennt, und denselben in einer Steinspalte wohl verborgen hatte, kehrte sie zu Mater Terentia zurück, um sich von dieser zu

verabschieden und den Schlüsselbund wieder unbemerkt an seine gewöhnliche Stelle zu legen.

Alles gelang nach Wunsch. Mater Terentia besaß keine Ahnung von dem schlimmen Streiche, den Moidal ihr und dem ganzen Kloster gespielt; sie schlief ruhig den Schlaf der Gerechten, nachdem sie sich mit einigen Rosenkränzen todtmüde gebetet hatte.

Gegen eilf Uhr, als im Kloster bereits die tiefste Ruhe herrschte, schlich sich Hermine vorsichtig aus ihrer Zelle und wie ein gescheutes Reh flog sie den langen Corridor entlang, welcher nach dem Wirthschaftshofe führte. Bald hatte sie den Versteck des Schlüssels aufgefunden und mit vor Hast und Angst zitternder Hand schloß sie die rettende Thüre auf, dieselbe sodann wieder hinter sich abschließend. Moidal's Beschreibung der dem Fräulein unbekannten Oertlichkeiten des Wirthschaftshofes, den die Nonnen und Novizinnen nie betreten durften, waren glücklicherweise so genau, daß Hermine nicht irre gehen konnte. Ohne Schwierigkeit gelangte sie in die obenerwähnte Vorrathskammer und rasch stieß sie das einzige Fenster derselben auf, einen langen forschenden Blick ins Freie werfend. Die Nacht war sehr finster, so daß sich ihr Auge erst etwas an die Dunkelheit gewöhnen mußte, bevor sie zu unterscheiden vermochte, ob die in einiger Entfernung sichtbaren Gestalten wirklich die Dahlberg's und seines Begleiters wären. Da benahm ein dreimaliger Uhuruf, das verabredete Zeichen, ihr den letzten Zweifel. Behutsam ließ sie die ihr schon Tags zuvor von Moidal heimlich zugesteckte seidene Schnur hinab. Eine Minute später zog sie die von Dahlberg an diese Schnur mit einem Ende befestigte Strickleiter zu sich hinauf, band selbe an dem Fensterstocke fest und klatschte dann zweimal in die Hände. Die Strickleiter begann sich straff zu spannen und einige Minuten später schwang sich Dahlberg durch das Fenster in die Kammer. Hermine stürzte in seine Arme und ohne ein Wort zu sprechen oder sonst einen Laut auszustoßen, hingen die Liebenden Lippe an Lippe. Es waren die ersten Küsse, die sie je gewechselt! Dann erinnerten sie sich aber der ganzen Gefährlichkeit ihrer Lage und Dahlberg mahnte zum Aufbruche. Nachdem er achtsam geprüft, ob die Strickleiter auch wirklich ausreichend befestigt sei, forderte er Hermine auf, sich fest von rückwärts an seinen Hals und seine Schultern zu klammern. Als dies geschehen, bestieg er vorsichtig die Fensterbrüstung und kletterte dann gewandt und sicher, die süße Bürde auf dem Rücken, die Leiter hinab.

„Gott sei Dank!“ rief er endlich halb erstickt, denn Hermine hatte ihn in der Angst und Aufregung mit ihren krampfhaft gepreßten Armen beinahe erwürgt, „Gott sei Dank, wir haben den Boden erreicht und nun rasch fort. Aali wartet hinter jenem Gebüsche; im sausenden Galopp wird uns das edle Thier bis nach Sillian tragen, wo unser ein bequemer Wagen zur Weiterfahrt harrt.“

Dahlberg, an dessen Arme Hermine hing, hatte inzwischen den edlen arabischen Hengst, der beim Anblick seines Herrn in kurzes, freudiges Gewieher ausbrach und mit den Vorderfüßen ungeduldig scharrte, erreicht und wollte eben sich in den Sattel schwingen, um dann Hermine auf die Croupe des Pferdes emporzuziehen, als ein verdächtiges Geräusch hörbar wurde.

Zu todt erschrocken klammerte sich Hermine an Dahlberg's linken Arm, der entschlossen eine Pistole aus der Tasche riß.

„He was gibt's da, was geschieht hier?“ riefen drei Männerstimmen auf ein Mal.

„Oho!“ fuhr der eine der Männer fort, „eine Nonne wird entführt; na wart' Hallunke, das sollst Du theuer büßen.“

„Zurück oder ich schieße!“ schrie Dahlberg und schlug an.

„Pah,“ entgegnete einer der drei Männer, welcher der Anführer der Bauernpatrouille war, welche zufällig gerade für heute Nacht von der Gemeindevorstehung aufgeboten worden war, weil man auf einen bekannten und sehr gefährlichen, aus dem Gefängnisse zu Brixen entsprungenen Mörder und Brandleger fahndete, „pah, Du schreckst uns nicht mit Deiner Handspritzen, ergib Dich oder —“

Der Mann wagte zwar nicht, näher herauszutreten, aber er und seine Begleiter langten ihre Büchsen von den Schultern.

„Um Gottes Willen!“ flehte Hermine; „rette Du Dich, mein Julius; ich will den Männern entgegentreten, ich will in's Kloster mich zurückbringen lassen, um Dein Leben zu schonen.“

„Nimmermehr!“ rief Dahlberg entschlossen, „lieber zehn Leben verlieren, als Dich!“

„Na wird's!“ herrschte der Anführer, „oder wir machen Ernst.“

„Geht Eure Wege!“ mahnte Dahlberg mit furchtbarem Ernste, „lebendig sollt Ihr mich nicht haben!“

Dahlberg's sichere Haltung schüchterte in der That die beiden Begleiter des Anführers der Bauernpatrouille ein. Es waren zwei friedfertige Handwerksleute aus Lienz, deren von Haus aus sehr ge-



Julius feuerte kaltblütig seine Pistole auf die Verfolger ab.

ringe Courage sich Angesichts der Schußwaffe des „Nonnenräubers" auf ein Minimum reducirte. Außerdem war ihnen die That, welche der fremde elegante Herr zu verüben im Begriffe stand, eigentlich ganz gleichgiltig. Dem gesuchten Mörder und Brandleger gegenüber würden sie vielleicht gerne ihre Schuldigkeit gethan haben, nicht aber in diesem Falle, wo es sich offenbar nur um eine Liebesaffaire handelte. Nicht so dachte aber der „Gamsberger Jörg," ihr Anführer, der ein fanatischer Pfaffenverehrer war, und die Hölle vor sich offen sah, wenn er nicht auf jede persönliche Gefahr hin den Raub einer Braut Christi verhinderte.

Der Bauer schlug daher die Büchse auf Dahlberg an; Hermine stieß einen gellen Angstschrei aus. Da schoß Julius seine Pistole ab; ein Meister in der Handhabung dieser Waffe, traf er richtig, wie er beabsichtigt, blos des „Gamsberger Jörg" rechten Arm; er wollte seinen Gegner nicht tödten, sondern nur kampfunfähig machen.

Mit einem gräßlichen Fluche ließ der Bauer seine Waffe zu Boden sinken, sich dabei vor Schmerzen krümmend. Seine beiden heldenmüthigen Begleiter hatten, als der erste Schuß gefallen war, kopfüber das Fersengeld gegeben.

XVIII.

Schalk Amor.

Der „Gamsberger Jörg" erhob ein fürchterliches Geheul. Dahlberg sprang auf ihn, zu und befahl ihm, zu schweigen. Aber der Bauer fuhr fort zu brüllen wie ein Stier, nicht so sehr aus Schmerz, als aus Wuth, daß er in dem Rencontre den Kürzeren gezogen.

Dahlberg versetzte nun dem Kerl mit der abgebrannten Pistole einige derbe Schläge auf den Kopf, bis der ungeschlachtete Riese zu Boden taumelte.

Nun verlor aber Julius keinen Augenblick; gewandt sprang er in den Sattel, obwohl Aali sich hoch aufbäumte; aber bald gelang es ihm, das edle Thier so weit zu beruhigen, daß Hermine auf dessen Croupe Platz nehmen konnte. Als das Fräulein fest saß, und um den Leib ihres Geliebten sich anklammernd, vor dem Herabfallen vollkommen gesichert schien, ließ Julius den Araber ausgreifen, der wie die Winds-

braut dahinflog. In weniger als einer halben Stunde hatten die Fliehenden das Dörfchen Sillian erreicht. Unweit von demselben hielt Dahlberg das schnaubende, schaumbedeckte Pferd an. Der Agent Bergmüller wartete hier auf die Fliehenden. Er trug ein Packet mit Kleidern bei sich; Hermine warf rasch den Habit und das weiße Kopftuch von sich; sie schlüpfte in das ihr dargebotene, weit bequemere Reisecostume, und setzte einen breitkrämpigen Strohhut auf. Die entsprungene Novize war jetzt so weit in eine weltliche Dame glücklich metamorphosirt, daß sie dem Blicke nichts Befremdendes mehr bot.

Als der inmitten auf der Heerstraße bewerkstelligte Wechsel der Toilette zu Ende, begaben sich Dahlberg und das Fräulein Arm in Arm nach dem ersten Hause des Dorfes, wo eine mit zwei guten Pferden bespannte Kutsche bereits ihrer harrte. Mit freundlichen Grüßen und Händedruck nahm Dahlberg von dem wackeren Agenten Abschied, der in entsprechenden Etappenmärschen den edlen Aali über Innsbruck wieder nach Wien zurückbringen sollte.

Die Flüchtlinge konnten, falls alle Relais so gut und pünctlich bestellt waren, wie jenes zu Sillian, vor dem Einholen durch ihre Verfolger sicher sein, denn damals gab es noch keine Eisenbahnen und keine Telegraphen. Freilich durften Dahlberg und Hermine unterwegs keine Minute unnütz vergeuden, denn ihr Vorsprung betrug höchstens zwei Stunden vor den Verfolgern, die vielleicht schon in diesem Augenblicke von Lienz aufgebrochen waren. Die beiden Liebenden fühlten auch gar sehr, welchen Werth die Zeit jetzt für sie hatte und sie berechneten ängstlich die Länge aller Theilstrecken, die sie noch bis zur Schweizergrenze bei Glurns vor sich hatten und sie erwogen allen Ernstes, was zu thun, falls in irgend einer der Stationen, wo sie frische Pferde erwarteten, ihre Hoffnung sich getäuscht sehen sollte, denn dann würde ihre Lage sehr bedenklich geworden sein. Aber Dank der guten Fürsorge des voraus gereisten Höfer klappte bei dieser riskirten Partie Alles wie auf einem Schachbrette. In Glurns bestiegen Dahlberg und Hermine das Ersterem gehörige Steirerwägelchen, mit welchem Höfer hier schon seit drei Tagen wartete. Die beiden ungarischen Renner waren so wohl ausgerastet und ausgefüttert, daß es auf ein Haar in der ersten Viertelstunde zwischen Glurns und der Schweizergrenze ein arges Malheur gesetzt hätte, denn die Pferde begannen aus Uebermuth in gestrecktem Galopp durchzugehen, so daß man alle Augenblick befürchten mußte, umgeworfen oder sonst wie jämmerlich zerschellt zu werden.

Glücklicherweise bekam man jedoch einen ziemlich hohen Berg vor sich, der das lebensgefährliche Feuer der zwei Pferde gar bald herabstimmte. Sie begannen wieder dem Zügel zu gehorchen und die drei Insassen des Wägelchens konnten wieder froh aufathmen. Endlich, endlich am Morgen des zweiten Tages sah man den heißersehnten Pfahl vor sich, der die Grenze zwischen Tirol und der freien Schweiz anzeigte.

Da die Pferde bereits halb todt gehetzt waren und Eile nicht mehr Noth that, stiegen Julius und Hermine vom Wagen herab, um zu Fuß die kurze Strecke zurückzulegen. Hermine war total erschöpft. Volle dreißig Stunden hatte die Flucht von Lienz bis hierher gedauert unter beständiger Angst der beiden Liebenden, daß ein tückischer Dämon ihnen irgend welch' ungehofftes Hinderniß bereiten könnte. Obwohl Dahlberg gerne die Fahrt wenigstens noch ein paar Meilen weiter auf schweizerischem Boden fortgesetzt hätte, mußte er sich doch bequemen, gleich in den ersten Häusern, die man jenseits der Grenze antraf, um Unterstand vorzusprechen.

Hermine zog sich in das Schlafgemach der Hausfrau des Hauses zurück und verfiel alsbald in einen todtenähnlichen Schlummer. Dahlberg aber in steter Besorgniß, daß ihre Verfolger am Ende einen Handstreich wagen und Hermine wieder über die Grenze zurück schleppen könnten, hielt achtsam Wache, dabei von dem wackeren Höfer unterstützt. Diese Vorsicht erwies sich auch als sehr heilsam. Gegen Abend ließen sich in der Nähe des Hauses mehrere sehr verdächtige Gestalten blicken. Dahlberg beschloß, erst am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen. In der Nacht stand unterwegs ein Ueberfall zu besorgen und dann schlief Hermine so sanft, so fest, wie die Hausfrau meldete, daß es eine Sünde gewesen wäre, das Fräulein zu wecken.

Dahlberg nahm ein paar Kundschafter auf, welche er über die Grenze entsendete. Selbe hinterbrachten Abends die Nachricht, daß dort ein verschlossener Wagen, von einem ganzen Rudel verdächtiger Kerle bewacht, in Bereitschaft stehe. Kein Zweifel, man hatte die Einleitung getroffen, Hermine mit Gewalt wieder an sich zu reißen und in dem verschlossenen Wagen fortzuschaffen. Einige schweizer Burschen fanden sich um Geld und gute Worte gerne bereit, Dahlberg bei dem etwaigen Kampfe um das Fräulein ihren Beistand zu leisten.

Aber die Gegner mochten Lunte riechen und wagten keinen Angriff auf das Haus, unter dessen gastlichen Dache Hermine schlief. So brach der Morgen heran, den Dahlberg so sehnsüchtig erwartete,

denn jetzt fühlte er sich vor Müdigkeit übermannt. Seit drei Nächten hatte er kein Auge geschlossen.

Der Vorsicht halber nahm er einige Begleiter bis in die Nähe von Chur mit sich, weil man inne geworden war, daß sich eine ganze Truppe Tiroler über die Grenze geschlichen und mit der Straße nach Chur im Gebirge eine parallele Richtung eingeschlagen hatte.

Dahlberg nickte während der Fahrt unwillkürlich mehrmals ein, obwohl er sich, wie leicht begreiflich, in Herminens Nähe überaus glücklich fühlte. In dem Fräulein, das jetzt jede Gefahr beseitigt glaubte, tauchte der Schalk wieder auf. Hermine konnte freilich leicht guter Dinge sein. Sie hatte an zwanzig Stunden der köstlichsten Ruhe gepflogen, während Julius, von Unruhe, Angst und Müdigkeit gequält, zu ihrem Schutze Wache gehalten. Aber etwas Undankbarkeit liegt schon in jedem weiblichen Herzen, mag selbes auch der edelsten Perle unter Eva's Töchterschaar angehören.

Hermine machte es also Spaß, ihren Begleiter zu necken oder gar an der Nase zu zupfen, wenn er auf Augenblicke die müden Lider schließend, auf dem Wagensitze wie ein Schilfrohr im Winde hin und her zu schwanken, und dabei manchmal wahrhaft groteske Verbeugungen zu machen anfing. Dahlberg rächte sich aber für jede solche Störung und Verspottung durch einen herzhaften Kuß, den er zwar von Fall zu Fall rauben mußte, aber bei so geringer Gegenwehr, daß es beinahe den Anschein gewann, die blonde Schelmin habe es eigentlich darauf angelegt, für ihren Muthwillen recht oft bestraft zu werden.

Nach etwa achtstündiger Fahrt, welche fast durchgehends nur im Schritte zurückgelegt wurde, weil eines der beiden Zugpferde sich am Hufe beschädigt hatte, erblickte man schon von weiter Ferne den Thurm der Domkirche von Chur, welche theilweise noch aus dem achten Jahrhunderte stammt und in architektonischer Hinsicht viel Eigenthümliches bietet. Die Säulen und die Löwen in der Gruftkirche sollen sogar aus dem vierten Jahrhunderte stammen, was am Ende nicht so unwahrscheinlich, weil Chur schon seit dem vierten Jahrhunderte Bischofssitz ist.

Chur, im Romanischen Coira genannt, Hauptstadt des Cantons Graubündten, mit 6000 meist reformirten Einwohnern, liegt 1780 Fuß über der Meeresfläche am Fuße des Mitten- und Bazokelberges in einem schönen, von hohen Gebirgen fast ganz eingeschlossenen Thale an der Plessur, die sich eine halbe Stunde von da in den Rhein ergießt.

— Dieser sonst so verheerende Bergstrom ist jetzt vollständig eingedämmt, mit einer schönen steinernen Brücke versehen und mittelst Canälen durch die Stadt geleitet. — Ungeachtet der hohen Lage und der Nähe der Alpen ist das Klima hier doch so milde, daß selbst Wein gedeiht.

Unsere Reisenden stiegen im Hotel Luckmanier ab. So müde und ruhebedürftig auch Dahlberg sich fühlte, war es doch, als er das Fräulein wohl untergebracht wußte, seine erste Sorge, eine gewandte Zofe zu besorgen, wie es sowohl der Anstand, als auch sein Wunsch erheischte, seiner geliebten Hermine fortan das Leben zu verschönern, soweit dies nur in seinen Kräften stand.

Nachdem Dahlberg ein sittsames und geschicktes Mädchen aufgetrieben hatte, welches ihm würdig schien, bei Hermine die Stelle einer Dienerin und garde de dame zu versehen, zog er sich auf sein Zimmer zurück, das er vor Ablauf von zwölf Stunden nicht wieder verließ, obwohl er sich doch so fest vorgenommen hatte, nur ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen, war ihm doch jeder Augenblick, den er in des Fräuleins Gesellschaft zubringen konnte, so überaus kostbar und theuer!

Es war bereits acht Uhr Morgens, als Höfer bei Dahlberg eintrat, um zu melden, daß das Fräulein schon seit einer vollen Stunde seiner harre, um das Frühstück einzunehmen. Der junge Mann stürzte aus dem Bette und in seine Kleider mit einer Hast, als ob das Haus von allen Seiten brenne. Kaum daß er sich Zeit nahm, sich zu waschen und seine schönen, kastanienbraunen Haare zu ordnen. — Dann verfügte er sich nach der kleinen Terrasse, auf welche Herminen's Zimmer ging, und von wo aus man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf die ganze Umgegend genoß.

Hermine hüpfte auf Dahlberg zu, und indem sie den Langschläfer zu der ihm durch Gott Morpheus gewordenen Erquickung schalkhaft gratulirte, reichte sie ihm mit wahrhaft bezaubernder Anmuth die Hand zum Morgengruße entgegen.

Julius wollte selbe mit Inbrunst küssen, aber das Fräulein entzog sie ihm rasch, indem sie mit einem schlecht unterdrückten Seufzer lispelte:

„Ach nein, Herr von Dahlberg, so war es nicht gemeint! Seit wann ist es Sitte, daß der Bruder der Schwester eine solche Verehrung bezeugt?!“

Dahlberg preßte auf diese kleine Zurechtweisung hin krampf=

haft die Hand auf sein Herz und sagte, einen Blick voll Kummer und ungestillter Sehnsucht nach oben werfend:

„Sie haben recht, Hermine! Ich darf Ihnen nur Bruder sein; Alles darüber hinaus wäre ein — Verbrechen!"

„Julius!" rief das Fräulein erschrocken, „welch' sonderbare Stimmung ficht Sie wieder an? Sie sprechen für mich in Räthseln! Schon während unserer Fahrt von Lienz bis hierher ließen Sie so häufig Andeutungen fallen, deren Sinn mir, bei Gott! ein dunkles Geheimniß geblieben ist. — Erklären Sie sich doch endlich deutlicher, mein lieber Freund. Warum haben Sie Geheimnisse vor mir? Bin ich Ihres Vertrauens nicht würdig, oder fürchten Sie, daß ich nicht zu schweigen vermöchte, wie das Grab?"

„Theure Hermine!" sprach Dahlberg sehr ernsten Tones, und indem er des Fräuleins Hand ergriff, blickte er in Herminens wunderklare, seelenvolle, die reinste Unschuld des Gemüthes hell wiederspiegelnde blaue Augen; „theure Hermine! Keines von Beiden ist die Ursache meines Schweigens. Nicht einen Augenblick würde ich Bedenken tragen, mein Leben, meine Ehre, kurz Alles, was mir lieb und theuer, von Ihrer Discretion und Verschwiegenheit abhängig zu machen. — Aber jene Bekenntnisse, welche Sie von mir verlangen, sie würden Ihre Ruhe immerdar stören, sie würden sich als ein unversöhnlicher Fluch an die Person Ihres Daseins heften bis zum Grabe; ja, Hermine, das Geheimniß, welches mein Herz bedrückt, ja erdrückt, ich muß, ich werde es stets allein bewahren, weil, weil — ich Sie unaussprechlich liebe, weil ich Sie nicht so elend, so unglücklich machen will, als ich es bin und sein werde mein ganzes Leben lang!"

Dahlberg wollte sich nach diesen mit zitternder Stimme gesprochenen Worten entfernen, aber Hermine vertrat ihm den Weg, ergriff seinen Arm und führte ihn mit sanfter Gewalt zum Frühstücke.

„Nein, mein lieber Julius!" sagte Hermine mit bewegter sanfter Stimme, welche in des unglücklichen jungen Mannes Ohren wie Sphärenmusik klang; „so lasse ich Sie nicht scheiden von mir, nicht einmal auf eine Stunde. Hier meine Hand darauf, daß meine Neugierde Ihnen nie mehr Anlaß zur Betrübniß geben soll. Ach, hätte ich gewußt, daß mein Scherz wegen Bruder und Schwester zu so ernsten Erörterungen führen würde, bei Gott, ich hätte meine muthwillige Laune gewiß im Zaume gehalten! Aber ich fühle mich so wohl, so glücklich, ja selig, seit ich wieder frei unter freien Menschen bin, seit ich,

warum soll ich lügen, in Ihrer Gesellschaft verweile, daß der Uebermuth mein Herz schwellt und ich es für eine Sünde halten müßte, meinem freudigen Gefühle prüden Zwang anzuthun."

„Und meinetwegen sollen Sie dies auch nimmer thun!" betheuerte Dahlberg, „ich werde Alles aufbieten, um nicht ein zweites Mal durch meine trüben Auslassungen Ihrer Seele Frieden zu stören."

Um dieses unerquickliche Thema vollends abzuschneiden, griff Dahlberg nach der silbernen Glocke, welche auf dem Tische stand und klingelte. Die Zofe erschien augenblicklich mit der großen Tasse, auf welcher Thee, Caffee, Butter, Eier und Schinken sich befanden.

Der anwesenden Dienerin wegen drehte sich nun das Gespräch um ganz banale Gegenstände. Schließlich stellte Dahlberg den Antrag, eine Runde durch das Städtchen zu machen. Hermine war natürlich damit ganz einverstanden, zumal ihre Toilette bedeutender Ergänzungen bedurfte.

Dahlberg hatte sich und Hermine schon gestern Früh nach der Ankunft zu Chur in das Fremdenbuch als Geschwister eingetragen, wovon er auch jetzt seiner Reisebegleiterin Mittheilung machte. Diese Nothlüge war in der That unbedingt nothwendig gewesen, um nicht das Fräulein in den Augen der strengen sittenrichterischen „Schwyzer" in einem üblen Lichte erscheinen zu lassen, in Folge dessen man auf sie mit den Fingern gezeigt, und ihr alle Achtung verweigert haben würde.

Als Dahlberg, bevor man den verabredeten Spaziergang antrat, dem Fräulein von dieser seiner „Eigenmächtigkeit," wie er sie nannte, Mittheilung machte, lachte Hermine eine Weile aus vollem Halse und freute sich ungemein, daß sie eigentlich, als sie heute Morgens ihren lieben Beschützer als Bruder behandelt, unbewußt den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, dann wurde sie aber etwas nachdenklich und blickte endlich Dahlberg ziemlich verlegen an.

„Ei?" rief Dahlberg ganz bestürzt, „ich habe doch nicht dadurch Ihr Mißfallen erregt; es geschah ja nur um Ihrer Ehre willen, mein Fräulein. Sie wissen gar nicht, wie engherzig diese Leute hier sind. Man würde in sehr unzarter Weise vor uns ganz laute Bemerkungen fallen lassen, welche Ihr Ohr grob beleidigen und mich in vielfache Händel hineinziehen müßten."

„Das sehe ich ganz wohl ein," entgegnete Hermine zustimmend, „und ich bin Ihnen unendlich für die zarte Sorgfalt dankbar, die Sie

mir auch in dieser Beziehung erweisen. Aber — eines haben Sie doch dabei übersehen, mein lieber Julius!"

„Und dies wäre?"

„Daß Geschwister nicht mit dem kalten vornehmen „Sie" gegenseitig verkehren."

„Das ist wahr, Hermine!" rief Dahlberg beinahe ärgerlich, „wir werden also fortan nur französisch conversiren; mit dem „vous" des Franken umgehen wir das Sie und das Du."

„Ach!" schmollte Hermine und rümpfte ihr wunderliebes Näschen, „Sie wissen doch, wie tief in die Seele hinein mir sowohl die Franzosen, als auch ihre Sprache zuwider sind. Ich erinnere mich vom Jahre 1809 her noch recht gut an dieses arrogante, anmaßende und aufgeblasene Volk und hasse es. Obgleich ich französisch parlire wie eine Pariserin, mache ich doch von dieser meiner Sprachkenntniß stets nur im Falle absoluter Nothwendigkeit Gebrauch; das ist ein Grundsatz, von dem ich nicht abweichen will, mein lebelang!"

„Nun dann, dann," begann Dahlberg unwillkührlich, theils vor Freude, theils aus übergroßem Schamgefühl erröthend; „dann bleibt wohl nichts Anderes übrig, als daß wir in unserer Conversation die zweite Person einfacher Zahl adoptiren?!"

„Und warum nicht?" meinte Hermine ganz naiv und treuherzig, „in unserem Haustheater hab' ich schon oft mir ganz Wildfremde dutzen müssen; denken wir uns also, wir spielen hier etwas Komödie — hoffentlich wird uns diese Rolle nicht schwer fallen, da wir uns doch," lieben wollte Hermine sagen, aber sie verbesserte sich noch rechtzeitig und sagte: „schon länger kennen."

„An meiner Geneigtheit, diese Rolle durchzuführen, soll es wahrlich nicht fehlen," rief Dahlberg, und im Gesicht purpurroth vor Aufregung ergriff er des Mädchens Hand und stammelte die Worte: „Wir wollen mit der Probe sogleich beginnen. Hermine — Schwester — bist — bist — Du — Du — bereit zum Ausgehen?!"

Das Fräulein, gleichfalls von glühender Röthe übergossen, wandte verschämt den Kopf zur Seite und lispelte mit hörbarer Stimme:

„Wie, wie Du — Du befiehlst mein lieber — lieber — Bruder!"

Wie auf Commando ließen nun Hermine und Dahlberg ihre krampfhaft aneinander gepreßten Hände los und flohen von einander nach ihren Gemächern, um sich zum Spaziergange in das Städtchen zu rüsten.

Instinctiv fühlten beide junge Leute, daß es mit der Rolle, die sie miteinander der Welt gegenüber spielen wollten, doch ein ganz eigenthümliches Bewandtniß habe, und daß mit dem kalten „Sie" zwischen ihnen eine Scheidewand gefallen sei, die kaum je wieder aufgerichtet werden konnte. Freilich dachten beide Liebende nichts Uebles von dem Schritte, den sie sich auf der Bahn des Lebens entgegengethan, ohne aber die Tragweite und die Folge der Annäherung zu erwägen, die sich daraus von selbst ergeben mußten.

Je nun — dem Teufel war einmal von ihnen das Pferd gesattelt, und wenn der Teufel das Pferd holt, holt er gewiß auch den Zaum dazu. Und ein altdeutsches Sprichwort sagt: „Wen der Teufel holen will, der ist auch am Altar nicht sicher, und den Teufel jagt man heraus und der Satan kommt wieder hinein. Läßt man aber den Teufel gar in das Heiligthum kommen, dann will er auch auf den Altar, den der „Böse" ist nie schlimmer, als wenn er fromm thut."

Dieser und ähnlicher Sprüchleins sich zu erinnern, wäre für unsere beiden jungen Reisenden gewiß sehr heilsam gewesen, aber sie hatten, als sie so Arm in Arm durch das Städtchen schritten, auf ganz andere Dinge zu denken. Vor Allem mußten sie sich doch in ihre Rolle als Bruder und Schwester gut hineinreden. Anfangs gebrauchten sie alle möglichen Umschreibungen und Redewendungen, ja sogar die kühnsten Elypsen wurden gewagt, um das „Du," das sie mit einem gewissen Bangen, mit einer wahren heiligen Scheu einander zuflüsterten, so wenig als möglich anzuwenden. Aber der Mensch lernt Alles, was er will, und schon nach wenigen Stunden war die Conversation der zwei jungen Leute viel zwangloser geworden. Die „Du's" klangen nicht mehr so verschämt, so halblaut und verschluckt, wie bisher. Dabei kam es aber noch immer vor, daß Eines oder das Andere unwillkürlich in das „Sie" zurück verfiel, was endlich zu dem Wunsche führte, für dieses „Vergehen" an der „Brüderlichkeit" conventionelle Strafen festgesetzt zu sehen. — Dies führte wieder zu neuen Meinungsverschiedenheiten, da man sich natürlich im Principe gegen Geldbußen, Verweise u. dgl. im Vorhinein ausgesprochen hatte. Dahlberg, der in sich auf einmal eine ihm selbst unerklärliche Kühnheit erwachen fühlte, seit er Herminen dutzen durfte, wagte endlich den Vorschlag, daß für das in Rede stehende „Verbrechen" die Sühne von Fall zu Fall in einem herzhaften Kusse bestehen solle, ein Vorschlag, der ihm von dem Fräulein einen derben Schlag mit dem Fächer auf den Mund eintrug.

Dahlberg strich jedoch nicht die Segel, sondern stellte den „Vermittlungsantrag," daß die von ihm proponirte Strafe allerdings im Principe aufrecht erhalten bleibe, aber stets nur durch das Keuschheits-Medium des Fächers hindurch vollzogen werden solle.

Nun damit erklärte sich endlich Herminen einverstanden und beide Parteien schienen hoch befriedigt. Er hatte seinen Strafantrag gerettet, sie aber alle weiter gehenden Concessionen ein für alle Male im Principe abgelehnt. Die guten Leutchen waren also, wie wir sehen, ganz Princip, und dagegen kann man wohl vernünftigerweise nichts einwenden — aber, aber, die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Das etwas derbe alte deutsche Sprichwort:

„Die Liebe ist wie der Schwalbenkath,
Verblendet, den sie troffen hat"

fand auf Dahlberg und Herminen nur zu bald volle Anwendung. — Beide ahnten gar nicht, wie sehr sie sich liebten, wie ihr Verhältniß, ihnen unbewußt, ein wahrhaft unzertrennliches geworden war, so daß ihre Trennung Beider sicherer Tod gewesen wäre, denn „der Liebe Wunden kann der nur heilen, der sie schlägt —" und tief, gar tief waren die Wunden, die Hermine und Dahlberg gegenseitig ihren Herzen geschlagen.

„Die Liebe viel tausend Pein
Gibt für eine Freud' allein,
Und viel tausend Schmerzen,
Für ein freundlich Scherzen."

„Wer mit Liebe ist behaft't
Selten der was Gutes schafft!"

Und wäre es auch zu wundern, daß Julius und Hermine sich liebten? — Konnte man bald wieder ein Pärchen finden, das so sehr an Jahren, an Bildung, Gestalt und Gesinnung zu einander paßte, gleich ihnen? — Hatten sie zudem nicht schon des Leides und der Sehnsucht hinlänglich erduldet ob ihrer Neigung zu einander?

Liebe erfüllet die Welt und mehret den Himmel! Liebe überwindet Alles.

„Die Liebe führt zu Gott unangesagt hinein,
Verstand allein, muß lang im Vorhof sein."

Und die Liebe, sie scheuet auch die Dornen nicht. Ein kranker König hatte alle seine Hofleute ausgesendet, um ihm einige Beeren zu

suchen, nach denen es ihn so sehr gelüstete. Alle kamen unverrichteter Dinge zurück; sie bedauerten höchlich, daß deren nicht zu finden gewesen. Tags darauf meldete sich ein armer Mann, der von des hohen Kranken Wunsch gehört, mit einem ganzen Korbe der gewünschten Beeren bei dem Könige an. Erstaunt frug der König: „Woher hast du diese Frucht, die meine Leute vergeblich gesucht?" „Herr", erwiderte der Bettler demüthig „für mein krankes Weib habe ich sie gesucht und unter einem Dornenstrauche gar bald gefunden, denn Liebe scheut die Dornen nicht."

Dahlberg und Hermine lebten zu Chur durch mehrere Tage im wahren Sinne des Wortes in den Tag hinein; sie lebten nur sich selbst. Und wie herrlich wußte Dahlberg alle die Schätze seines Geistes und innigen Gemüthes vor seiner Geliebten zu entfalten, wie beseligend wirkte wieder des Mädchens reines naives Benehmen, die Anmuth ihres Herzens auf ihn zurück:

„Beim Herzenstausche gibts, wie bei jedem
Andern Handel, Gewinn und Verlust;
Aber das Hin- und Widerreden,
Das Handeln selbst, ist die größte Lust!

Das liebesselige Pärchen hatte sich bereits eine volle Woche in Chur aufgehalten, ohne an die Abreise zu denken. Diese hätte, der mit dem Baron schon zu Graz getroffenen Vereinbarung gemäß, längstens binnen achtundvierzig Stunden nach glücklicher Ueberschreitung der schweizer Grenze angetreten werden sollen.

Aber weder Julius noch Hermine vermochten es über sich, so schnell ihre Trennung herbeizuführen, denn das Fräulein sollte in Genf oder Lausanne in einer anständigen Familie untergebracht werden, Dahlberg dagegen seinem alten Freunde und Gönner bei Ausführung jener wichtigen Pläne, ob derentwegen der Greis die ihm so beschwerliche Reise nach der italienischen Schweiz angetreten hatte, werkthätig zur Seite stehen.

Dahlberg hatte zwar dem Baron Eichberg noch am Tage der Ankunft in Chur das glückliche Gelingen des „Nonnenraubes" gemeldet, aber die Bemerkung einfließen lassen, daß sowohl er als Hermine sich zu angegriffen, zu unwohl fühlten, um nicht dringend ein Paar Tage der Ruhe und Sammlung zu bedürfen. Schließlich versprach er, binnen drei Tagen von Chur aufzubrechen, oder neuerdings Nachricht zu geben. Jedoch — keines von beiden geschah. — Julius war

viel zu ehrlich und gewissenhaft, um den Baron mit einem Briefe voll Lügen hinzuhalten und die Wahrheit, nämlich, daß er seiner bisherigen Selbstbeherrschung Herminen gegenüber unversehens verlustig gegangen, konnte er füglich nicht bekennen. Einige Tage zuwarten — dachte er bei sich — wird doch nicht viel verschlagen, warum soll ich mir nnd meiner angebeteten Hermine dieses so kurze Glück versagen. Die Erinnerung an die schönen Stunden, die wir hier wie Kinder des Paradieses im trauten Zusammensein als Bruder und Schwester verbringen, wird mir und ihr ewig unvergeßlich sein. Die Arme — sie wird in dieser Erinnerung den Trost und die Kraft finden, unsere Trennung um so leichter zu ertragen und ich, ich selbst werde dann nicht mehr so laut murren über mein Verhängniß, mein schreckliches Verhängniß, das mich von diesem Engel für ewig scheidet!"

Dahlberg glich daher mit diesen seinen philosophischen Betrachtungen gar sehr dem Vogel Strauß, der, wenn er in Gefahr geräth, den Kopf unter den Flügel steckt und so blind erwartet, was ihn da immerhin treffen möge.

Und der sonst so helle Verstand des hochbegabten, des tiefgelehrten, des genialen Dahlberg war jetzt in Wahrheit geblendet und sein geistiges Licht halb erblindet. Er verfiel endlich sogar in eine Art Fatalismus, nachdem er zu zweifeln begonnen, ob er auch wirklich die Kraft besitze, schließlich alle jene Opfer zu bringen, die ihm der Fluch seiner Geburt aufgebürdet hatte. Er beschloß also, sich gehen zu lassen, so gut es ging; „wenigstens nur einige Zeit," setzte er bei sich selbst hinzu, um sein mahnendes Gewissen zu befriedigen.

In der That lebte er sich in die Idee, daß er eigentlich einen ganz unnützen, oder doch fruchtlosen Kampf gegen das Schicksal kämpfe, schon binnen ein Paar Tagen so sehr hinein, daß er beschloß die Ereignisse, wie sie nun auch sein mögen, geduldig an sich herantreten zu lassen, statt, wie es doch bisher seine Maxime gewesen, denselben rechtzeitig entgegenzutreten und dadurch ihre Bahn nach Thunlichkeit vorzuzeichnen.

Eines Tages ertappte ihn Hermine, wie er mit seinem Spazierstocke im Garten des Hotels fünf große S in den Sand zeichnete.

„Ei, ei!" rief Hermine lächelnd, „was sollen denn nur diese S. S. S. S. S. bedeuten? Schon vorgestern hast Du sie auf die Speisekarte, ganz in Gedanken versunken, hingekritzelt, ohne es vielleicht selbst zu wissen."

„So das that ich?“ entgegnete Dahlberg ganz verlegen und beschämt über seine Zerstreutheit.

„Ja, mein liebes Brüderchen, das thatest Du, aber ich mochte Dich nicht in Deinen Gedanken stören, sowie überhaupt Neugierde nur ausnahmsweise meine Sache ist, obwohl ich doch zu Eva's in diesem Puncte vielgelästerten Töchtern gehöre.“

„Und weißt Du, was diese fünf S bedeuten?“ frug Julius und blickte, einen tiefen Seufzer bekämpfend, die schelmische Blondine an, die, ohne sich lange zu besinnen, mit feinem Lächeln erwiderte:

„Nun, wie wäre es, wenn wir es so deuteten: Sie, sein Schatz, sehnt sich!“

„Nicht übel diese Lösung,“ rief Dahlberg, mit glühenden Blicken das herrliche Wesen verschlingend, „aber leider trafst Du, mein Schwesterchen, doch nicht den richtigen Sinn, wenigstens — für mich nicht.“

Der junge Mann hatte mit unverkennbarer Absicht das Wort „Schwesterchen“ so scharf betont, daß Hermine ganz herabgestimmt wurde und sich beschämt fühlte, daß der allerdings unvorsichtige Verrath, von ihren Lippen an ihrem Herzen begangen, eine ziemlich unverblümte Zurechtweisung erfahren hatte.

„Sie haben Recht, Herr von Dahlberg,“ sagte nach einer Weile das Fräulein sehr ernst, und ließ betrübt ihren schönen Lockenkopf auf die Brust sinken; „Sie haben Recht — ich besitze zu wenig Geschick, um Räthsel zu lösen, wenigstens die Ihrigen.“

Julius ergriff thränenfeuchten Auges die Hand Herminens und in erzwungen scherzhaftem Ton sprach er lächelnd:

„Herminchen, zwei Mal in einem Athem hast Du mich mit Sie angesprochen; zwei Mal bist Du also auch der stipulirten Strafe unterworfen.“

„Lasse mich,“ schmollte das Fräulein, als Julius sich ein Herz nehmend, ihr ganz nahe trat, „lasse mich; ich habe keinen Fächer bei mir!“

„Ach Hermine,“ rief Dahlberg, „ich will Dir gerne die Unvollständigkeit des Strafapparates nachsehen.“

„Nein, nein!“ wehrte der blonde Schelm entschieden, „nein, nein, Alles muß nach Vereinbarung geschehen. Ich werde willig wie bis nun Buße thun, aber nur mit — Zubehör!“

„Grausame!“ zürnte Julius, „nun will aber auch ich meinen Kopf aufsetzen und Dir die Erklärung meiner fünf S schuldig bleiben.“

„Auch darin werde ich malitiös sein, mein Lieber!“ antwortete

Hermine, laut auflachend, „eine Erinnerung dämmert in meinem Gehirne — ich besaß als Kind ein großes Buch, das eine Anzahl deutscher Sprichwörter enthielt — ja, ja, ich hab's schon halb und halb. — Bravo! jetzt bin ich ganz orientirt."

„Nun, lass' hören, meine kleine Gelehrte," sagte Dahlberg neugierig, ob das Fräulein wirklich das Richtige treffen werde.

„Dieses Räthsel ist ganz einfach und rührt von einem Manne her, der auf eine Tafel in seinem Zimmer die fünf S geschrieben hatte. Erst auf seinem Todtenbette gab er die Erklärung dieser sonderbaren Hieroglyphe, welche früher Niemand richtig zu lesen vermochte. — „Das ist meine Gedenktafel," sprach der Sterbende, „sie hat mir in allen Drangsalen und Wirren meines vielbewegten Lebens Trost und Muth gespendet; merkt auch Ihr es Euch: „„Soll's Sein So Schickt Sich's.""

„Vortrefflich!" lobte Dahlberg mit aufrichtiger Bewunderung über Herminen's Belesenheit uud Gedächtnißschärfe; „ich sehe schon, daß ich meinem Schwesterchen gegenüber mich stark auf die Beine stellen muß, um von ihr nicht am Ende auch in dieser Beziehung besiegt zu werden."

„Bisher," bemerkte Hermine rasch und spitz, „waren alle meine Siege über Dich nur — Pyrrhus-Siege, und wer weiß, ob ich nicht sehr gut daran thäte, gleich dem genannten Könige von Epirus, das anscheinend eroberte Gebiet alsbald freiwillig aufzugeben, um nicht späterhin der Vernichtung anheimzufallen."

Hermine hatte sich erhoben und schlug mit sehr ernster Miene den Rückweg nach dem Hotel ein. — Julius wagte nicht, ihr den Arm zu reichen, sondern schritt die kurze Strecke stumm an ihrer Seite einher.

Die trüben Wolken, welche am Horizonte der Liebenden durch des Fräuleins schwerwiegende und vielsagende Worte sich gesammelt hatten, sollten sich heute noch mehr verdichten.

Im Hotel wartete Dahlberg's ein Brief des Barons aus Lugano, wodurch der junge Mann in eine geradezu peinliche Stimmung versetzt wurde.

Als er das Schreiben mehrmals durchgesehen, verfügte er sich mit demselben auf das Zimmer Herminen's, welche beim Fenster saß und auf die Straße hinabzublicken schien. — Sie vernahm Dahlberg's Eintritt gar nicht. Erschrocken fuhr sie zusammen, als sie seine Stimme

ihren Namen rufen hörte. — Rasch flog ihr Sacktuch über die Augen, um die Thränen zu trocknen; das arme Mädchen hatte bitterlich geweint bei dem Gedanken, daß Dahlberg vielleicht sie denn doch nicht wahrhaft liebe, denn, sprach sie zu sich, wie wäre sonst seine Zurückhaltung möglich? Kein einziges Mal hatte er mit ihr von der Zukunft gesprochen, kein einziges Mal hatten seine Lippen die Absicht verlauten lassen, sich je einen eigenen häuslichen Herd zu gründen! Aber wie räumte sich dies wieder mit all' den ihr gewordenen zahllosen Beweisen seiner Achtung und Aufmerksamkeit zusammen, mit dem glühenden, seelenvollen, von Liebe strahlenden Blicke, wenn auf Momente der Enthusiasmus seiner Gefühle urplötzlich die Eisdecke seines sonstigen gesucht conventionellen Benehmens durchbrach. — Schrecklicher Gedanke! Sollte Dahlberg vielleicht nicht sein, was er ihr schien; sollte sich etwa der Teufel der Verführung und der Hinterlist diesen Mann zu einem Werkzeuge der Hölle gedungen haben? War seine Sprödigkeit vielleicht nur eine erkünstelte, um schließlich um so leichter zu siegen? In diesem Falle sah sich Hermine, das fühlte sie ganz deutlich, unrettbar verloren, vernichtet, entehrt, denn sie gestand sich offen, daß sie Julius gegenüber keinen Willen, keinen Widerstand besitzen würde, wenn er ihren Fall wirklich im Sinne führte.

Dahlberg that, als ob er Herminen's rothgeweinte Augen gar nicht bemerkt hätte, um Erörterungen zu vermeiden, welche für beide Theile gleich peinlich sein mußten. Er begnügte sich, den vom Baron empfangenen Brief mit einer stummen Geberde vorzuweisen.

Herminen's scharfes Auge erkannte schon von weitem Eichberg's Schriftzüge; sie fuhr erschrocken zusammen, obwohl die Liebenden der Ankunft dieses Briefes doch von Tag zu Tag gewärtig waren.

„Wir müssen fort von hier!" lispelte das Fräulein und ließ betrübt ihren schönen blonden Lockenkopf gar traurig sinken.

„So ist es, meine theuere Hermine!" erwiderte Dahlberg, gleichfalls von tiefer Betrübniß erfüllt.

„Aeußert sich der Baron ungehalten über uns?" wagte das Fräulein nach einer Pause die Frage.

„Ach nein, Hermine! Der edle gute Mann zeigt sich nur sehr besorgt um uns; er wähnt, daß Erkrankung die Ursache unseres hiesigen Aufenthaltes sei. Soll ich Dir, mein liebes Schwesterchen, diesen Brief vorlesen? Deine Augen scheinen durch die scharfe Gebirgsluft etwas angegriffen zu sein?"

„Nein, nein!“ wehrte Hermine lebhaft ab, „ich begnüge mich vollständig mit Deiner mündlichen Mittheilung; mag das Schreiben auch noch so schonend und liebevoll abgefaßt sein von Anfang bis zu Ende, ich würde dennoch aus jeder Zeile nur einen Vorwurf, einen wohlverdienten Vorwurf entnehmen!“ dann setzte sie, wie vor sich hin sprechend, leise bei: „Aber ach! es war so schön in diesem Chur; hier, hier habe ich die herrlichsten, unvergeßlichsten Tage meines jungen Daseins verlebt!“

„Und ich nicht minder!“ betheuerte Dahlberg, dessen scharfem Ohre kein Wort entgangen war.

„Wann reisen wir?“ begann das Fräulein, um das lange, aber beredte Stillschweigen, welches zwischen den Liebenden eingetreten war, zu unterbrechen.

„Schon morgen!“ antwortete Julius, „aber wir werden uns unterwegs nicht allzusehr beeilen. Statt mit der Postkutsche den Weg von hier bis Lausanne, wo ich Dich der Familie Windfelder übergeben soll, in etwa vierundzwanzig Stunden zurückzulegen, wollen wir ganz kleine Etappenmärsche mit unserem Steirerwägelchen zurücklegen.“

„Das ist schön!“ jubelte Hermine, plötzlich wieder ihre heitere Laune gewinnend, und klatschte wie ein Kind vor Freude mit den Händen; „also wir werden noch einige Tage beisammen sein?“

„Wenigstens fünf Tage!“ entgegnete Dahlberg, und seine sonstige Zurückhaltung und Selbstbeherrschung vergessend, zog er das Fräulein sanft an sich, und drückte auf ihre schöne, edel geformte, alabasterweiße Stirne einen langen heißen Kuß.

Tief erröthend machte sich Hermine wieder von ihm los und floh zum Fenster. — Dahlberg, über sich selbst unwillig, nahm seine gewöhnliche ernste Miene wieder an und sagte:

„Ich werde sogleich dem Baron schreiben, daß er heute über acht Tage meiner Ankunft in Lugano mit aller Bestimmtheit entgegensehen kann.“

Nach diesen Worten schritt der junge Mann, nachdem er Herminen mit der Hand einen flüchtigen Gruß zugeworfen, rasch zur Thüre hinaus.

Der Brief an den Baron war in fünf Minuten expedirt. Julius faßte sich absichtlich sehr kurz, um nicht Lügen gebrauchen zu müssen, welche er unter allen Umständen haßte, und namentlich dem

Baron gegenüber geradezu als ein Verbrechen sich angerechnet haben würde. — Er begnügte sich daher mit der Bemerkung, daß dem Fräulein von Ostenried die mehrtägige Rast in Chur nach den erlittenen Strapazen und Aufregungen ebenso nothwendig als wohlthuend gewesen sei und es wünschenswerth erscheine, Hermine auch nicht in den nächsten Tagen durch eine allzu forcirte Reise übermäßig anzustrengen, ferner, daß er deren sehnlichem Wunsche: die schönsten Puncte des Vierwaldstädter See's en passant zu besichtigen, füglich nicht hindernd in den Weg treten könne.

Als er den Brief durch den getreuen Höfer zur Post gesendet, fühlte er zwar einige Gewissensbisse über den echt jesuitischen Schliff seiner Epistel, bei deren Abfassung er eigentlich doch ganz anders gedacht als geschrieben hatte. — Aber er, der sonst so strenge mit sich selbst in's Gewissen zu gehen pflegte, und zwar wie jeder wahrhaft edle und große Charakter weit strenger als mit Anderen, nahm sich heute keine Zeit, seiner inneren Stimme längere Audienz zu ertheilen.

„Wenn einmal Hermine," suchte er sich zu beschwichtigen, „wenn einmal Hermine nicht mehr an meiner Seite sich befindet, dann habe ich hinlänglich Zeit, der Trübsal meines Herzens abermals nachzuhängen; jetzt aber gehört jede Minute ihr und nur ihr. Ach, wie schnell wird auch diese Woche hinter uns liegen!"

Er nahm Hut und Stock zur Hand und begab sich nach dem Gemache Herminen's, um „Schwesterchen" zu einem Abendspaziergange, dem letzten in Chur, einzuladen.

Das Fräulein hatte diese seine Absicht mit jener wunderbaren Hellseherei, welche der reinen und keuschen Liebe eigen zu sein pflegt, bereits klar vorausgesehen, denn als Dahlberg eintrat, traf er „Schwesterchen" bereits zum Ausgehen fix und fertig angekleidet, und mitten im Zimmer seiner bereits mit Ungeduld harrend. Der „Vermittlungsfächer" fehlte heute in ihrer Hand nicht, um als Medium zu dienen, falls ein Verstoß in der adoptirten Ansprachsweise ein summarisches Strafverfahren herbeiführen sollte. — —

Am folgenden Tage brachen die jungen Reisenden am frühesten Morgen von Chur auf. Ihre schweren beklommenen Herzen fühlten sich aber allmälig erleichtert durch das wunderbare Panorama und den steten Wechsel, welche die giganteske Natur der Schweizer-Alpen dem staunenden, entzückten Auge darbietet. Am dritten Tage hatten sie bereits die drei Urcantone erreicht. — Sie legten jetzt den meisten Theil des

Weges zu Fuß zurück, denn sie klommen bald hier, bald dort einen Berg hinan, um ja keine der vielen herrlichen Aussichten zu versäumen. Ihren Wagen, der natürlich nur der Chaussée entlang sich fortbewegen konnte, bekamen sie zumeist den ganzen Tag über nicht zu Gesicht, und als sie in die Region der Urcantone eindrangen, verabschiedeten sie sich von Höfer auf volle zwei Tage, da sie mit ihm erst wieder in Luzern zusammentreffen wollten.

Das Wetter war bisher ihrem Vorhaben und Beginnen überaus günstig gewesen. Der Herbst ließ sich so wolkenlos und milde an, wie man ihn nur je in den Alpen zu erleben gewohnt ist.

Am Vierwaldstädter See sollten sie jedoch die üble Erfahrung machen, daß dem Jupiter Pluvius denn doch nie recht zu trauen sei, wenn er auf solchen Riesengebirgen, wie selbe den genannten See einsäumen, seinen olympischen Thron aufgeschlagen hat, zu Füßen Neptun im breiten Bette ruhend, ein Gegenstand des Neides für den unstäten Aeolus, der hier oft urplötzlich aus hundert Winkeln mit immer steigender Wuth hervorzubrechen beginnt.

Dahlberg und Hermine hatten beschlossen, den gleich hinter Treib gelegenen Mythenstein, dann das berühmte Grüttli oder Rüttli zu besuchen, eine kleine, höchst anmuthige grüne Wiese am Fuße des Seelisberges, wo in der Nacht des 7. November 1307 zur Vertreibung der habsburgischen Vogte von dreißig Männern aus Uri, Schwyz und Unterwalden, an deren Spitze Werner Stauffacher, Erny an der Halden aus Melchthal und Walther Fürst aus Attingshausen standen, jenes Bündniß geschlossen wurde, welches der Anfang der schweizerischen Eidgenossenschaft ist. Hoch über dieser Wiese liegt die Capelle Maria Sonnenberg, wo man vom Känzle aus eine wahrhaft überraschende Aussicht über den ganzen See genießt.

Unsere jungen Reisenden hatten es unterlassen, in Seelisberg einen Führer zu miethen, ohne den sich in die Labyrinthe der Seelisberger Kulm kein Fremder unvorsichtig wagen sollte.

Auch Dahlberg und Hermine bereuten alsbald, diese bedenkliche Partie allein unternommen zu haben, doppelt bedenklich, weil sich plötzlich ein furchtbares Gewitter zusammen zu ziehen begann, das schon in den nächsten Minuten mit aller Heftigkeit loszubrechen drohte. — Der Donner grollte bereits in der Nähe und zischend fuhren die Blitze wie feurige Garben in den See hinein.

Ringsum war kein Haus, keine Hütte oder sonst ein halbwegs

geeignetes Obdach zu erblicken. — Unsere Wanderer mußten sich also gefaßt machen, bis auf die Haut durchnäßt zu werden und in diesem unerquicklichen Zustande dann volle zwei Stunden bergab zu promeniren, bis sie auf Unterstand rechnen durften.

Da erblickte Dahlberg, der für die Gesundheit Herminens fürchtete, zu seiner großen Freude unweit den Eingang zu einer Höhle.

„Gott sei Dank," rief Dahlberg erfreut, „wir sind geborgen. Einen besseren und sicheren Unterstand vor dem Gewitter hätten wir wohl nicht finden können. — Hier darf Dir nicht bangen vor den Blitzen, welche Dich so sehr zu erschrecken scheinen."

Dahlberg wollte seine Begleiterin nach sich in die Höhle hineinziehen, denn der Regen begann bereits in schweren Tropfen vom Himmel zu fallen und die schwarzen dichten Wolken, welche das Firmament verdüsterten, jagten mit Blitzesschnelle vom Pilatusberge her, dem „Wettermacher" dieser Gegend, über den See hinweg.

Und dennoch zögerte Hermine, der wiederholten und dringenden Mahnung Dahlberg's Folge zu leisten. — Es war ihr, als ob eine unsichtbare Person sie ernstlich warnte, diese Höhle zu betreten; unwillkürlich gedachte sie in diesem Augenblicke ihrer verstorbenen Mutter; sie glaubte in den Wolken eine ätherische weibliche Gestalt zn gewahren, welche auf sie trauernd und tiefbekümmert niederblickte. Eine ihr sonst ganz fremde abergläubische Angst befiel sie und sie fühlte sich sehr stark versucht, ohne auf das schlimme Wetter zu achten, die Flucht zu ergreifen.

Da erschien Dahlberg abermals am Eingange der Höhle, die er inzwischen mit einem Wachskerzchen in der Hand ganz genau durchsucht hatte. Er ergriff jetzt den Arm Herminens, welche einen jähen Schrei ausstieß und am ganzen Leibe zu zittern begann.

„Kindisches Mädchen!" verwies der junge Mann, „Du bist ja schon beinahe halb durchnäßt; warum zögerst Du, tiefer hereinzukommen; fürchtest Du Dich etwa vor Schlangen? Ich versichere Dich, nicht der geringste Wurm hält sich hier auf. Komm, komm lieb' Schwesterchen! Sollst Dich selbst überzeugen!"

Hermine warf noch einen letzten zagenden Blick über den See hinweg und ließ sich dann willenlos von Dahlberg nach dem Inneren der Höhle führen, welche in der That ein ganz eigenthümliches Wunder der Natur genannt werden konnte. Ein breiter, langer, aber sanft gekrümmter Zugang führte in das geräumige Innere, in welches kein Lichtstrahl fallen konnte, weil die Höhle selbst zum Eingange unter einem

rechten Winkel lag. Die Höhe mochte drei, die Breite sechs, die Länge zehn Klafter betragen, so daß diese Höhle eigentlich schon auf den Rang einer Grotte Anspruch hatte. Dabei waren deren Wände so glatt, als wenn man sie künstlich polirt hätte, und nicht eine einzige Ritze bot sich dem Blicke dar. Der Boden der Grotte bestand aus feinem weißen Sande und war so eben wie eine Tenne. Offenbar war hier menschliche Kunst der Natur zur Hilfe gekommen und einige sonderbare Arabesken, die Dahlberg bei dem matten Scheine seines Kerzchens entdeckte, machten es ihm bald zur Gewißheit, daß hier einst die Stätte eines heidnischen Gottesdienstes gewesen.

So war es auch. Wie kam es aber, daß diese merkwürdige Grotte so wenig bekannt und gar nicht besucht zu sein schien? Die Erklärung finden wir in einer schauerlichen Volkssage, welche steif und fest behauptete, daß Jeder, der diesen Ort betrete, wo den Göttern einst das Blut von unschuldigen Knaben und Mädchen als Opfer dargebracht wurde, von einem großen Unglücke unfehlbar heimgesucht werde über kurz oder lang. Die Bewohner dieser Gegend hegen eine so große Scheu von dieser unumstößlichen Thatsache, daß sie nicht einmal davon zu sprechen wagen und keiner der Führer wird den Fremden nach jener Gegend, wo die Druiden-Höhle liegt, geleiten, sondern einen weiten, weiten Umweg wählen, damit ja nicht der Vorwitz der Touristen, auf die sonderbare Mähre hin, etwa Verlangen bekomme, die Geister der hier Gemordeten zu reizen.

Hermine begann sich etwas beruhigt zu fühlen, als sie in der Höhle denn gar nichts gewahrte, was Abscheu oder Furcht einzuflößen geeignet gewesen wäre. Im Gegentheile, wenn man sich diese Höhle entsprechend beleuchtet und möblirt dachte, würde sie sich als ein ganz angenehmer Aufenthalt ausgenommen haben.

Inzwischen dauerte das Ungewitter mit aller Heftigkeit fort. Dahlberg und Hermine sahen häufig beim Eingange nach der Verfassung des Firmamentes nach, mußten sich aber immer wieder schnell tiefer zurückziehen, weil der Regen ihnen gerade entgegenschlug.

„Um Gotteswillen!“ rief Hermine ganz entsetzt, als bereits zwei volle Stunden verflossen waren, seit die unvorsichtigen Touristen hier Zuflucht gefunden, „um Gotteswillen! Der Abend beginnt hereinzubrechen und wir sind hier mitten im Hochgebirge, wohl an zwei Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt. Ach Julius, Julius! wie unvorsichtig sind wir gewesen! Was werden wir wohl beginnen?“

„In Geduld müssen wir uns fassen, mein liebes Schwesterchen," entgegnete Dahlberg achselzuckend, „und uns in das Unvermeidliche fügen. Ich werde hier nächst des Einganges Wache halten und Du magst drinnen in der Höhle es Dir bequem machen, so gut es geht. Du hüllst Dich in Deinen Shawl und mein Ränzchen wird Dir als Kopfkissen dienen. Du bist ohnehin sehr ermüdet und wirst also gut thun, sobald als möglich etwas auszuruhen und zum Rückwege neue Kräfte zu sammeln. Gegen Mitternacht werden wir Vollmond haben und bis dahin dürfte sich auch der Himmel klären, so daß wir dann ohne alle Gefahr den Berg hinabzusteigen vermögen."

„Aber wie steht es denn mit dem Lichte?" frug Hermine besorgt; „ich fürchte mich, in der Höhle so ganz im Finstern zu bleiben."

„Nun davor darf Dir nicht bangen," entgegnete Dahlberg lächelnd, „ich pflege immer ein Dutzend Wachskerzchen für meine kleine Blendlaterne bei mir zu führen. Im schlimmsten Falle sind wir mit Leuchtstoff auch für die ganze Nacht versehen, nemlich wenn die Wolken sich nicht vor Anbruch des Tages verziehen sollten und dadurch es uns unmöglich machen würden, diese Höhle bei Mondenschein zu verlassen."

„Nun denn in Gottes Namen!" sagte Hermine; „ich fühle mich wirklich sehr ermüdet, so angegriffen und will daher Deinen freundlichen Rath befolgen. Wo wirst Du aber Dein Laternchen hinstellen?"

„Hierher, mein Kind, so daß der Schein des Lichtes noch in die Höhle fällt, ohne daß ich selbe zu betreten brauche, um alle zwei Stunden, so lange hält jedes Kerzchen an, die Laterne zu bedienen."

„Du wirst also wirklich nicht in die Höhle kommen, während ich schlafe?"

„Gewiß nicht, Hermine," betheuerte Dahlberg sehr ernst und legte die Hand auf das Herz; „sobald es Zeit zum Aufbruche ist, werde ich Dich rufen."

Hermine entfernte sich, nachdem sie ihrem Freunde herzlich die Hand geschüttelt. Dahlberg hielt bis Mitternacht redlich Wort. Er hatte bis dahin dreimal das Licht ausgetauscht, ohne auch nur einen Blick nach der Stelle zu werfen, wo Hermine ruhen mochte; um die Schlafende zu sehen, war übrigens für den großen Raum die nur schief einfallende und äußerst schwache Beleuchtung viel zu gering.

Wie Dahlberg vorausgesehen, klärte sich der Himmel plötzlich auf und Mond und Sterne goßen ein so helles, so wunderbares Licht

über die ganze Landschaft aus, daß man selbst in die Ferne beinahe so gut wie bei Tag zu sehen vermochte.

Dahlberg beschloß, Hermine zu rufen, um den bereits besprochenen Nachtmarsch nach Seelisberg zurück anzutreten. Er rief ein, zwei, ja drei Mal des Fräuleins Namen. Keine Antwort erfolgte. Bange wurde ihm um's Herz und befürchtend, daß Herminen ein Unglück zugestoßen sei, vergaß er seines Versprechens, die Höhle nicht zu betreten. Von fieberhafter Ungeduld und Angst erfaßt, nahm er das Laternchen vom Boden auf und durchsuchte die Höhle.

Ein Ah! der Freude, des Erstaunens und Entzückens entschlüpfte plötzlich seinen Lippen; da schlummerte sie, das Idol seines Lebens, so sanft, so süß, als ob Eiderdunnen ihr Lager bildeten. Und welch' reizende, welch' verführerische Ueppigkeit und Schönheit bot sich seinen Blicken dar. Wie lieblich und schalkhaft waren ihre Lippen zugespitzt, wie angenehm mochte der Traum sein, der ihre jungfräuliche Phantasie beschäftigte. Wie malerisch ruhte ihr nach rückwärts geneigtes Haupt auf ihrem linken Arme, so voll, so weiß, so zart, gleich ihrem herrlichen Nacken und dem wogenden Busen, dessen Mieder leicht gelockert schien.

Dahlberg warf sich an der Schlafenden Seite auf die Knie nieder und rang verzweiflungsvoll die Hände, indem er dabei ausrief:

„Und diesen, diesen Engel soll ich ewig fliehen? Mein Gott, mein Gott, das Schicksal, das Du mir auferlegt, es ist zu hart, zu schwer, zu unverdient für mich. Herr im Himmel, Du der Gott der Gnade und der Liebe, kannst Du wirklich wollen, daß ich der Rache diene, daß ich dieser Rache mein und Herminens ganzes Lebensglück opfere?! Nein, nein, das kannst Du nicht wollen! Ja, ja, es ist ein unchristlicher, ein sträflicher Irrthum, dem ich seit dem Tage meiner Großjährigkeit mein Leben geweiht. Nur Du allein dort oben hast das Recht, zu richten und zu strafen, wir, wir Deine Geschöpfe sind geschaffen, um zu lieben. und in der Liebe zu leben, zu wirken und zu sterben! Ja, Hermine! lieben, lieben, lieben will ich Dich von nun mit aller Inbrunst, mit aller Kraft meiner Seele. Hinweg ihr elenden Phantome des Ehrgeizes und irdischer Vergeltung durch Menschenarm! Nicht länger sollt' ihr mir die Pforten meines Paradieses verschließen! Mit diesem Kuße will ich unseren Bund besiegeln!"

Dahlberg preßte seine Lippen krampfhaft auf jene Herminens, welche jetzt mit einem gellenden Schrei aus dem Schlafe emporfuhr.

„Ach Julius, Julius! Was beginnst Du?!" flehte das Mäd-

chen zitternd und suchte sich vergeblich der Zärtlichkeiten des jungen Mannes zu erwehren, bei welchem die lang gebändigte Leidenschaft nunmehr plötzlich alle Dämme durchbrochen hatte. —

Die Sonne stand bereits lange am Himmel, als Dahlberg und Hermine Arm in Arm vor dem Ausgange der Höhle erschienen. Als der erste Strahl des Tageslichtes ihr schönes, heute auffallend blasses Antlitz traf, verbarg sie ihren herrlichen Lockenkopf laut weinend in dem Busen ihres Geliebten.

Der junge Mann ließ seine Braut gewähren. Solche Augenblicke dürfen durch nichts entheiligt werden. Dann erst, als Hermine sich etwas zu beruhigen schien, sprach er ihr Worte, voll der innigsten Zärtlichkeit und des Trostes zu und mit einer langen Umarmung, mit einem nicht enden wollenden Kuße besiegelten die Liebenden jetzt unter freiem Himmel, angesichts der herrlichen Natur, das ewige, unzertrennliche Bündniß ihrer überglücklichen Herzen.

„Wohin gehen wir?" wagte endlich Hermine mit schüchterner Stimme die Frage.

„Nach Lausanne — nicht!" entgegnete Dahlberg kurz.

„Nach Lugano?"

„Noch weniger; der Baron würde mich mit Vorwürfen überhäufen, ja, mich vielleicht in einer Weise zu Rede stellen, die ich als Mann nicht vertragen könnte und dürfte. In seinen Augen bin ich ein Ehrloser, der sein Wort gebrochen. Europa ist für uns fernerhin kein Aufenthalt mehr. Wir reisen, so schnell als uns gute Postpferde nur weiter bringen, auf der Stelle nach England. Von dort schiffen wir uns nach Amerika ein. Eine gesunde practische Thätigkeit, Deine Liebe, unser beiderseitiges Glück, das sei das Programm unserer Zukunft. Vor Allem wollen wir aber sehen, ob wir hier ein Pfäfflein finden, das um Geld und gute Worte über unseren Bund noch heute seinen Segen spricht. Bist Du einverstanden, Hermine?"

„Habe ich denn einen andern Willen als Deinen, darf ich einen andern haben?" entgegnete die junge Frau und hüpfte mit ihrem künftigen Herrn Gemale über Stock und Stein behend nach dem Thale hinab.

Dem Schalke Amor war also wieder einmal einer seiner großartigsten Schelmenstreiche gelungen, um deren Folgen sich der gottlose Bube freilich nie sonderlich zu kümmern pflegt.

XIX.

Unter dem Halbmond.

Herr von Schwalbach ward zu Trentschin gerade zur rechten Zeit aus dem Gefängnisse befreit. Drei Tage später gelangte daselbst an den Vice-Gespan der Auftrag, den vom Spielberg in Brünn entsprungenen Sträfling wieder dahin zurückzuliefern, und zu diesem Behufe ohne Verzug, unter sicherer Escorte, bis zur Grenze zu stellen, wo der Arrestant von österreichischen Polizisten übernommen werden würde.

Die ganz ungewöhnliche Raschheit, womit in diesem Falle eine Entscheidung erfolgte, lieferte den Beweis, welch' hohen Werth man in Wien darauf legen mochte, der Person des Herrn von Schwalbach, der durch seine Correspondenzen an vertraute Freunde in Tirol den Unwillen des Kaiser Franz in so hohem Grade erregt hatte, wieder habhaft zu werden.

Indessen waren von seiner unsichtbaren Beschützerin, der „Königin ohne Land", alle Anstalten und Vorbereitungen zu seiner Flucht nach der Türkei derart umsichtig und zweckentsprechend getroffen worden, daß es, angesichts der mangelhaften Verkehrsmittel der damaligen Zeit, namentlich bei dem Abgange jedweder telegraphischen Verbindungen, selbst der optischen, wie sie doch in Frankreich bestanden, thatsächlich unmöglich gewesen wäre, Schwalbach's auf ungarischem Boden habhaft zu werden, wenn Alles dem wohldurchdachten Plane gemäß vor sich ging.

Von Trentschin bis Gran an der Donau war für unterlegte Pferde vorgesorgt. In Gran, dem Sitze des Primas von Ungarn, harrte ein mittelgroßes, schmal gebautes Schiff, mit zehn tüchtigen Ruderknechten bemannt; für Proviant und alle sonstigen dringenden Bedürfnisse war auf dem Fahrzeuge für eine volle Woche gesorgt. Vier Mann setzten sich zu den Rudern und Einer führte das Steuer, so daß zeitweise eine Ablösung stattfinden konnte. Da die Donau gerade einen hohen Wasserstand führte, so flog des Schifflein's schmaler Leib pfeilschnell stromabwärts, obwohl die Ruderer sich nicht allzusehr anstrengten. Jedenfalls war die Geschwindigkeit keine geringere, als eines mittelschnellen Dampfers von heutzutage. Da nirgends gelandet wurde, so erreichte das Schiffchen bereits am dritten Tage die türkische Grenze,

deren Ueberschreitung der gesammten Bemannung des Bootes ohne Anstand sowohl von Seite der österreichischen, als ottomanischen Behörden gestattet wurde, weil sich nicht nur Alle mit regelrechten Pässen auszuweisen vermochten, sondern auch die Vidirung der Documente durch einige an rechter Stelle deponirte Dukaten sehr beschleunigt worden war.

Ohne alle besondere, irgendwie erwähnenswerthe Zwischenfälle ward von Neu-Orsova die Thalfahrt bis nach Rustschuk fortgesetzt, wo der Ober-Steuermann, der bisher auf dem Fahrzeuge den Befehl geführt, seine Aufgabe für beendet erklärte, wobei er Herrn von Schwalbach mehrere Schriften und Briefe übergab. Die Adressen der letzteren lauteten theils für Rustschuk, theils für Adrianopel und Konstantinopel an bekannte, einflußreiche hohe Persönlichkeiten.

Vergebens suchte jetzt Herr von Schwalbach aus dem Manne herauszubringen, in wessen Dienste und Auftrag er gehandelt habe. Schon während der mehrtägigen Fahrt hatte er wiederholt mit dem Ober-Steuermann ein Gespräch anzuknüpfen begonnen, wurde aber jedesmal mit einem kurzen: „nemtudom németül“ oder „Nix deutsch“ abgespeist. Ebenso gerirten sich auch alle andern Mitgenossen als Stockmagyaren, obwohl sie des Deutschen nicht so ganz unkundig sein mochten, als sie sich den Anschein gaben. Offenbar beruhte aber ihre Schweigsamkeit und Verstellung auf dem ausdrücklichen Befehl einer unsichtbaren Person, der sie unbedingten Gehorsam leisteten.

Schwalbach begab sich vom Landungsplatze in Rustschuk nach dem Innern dieser schmutzigen und verwahrlosten Stadt. Vor Allem wollte und mußte er dort einen türkischen Wechsler, Namens Ali-Ben-Azib, aufsuchen, für welchen ihm der Ober-Steuermann einen auf 10.000 Francs lautenden Wechsel übergeben hatte. Herr von Schwalbach besaß nemlich keine Kleider, als welche er auf dem Leibe hatte, selbst einer Taschenuhr entbehrte er, u. z. schon seit seinem Aufenthalte auf dem Spielberge.

Zudem mußte er sich zur Landreise von Rustschuk nach Konstantinopel Pferde, Waffen und Diener beschaffen, und dazu gehörte Geld, viel Geld, dessen er in diesem Augenblick keinen baaren Heller besaß.

Die Eincassirung des genannten Wechsels war also vor Allem die Hauptsache und dieses Geschäft auch schon in der nächsten halben Stunde glücklich beendet. Der Wechsler empfing ihn außerordentlich

freundlich; er schien von dem „Franken“ bereits eine genaue Personsbeschreibung erhalten zu haben, denn gleich beim Eintritte rief er Herrn von Schwalbach beim Namen und warf einige Blicke in einen französisch geschriebenen Brief, der neben ihm auf dem Divan lag.

Ali-Ben-Azib überreichte Herrn von Schwalbach fünf Rollen à 100 Louisd'ors lächelnden Blickes und ließ die Bemerkung fallen, daß, wenn dieser Betrag dem Empfänger zu gering dünken sollte, er die Ermächtigung besitze, die ausgezahlte Summe zu verdoppeln, ja selbst zu verdreifachen. Schwalbach dankte in verbindlichen Worten, erbat sich aber des Wechslers Rath und Beistand wegen Ankaufs der ihm zur Weiterreise erforderlichen Gegenstände und machte nun auch an dieser Stelle den Versuch, endlich in Erfahrung zu bringen, wer denn eigentlich sein unsichtbarer Schutzgeist sei. Um dabei besser zum Ziele zu gelangen, bediente er sich der türkischen Sprache, welche er, gleich mehren anderen orientalischen Dialecten, sehr fertig sprach.

Ali-Ben-Azib blieb aber verschlossen wie das Grab und ließ den Brief, der neben ihm auf dem Divan lag, in einer der weiten Taschen seines Kaftans verschwinden, damit der Fremde nicht etwa dieses Schreiben sich zueigne, wozu Schwalbach in der That große Lust verspürte.

Herr von Schwalbach empfahl sich von dem gutmüthigen Moslim, nachdem er von demselben zum Schlusse hinsichtlich der Bezugsquellen der erforderlichen Kaufobjecte umständlich belehrt worden war.

Bevor aber unser Flüchtling daran ging, die ihm bezeichneten Kaufleute zu besuchen, eilte er von Ali-Ben-Azib hinweg, rasch wieder nach dem Donauufer zur Stelle, wo er das Boot verlassen hatte. Das schmucke Fahrzeug lag zwar noch angekettet da, aber er erfuhr, daß es bereits um einen Spottpreis von den vor einer Stunde angekommenen „Franken“ verkauft worden sei und diese selbst sich bereits nach dem gegenüber liegenden Giurgewo begeben hätten.

Schwalbach hatte nämlich die Absicht gehegt, nöthigenfalls zwei, ja auch drei seiner Goldrollen daranzusetzen, um zu erfahren, wessen Hand denn eigentlich über ihn ein so merkwürdiges Patronat ausübe. — Betreff der Schiffleute, die ihn von Gran bis hierher nach Rustschuk gebracht, mußte er jedoch seinen Bestechungsplan gänzlich fallen lassen. — Er hatte ein paar Kundschafter nach Giurgewo hinüber gesendet, welche aber schon nach zwei Stunden mit der Nachricht zurück-

kamen, daß die zehn „Madschari“ in einem vierspännigen Bauernwagen bereits nach der österreichischen Grenze weiter gereist seien.

Herr von Schwalbach, der jetzt gar keine Möglichkeit vor sich sah, seine übrigens ganz gerechtfertigte Neugierde zu befriedigen, fügte sich also in Gottes Namen in das Unvermeidliche, die Lösung des Räthsels dem Zufalle und der Zukunft anheimstellend.

Drei Tage später verließ er hoch zu Roß Rustschuk, um über das Balkangebirge, an der Festung Schumla vorbei, sobald als möglich Rumeliens Gefilde zu erreichen. — Er hatte sich einer größeren Karavane angeschlossen, da der Einzelne, ob des in den Balkangebirgen überall lauernden bulgarischen Räubergesindels, Leben und Eigenthum auf dieser sehr verrufenen Straße muthwillig auf's Spiel setzen würde.

Schumla, 700 Fuß hoch gelegen, und um sich alle Hauptstraßen concentrirend, welche von der Donau nach Rumelien führen, hat sich von jeher als ein Hauptbollwerk der Türkei gegen Rußland erwiesen; hier pflegen alle Karavanen, welche zwischen der Donau und Adrianopel verkehren, wenigstens einen Rasttag zu halten. Diese Stadt ist eine echt türkische, und Schwalbach, durch seine Verhältnisse angewiesen, im ottomanischen Reiche die Gründung einer neuen Existenz zu suchen, benützte mit Interesse den zweitägigen Aufenthalt in Schumla, um das Wesen und die Eigenthümlichkeit des türkischen Volkes zu studiren, wobei ihm seine Sprachkunde sehr zu Statten kam, wenn er auch in dieser Beziehung sich gestehen mußte, daß, wie in allen anderen lebenden Sprachen, auch hier der reingrammatikalischen Theorie durch die practische Aneignung der Dialecte unter die Arme gegriffen werden müsse.

Auf dem Weitermarsche von Schumla nach Adrianopel kam man am Dorfe Madara, am Fluße Paravadi gelegen, vorbei, welches bis zum Jahre 1828 das Asyl aller von ihren Ehemännern verstoßenen oder denselben entflohenen türkischen Weiber war. — Dieses Dorf besaß seit ein paar Jahrhunderten blos eine weibliche, sich stets auf mindestens 2000 Schöne belaufende Bevölkerung; diese Frauenzimmer gingen unverschleiert, waren abgabenfrei, duldeten keine Alten oder Häßlichen unter sich und nahmen jeden Reisenden sehr gastfreundlich und in jeder Hinsicht gefällig auf. — Durch den russisch-türkischen Krieg von 1828—1829 wurden die Bewohnerinnen Madara's nach allen Winden zerstreut, und die türkische Regierung fand sich nicht bestimmt, nach Herstellung des Friedens auch die früheren Privilegien dieser son-

derbaren Frauenrepublik, welche zu Aergernissen und Unzukömmlichkeiten aller Art vielfachen Anlaß gegeben hatte, zu erneuern.

Sowohl in Adrianopel als Konstantinopel erwiesen sich Schwalbach's Empfehlungsbriefe nicht minder wunderthätig als in Rustschuk; wie überall sah er jedoch auch hier seine Erwartungen getäuscht, über den Motor, der auf so fühlbare, aber so geheimnißvolle Weise in den Gang seines Daseins eingriff, wenigstens einigermaßen Aufschluß zu erhalten.

Alle Schreiben, welche er in den genannten zwei Städten abzugeben hatte, waren von einer ihm gänzlich unbekannten Hand geschrieben, unversiegelt und enthielten eigentlich nur die Hinweisung auf frühere, durch die Post vermittelte Correspondenzen.

Schließlich ward Herr von Schwalbach sogar dem Großvezier vorgestellt, der ihn höchst huldvoll aufnahm und ganz bezaubert war, als der „Franke" durch seine fließende Fertigkeit im Türkischen den Dollmetsch völlig entbehrlich machte.

Der Eindruck, welchen Herr von Schwalbach auf den mächtigen Mann machte, war ein so überaus günstiger, daß der Großvezier beschloß, den „Franken" seinem Herrn und Gebieter, dem Sultan, vorzustellen. Zu jener Zeit war es noch mit vielen Umständen und Weitschweifigkeiten verbunden, beim Sultan Audienz zu erlangen, selbst wenn ein Großvezier einem Fremden diese seltene Ehre zu erwirken für gut befand. Der Großvezier selbst stellte wenigstens zwei Wochen Frist in Aussicht, bis dahin sollte aber Herr von Schwalbach bereits als Gast des Padischah sich betrachten.

Der Großvezier gab ihm einige Janitscharen und einen Officier der kaiserlichen Leibgarde zum Schutz und Geleite und wies ihm eine schöne Wohnung in einem der vielen kaiserlichen Paläste an, womit freie Station und Benützung des Marstalles, sowie einer gutbemannten Jolle zu Ausflügen im Bosphorus selbstverständlich verbunden waren. Die Unterwürfigkeit und Bereitwilligkeit, womit Schwalbach's Umgebung jeden von ihm auch nur leise angedeuteten Wunsch zu erfüllen bestrebt war, bewies, daß man den Franken als einen erklärten Günstling des Großveziers betrachtete, der ihm sogar acht Tage später ein Ehrenkleid und einen prachtvollen, mit Edelsteinen reich verzierten Säbel als Geschenk zusandte.

Am zwölften Tage nach der ersten Vorstellung beim Großvezier empfing Schwalbach endlich die Nachricht, daß er am folgenden Morgen der Ehre theilhaftig werden solle, „vor dem Beherrscher aller

Gläubigen in den Staub zu sinken," wie das vom Hofceremonienmeister ausgestellte amtliche Schreiben wörtlich besagte.

Die Empfangsstunde war auf acht Uhr Morgens festgestellt, denn die Langschläferei ist den muhamedanischen Fürsten aller Zonen durch den Koran verboten. Sie müssen sich stets mit dem Sonnenaufgange von ihrem Lager erheben, und die wichtigsten Regierungsgeschäfte pflegen gleich in den ersten Morgenstunden abgethan zu werden.

An dem Audienztage wurde Schwalbach schon um sechs Uhr Morgens durch das Erscheinen eines höheren Serailbeamten überrascht, welcher mit einer kleinen Abtheilung der kaiserlichen Leibgarde aufmarschirt war, um den „Franken" mit allen Ehren abzuholen und nach dem sogenannten neuen Serail zu bringen.

Diese neuerliche Aufmerksamkeit, welche man nur Fremden von besonderer Bedeutung angedeihen läßt, konnte als ein sehr erfreuliches Omen gelten. Schwalbach legte das ihm vom Großvezier übersendete Ehrenkleid jetzt zum ersten Male an, ließ aber den Prunksäbel zu Hause, weil Fremde dem Sultan nur unbewaffnet nahen durften.

Das neue Serail, nach welchem Schwalbach mit seiner Escorte im feierlichen Aufzuge auf einem prächtigen arabischen Schimmelhengste ritt, der ihn so lebhaft an seinen edlen Ali erinnerte, liegt in der durch den Hafen und die Propontis von Stambul gebildeten Ecke des Stadtgebietes, an derselben Stelle, an welcher einst, wiewohl noch weiter nach Süden ausgedehnt, auch die Paläste der bizantinischen Kaiser standen. Das Ganze bildet eine Stadt für sich und wird von sechs bis sieben tausend Menschen bewohnt. Es ist mit einer Mauer umgeben, welche ein unregelmäßiges Sechseck bildet, eine Stunde lang und hat zwölf Thore. Aus vielen einzelnen Gebäuden und Gartenanlagen bestehend, bietet es mit seinem Wechsel von Minarets, von vergoldeten Dächern und Kuppeln und von hoch in die Lüfte ragenden Cypressen nach der Seeseite hin einen großartigen Anblick dar.

Nahe bei der Sophienkirche befindet sich der Haupteingang, oder das sogenannte Kaiserthor, vor welchem die Köpfe der Aufrührer aufgesteckt werden. Von diesem Thore nach dem Hafen zu, weiter an der Mauer fortgehend, gelangt man zu einem Palast, welcher außerhalb der Mauer an einem vorspringenden Winkel derselben liegt. Er heißt die hohe Pforte, obgleich sich bei ihm kein Thor befindet, durch welches man in das Serail gelangen könnte. — In ihm wohnt der Groß-Vezier; zugleich befinden sich aber auch die Kanzleien aller Mini-

sterien in diesem Gebäude, und es werden in ihm auch die Minister-berathungen, Divans genannt, gehalten. — Weiterhin gelangt man an den Hafen. In der Ecke, welche eine mit der Stadtseite ziehende und dann längs dem Hafen fortlaufende Mauer bildet, befindet sich ein kaiserlicher Kiosk und ein Thor, welches das Thor des Ufer-Kioskes genannt wird. Von diesem Kiosk pflegt der Sultan das Auslaufen der Flotte zu betrachten. In ihm steht ein Thron, welcher sieben Ellen im Gevierte mißt und aus reinem Silber angefertigt ist. — An der Hafen-seite selbst liegt das Thor Odunkapussi. Es wird blos Nachts geöffnet, um den Leichnamen der im Serail Hingerichteten einen Ausgang ins Wasser zu bieten. — Geht man von diesem „Thore der Todten" aus weiter nach der Spitze des Serails, so stoßt man auf Batterien. Sie dienen nicht nur zur Vertheidigung des Hafen-Einganges, sondern auch zu Freuden- und Ehrenbezeugungen; ein einzelner Schuß aber kündet stets die Hinrichtung eines Verbrechers im Serail an.

Schwalbach wurde durch das vorbezeichnete Kaiserthor in das Serail eingeführt. Auf diese Weise gelangt man in den ersten Hof, welcher fünfhundert Schritte lang ist, und außer einem herrlich beschatteten Springbrunnen und einem Rasenplatze, Casernen, Wachen, eine Münze, eine in ein Zeughaus verwandelte Kirche, ein Krankenhaus, Bäckereien und einen Marstall enthält. Aus ihm führt das sogenannte Mittelthor (Orta-kapu) in den zweiten Hof. Unter diesem Thore fanden die Hinrichtungen der höheren Beamten statt. Früher mußten hier auch die Gesandten, bevor ihnen der Sultan Audienz ertheilte, oft stundenlang verweilen. In diesem mit Baumgängen verzierten zweiten Hofe befinden sich unter Anderem neun Küchen und die Speisesäle des Serails und zwei sehr große Sitzungssäle.

In den dritten Hof gelangt man durch „das Thor der Glückseligkeit." Nahe bei diesem Thore ist der Audienzsaal mit dem Throne des Sultans, der äußerste Punct, bis zu welchem Fremde im Serail vorgelassen werden. Dieser dritte Hof enthält außerdem noch viele Säle, Kioske, die Schatzkammern, zwei Bibliotheken, mehrere Moscheen, Bäder, Fontainen, Gärten und — den Harem des Sultans.

Blendender, ja sinnverwirrender orientalischer Luxus herrschte in der langen Reihe von Gemächern, durch welche Schwalbach von dem Ceremonienmeister geführt wurde, bis er endlich unmittelbar vor der Thüre zum Thronsale den Groß-Vezier erblickte, der ihm sehr gnädig mit den Augen zuwinkte und dann in dem Saal verschwand.

Nicht ohne Beklommenheit sah Schwalbach den Dingen entgegen, die da kommen würden. — Handelte es sich doch um sein ganzes künftiges Schicksal, ja sogar um seine Freiheit, denn es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß der k. k. Internuntius in Constantinopel im Auftrage seiner Regierung bereits an die hohe Pforte das kategorische Verlangen um Auslieferung des flüchtigen Hochverräthers Adolf von Schwalbach gestellt hatte. — Wußte er sich die Sympathien des Sultans nicht in eben dem Maße zu erobern, wie es ihm betreff des Groß-Veziers gelungen war, so konnte es dem Vertreter Oesterreichs vielleicht in einer späteren Audienz sehr leicht werden, den Wunsch seines Hofes durchzusetzen.

War Schwalbach bereits durch Alles, was er wahrgenommen, seit sein Fuß die Schwelle des dritten Thores überschritten, schon ziemlich außer Fassung gebracht, so übertraf doch der Glanz und der Prunk, welcher ihm überall entgegenstrahlte, als er endlich in den Thronsaal eingeführt wurde, Alles, was seine Phantasie je nur für möglich gehalten hätte.

Im Hintergrunde des großen Audienzsaales, welcher von oben ein mildes Licht empfing und im Ganzen dem Längenschiffe einer gothischen Kirche nicht unähnlich sah, stand der mit Purpur ausgeschlagene Thron, auf welchem Sultan Mahmud II., eine überaus ernste, männlich-schöne und kräftige Gestalt, saß, angethan mit einer langen Robe aus grüner Seide, der Farbe der Nachkommen des Propheten. Ein weißer Turban, dessen Agraffe von Diamanten wohl Millionen werth sein mochte, bedeckte das Haupt des Sultans. — Ein rabenschwarzer Bart wallte auf seine Brust herab und hob die geisterhafte Bläße seines scharf markirten Antlitzes nur um so mehr hervor. Aus seinem dunklen Auge strahlte Hoheit und das Selbstbewußtsein geistiger und materieller Macht; aber zugleich wohnte diesem Blicke etwas tückisches, tigerartiges inne, das Furcht und Unbehagen im hohen Grade einzuflößen geeignet war, namentlich, wenn der Padischah in Zorn gerieth, was sehr häufig und mitunter aus dem geringfügigsten Anlasse geschah. In solchem Augenblicke fühlte jeder, der in des Allgewaltigen gefährlicher Nähe sich befand, den Kopf zwischen den Schultern wackeln, bedurfte es ja für den stets anwesenden „Hofhenker“ nur eines einzigen Winkes, und der Unglückliche, der des Sultans Mißfallen erregt, ward nach dem Thore des zweiten Hofes geschleppt und zehn Minuten später verkündete ein Kanonenschuß von der Hafen-Batterie des Serails der

ganzen Stadt, daß auf „Allerhöchsten Befehl“ soeben eine Hinrichtung stattgefunden. —

Und es waren gerade nicht immer die schlechtesten Subjecte, welche auf diese Weise ihr Dasein endeten.

Schwalbach verbeugte sich dreimal bis zur Erde, während er an der Seite des Ceremonien-Meisters die rechts und links aufgestellten dichten Reihen der Höflinge, Generäle und Reichswürdenträger entlang schritt. Alle standen da stumm und regungslos, die Köpfe auf die Brust gesenkt und über diese die Arme gekreuzt, dabei das Antlitz halb zur Seite dem Throne zugewendet.

Der Sultan schien die hohe, markige Gestalt Schwalbach's mit großem Gefallen zu betrachten. — Er musterte den Franken wohl an fünf Minuten vom Kopfe bis zum Fuße, bevor er mit sonorer, aber etwas schneidender Stimme in türkischer Sprache einige kurze Fragen über Namen, Herkunft, Alter und früheren Stand des Herrn von Schwalbach stellte, welche dieser klar, laut und grammatikalisch vollkommen richtig in demselben Idiome beantwortete.

„Beim Barte des Propheten,“ rief der Sultan wohlgefällig und schlug dabei mit der linken Hand auf die Lehne des Thronsessels; „Du gefällst mir, Franke; werde sehen, zu was ich Dich brauchen kann. Vorläufig will ich Dich zum Beg ernannt haben, und in dieser Eigenschaft magst Du Dich mir heute gegen Abend zum zweiten Male vorstellen.“

Der Padischah nickte leicht mit dem Kopfe, und die Audienz war für Schwalbach jetzt zu Ende. Der Ceremonien-Meister zog ihn hinter die rechts vom Throne aufgestellte Reihe der Generäle, denn diesen gehörte er in Folge der Worte des Sultans nunmehr an. — Mit Neid und Bewunderung schielten ihn seine neuen Standesgenossen an, während der Groß-Vezir, der unweit des Thrones stand, vergnügt in den Bart schmunzelte, daß sein Schützling dem Sultan noch besser zu Gesichte stand, als er erwartet hatte.

Nachdem noch einige andere Vorstellungen geschehen waren, erhob sich der Sultan vom Throne und begab sich, blos von Eunuchen (Verschnittenen) begleitet, nach dem Inneren des Serails, um nach seinen Lieblingsfrauen und Kindern zu sehen.

Schwalbach jubelte in seinem Innern. Durch die Ernennung zum Beg oder Bei hatte ihn der Sultan als seinen Unterthan angenommen, und dadurch jede weiteren Schritte der kaiserlichen Internuntiatur

wegen Auslieferung unmöglich gemacht. Zugleich sah er sich jetzt aller materiellen Sorgen enthoben, denn als Beg gebührte ihm eine Besoldung von wenigstens 6000 Thalern. — Jedes Gefühl von Bangigkeit war uns seiner Brust entschwunden, aber um so mächtiger regte sich in ihm die Neugierde, was wohl der Sultan mit ihm unter vier Augen vorhaben möge, eine Art von Audienz, welche damals in der Türkei zu den seltensten Vorkommnissen des Serails gehörte.

Der neugebackene Beg erschien im Serail schon um vier Uhr Nachmittag, obwohl die Audienz erst für Abends anberaumt worden war; aber den Sultan hätte die Laune anwandeln können, ihn früher zu sehen, und Mahmud II. war ziemlich ungeduldigen Temperamentes. — Schwalbach that auch sehr wohl daran, zeitlich zu erscheinen, denn schon um fünf Uhr erschien in dem Vorsaale ein Officier der Eunuchen, um ihn dem Padischah vorzuführen. — Der Sultan empfing ihn im Kiosk eines Gartens, der unmittelbar an den Thronsaal stieß. Hier war Mahmud II. Lieblingsaufenthalt, und heute insbesonders hatte er diesen Ort gewählt, um völlig ungestört und namentlich unbelauscht zu sein. — Der Officier, welcher Schwalbach nach dem Kiosk geführt, empfing vom Sultan den Befehl, sich und seine Leute auf fünfzig Schritte zurückzuziehen, und Niemanden, wer es auch sei, bis auf weiteres dem Kiosk nahen zu lassen.

Als die zwanzig Mann Leibwache sammt ihrem Befehlshaber sich in einem weiten Kreis von dem Kiosk bis zur anbefohlenen Distanz entfernt hatten, erhob sich Sultan Mahmud II. vom Divan und warf das elastische Rohr des Nargilet (der Wasserpfeife), woran er bisher geraucht hatte, zur Seite. — Hochaufgerichtet trat er auf Schwalbach zu, welcher, dem Ceremoniell gemäß, gesenkten Hauptes und mit über die Brust gekreuzten Armen dastand.

Der Sultan stand an Körperlänge Herrn von Schwalbach nur wenig nach. — Im einfachen prunklosen Kaftan aus leichtem grünen Stoffe nahm er sich jetzt beinahe noch besser aus, als des Morgens im prunkenden, von Gold und Edelsteinen flimmernden Ornate, denn seine kräftige martialische Gestalt, der Adel seiner Haltung und Bewegung machte sich jetzt mit einer gewissen Lebhaftigkeit, Anmuth und Grazie geltend, deren der Sultan auf dem Throne sich entschlagen mußte, um nicht wider die orientalischen Begriffe von Herrscherwürde zu verstoßen

„Ich habe,“ begann Mahmud II., nachdem er eine ziemlich lange Weile Herrn von Schwalbach aufmerksam gemustert, „ich habe Deine

ganze Lebensbeschreibung mit größtem Interesse gelesen. Es heimelte mich an, wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht.“ Du hast viel gesehen, viel erfahren, viel gelitten und auch — viel gelernt. Wenn ich Dein Herz so gut befinde, wie Deinen Kopf, werden wir Beide eines Tages Allah und dem Propheten für die Stunde danken, die uns näher geführt.“ — — —

Der Sultan schritt einige Male im Kiosk auf und ab, dann fuhr er fort:

„Du bist in einem Lande geboren, das sprichwörtlich geworden durch die Treue und die Anhänglichkeit an seine Fürsten. Glaube mir, ich bin mit Bewunderung dem Gange der Kämpfe gefolgt, die Deine Landsleute gegen die Uebermacht des großen Franken-Kaisers gefochten, und beim Barte des Propheten, ich hätte es nicht über mich gebracht, Eueren Führer erschießen zu lassen, weil er seinem Sultan ergeben war bis in den Tod! Oh, mit Rebellen, da mache auch ich keine Umstände, aber Euer Bauern-General war kein Rebeller. — Doch bleiben wir bei unseren Angelegenheiten. Vor Allem richte Dich gerade auf, wie Du es gewohnt bist von Deiner Heimat her; ich sehe, es kommt Dich sauer genug an, mit gekrümmten Rücken dazustehen. — Vor anderen Leuten kann ich Dich freilich dessen nicht entheben, was Sitte und Gesetz hier vorschreiben; unter vier Augen mit mir magst Du Dich aber frei und furchtlos fühlen, wie in Deiner Heimat.“

Schwalbach nahm eine straffe, europäisch-militärische Haltung an. Der Sultan blickte nun abermals forschend in sein Auge, als sei er noch immer nicht ganz entschlossen, mit voller Offenheit sich zu geben. — Endlich faßte sich Mahmud II. beim Barte, denselben mit den Fingern kämmend, wie er stets zu thun pflegte, wenn er mit einem großen Entwurfe sich beschäftigte, oder nach einem wichtigen, folgenschweren Entschlusse rang.

„Franke!“ begann endlich der Sultan im überaus ernsten Tone, und schoß einen finsteren Blick auf Schwalbach. „Franke! Wenn Dein Auge lügt, wenn Deine Seele einer niedrigen Falschheit, eines Truges fähig wäre, dann, dann ist auch die ganze Schöpfung der Menschheit eine Lüge, ein Trug, ein Werk des Satans, und beim Grabe des Propheten, ich würde es dann für meine Pflicht ansehen, dieses ganze Gewürme zu zertreten und nichts zu schonen, nicht einmal das Kind im Mutterleibe. — Aber nein“ — fuhr Mahmud plötzlich mit milderer Stimme fort; „nein, nein — Du bist kein Verräther, Du wirst nie

Einer sein, und darum höre, was ich Dir anvertrauen will. — Kein Menschenseele ahnt die ungeheuren Pläne, die ich schon seit Jahren im Busen tief verschlossen trage; Pläne, bei denen ich, wenn sie mißlingen, oder auch nur vorzeitig verlauten, nicht blos mein Leben unfehlbar einbüße, sondern auch möglicherweise die Existenz meines ganzen Reiches auf's Spiel setze. — Nun, Franke, willst Du, kannst Du schweigen? Hast Du den Muth, die Wucht eines so gefährlichen Geheimnisses mit mir zu theilen? Sprich nicht unbedacht Dein Ja aus — von dem Augenblicke an, wo Dein Ohr das Zauberwort in sich aufgenommen, das den Inhalt und Inbegriff aller meiner Pläne bildet, bist Du nicht mehr Herr Deines Lebens und Deiner Geschicke! Fehlt Dir die Lust oder die Kraft, Dein Fatum an das meinige zu knüpfen, so tritt zurück noch in dieser Stunde. Es kann gut enden, aber auch sehr schlimm sich wenden! Frei und mit Geschenken beladen kannst Du mein Reich verlassen; ich will Dir nicht grollen! — Nun?"

„Majestät!" entgegnete Schwalbach mit fester Stimme; „Majestät! darf ich mir eine einzige Frage erlauben?"

„Sprich — ich hoffe, Dir antworten zu können!" sagte der Sultan, dessen Antlitz eine große Spannung verrieth.

„Wird das Vertrauen, mit welchem Euer Majestät mich zu beglücken im Begriffe stehen, nichts von mir erheischen, was mit den Pflichten gegen Gott oder den Nächsten und gegen die Ehre des Mannes verstößt, mag derselbe Moslim oder Christ, Jude oder Heide sein?"

„Und wenn ich Dir Deine Frage nicht beantworte?" sprach der Sultan lauernd, „wenn ich blos verlange, daß Du mir gehorchst und mir treu dienst, wenn ich Dich dafür mit Ehren und Schätzen reich beschenke, wie keinen Anderen meiner Unterthanen?"

„Dann," antwortete Schwalbach mit einer tiefen Verbeugung; „dann müßte ich den Schluß ziehen, daß die Pflichten gegen mich selbst nicht in Einklang zu bringen wären mit jenen, welche der Dienst Eurer Majestät erheischt."

„Du willst mich also an mein Wort mahnen, Dich ziehen zu lassen?" warf der Sultan mit krauser Stimme hin.

„Das Schweigen Euerer Majestät auf meine Frage, die ich als Ehrenmann zu stellen gezwungen bin, sollte es auch mein Leben kosten, würde ich als meine Entlassung betrachten —" erwiderte Schwalbach ohne Bedenken, obwohl seine niedergeschlagene Miene nur zu deutlich

verrieth, daß er in diesem Augenblicke alle seine seit heute Morgens so rosigen Hoffnungen mit Resignation zu Grabe trug.

Jetzt aber trat der Sultan, der kein schlechter Menschenkenner war, ganz nahe zu Schwalbach, klopfte ihn mit der Hand leicht auf die Schulter, und sagte sehr gnädigen Tones:

„Du hast Deine Probe gut bestanden. In meinem ganzen Reiche fände sich gewiß kein zweiter Staubgeborner, der zwischen meiner Gunst und dem eigenen Willen auch nur eine Secunde lang in der Wahl unschlüssig wäre. — Beim Propheten, es ist doch ein Unterschied zwischen Sclaven und freien Männern! Wohlan — Du sollst in meinem Dienste nie eine Handlung verrichten dürfen, welche mit Deinem Gewissen im Widerspruche steht, aber — helfen sollst Du mir, aus meinen Millionen und Millionen Sclaven Männer zu erziehen, welche Dir ähnlich sind. — Und darum mögest Du jetzt eingeweiht werden in den geheimen Wahlspruch, den ich seit zehn Jahren bereits mit mir auf dem Grunde meines Herzens trage und der zur Wahrheit werden soll auf jede Gefahr hin. — Ahnest Du diesen Wahlspruch?"

„Ich glaube, ihn zu errathen, Majestät!" entgegnete Schwalbach bescheidenen Tones, und die Hand auf's Herz legend.

„Nun, so lass' Deiner Zunge freien Lauf!" gebot der Sultan im höchsten Grade gespannt.

„Reform! Nieder mit den Janitscharen!" rief Schwalbach, ohne sich lange zu besinnen, mit lauter und sicherer Stimme.

Mahmud zuckte unwillkürlich leicht zusammen. Aus seinem Auge schossen Blitze wilder Energie; dann berührte er abermals Schwalbach an der Schulter und sagte mit ernster, feierlicher, ja tiefergreifender Stimme:

„Du hast es ausgesprochen! In Deinen Worten liegt Leben und Tod für uns Beide."

Der Sultan schritt wieder einige Male im Kiosk nachdenklich auf und ab, dann begann er von Neuem:

„Du bist nun in mein Vorhaben eingeweiht und ich rechne auf Dich, wie auf mich selbst. Dein Urtheil soll mir von großem Werthe sein; ich wünsche, daß Du mir sobald als möglich in Kürze, aber klar und wahr Deine Ansichten vorträgst über den Zustand meines Reiches und über die Mittel, mit denen wir die Reform ins Werk setzen können. — Ohne Reform, ohne baldige Reform wird dieses Reich unrettbar verloren sein; aber nicht blos vom Untergange will ich diesen Thron

bewahren, auch lebensfähig will ich den siechenden Staatskörper neu auferstehen sehen. — Bist wann wirst Du mir Deinen Vortrag erstatten?"

„Wenn es Euere Majestät genehm," erwiderte Schwalbach rasch, „so wäre ich auf der Stelle bereit, dem mir gewordenen Auftrage mündlich zu entsprechen. Schon seit Jahren bildeten die Geschichte und die Sprache des Orients den Lieblingsgegenstand meiner vielfachen Studien. Die Schicksale des osmanischen Reiches sind daher hinlänglich genau meinem Gedächtnisse eingeprägt, um, falls es Euerer Majestät Wille, sofort den Beweis zu führen, daß hier jeder anderen Reform jene des Heerwesens vorangehen müsse, um vor Allem die Janitscharen unschädlich zu machen." —

„Ich höre!" erwiderte der Sultan kurz und setzte sich auf den Divan, natürlich mit hinaufgezogenen und gekreuzten Beinen. Er stützte sein schönes ausdrucksvolles Haupt auf den rechten Arm und gab Schwalbach durch einen Wink zu verstehen, daß er bereit sei, ihn anzuhören.

Schwalbach begann aus dem Stegreife, jedoch nicht ohne gewisses Bangen, ob er nicht vielleicht hier und da bei seiner doppelt schwierigen Aufgabe über einen oder anderen Ausdruck in Verlegenheit gerathen werde, da es doch etwas ganz anderes ist, in einer Sprache eine Conversation zu pflegen, als in ihr ohne alle Vorbereitung eine wissenschaftliche Abhandlung vorzutragen. — Er hatte aber einmal etwas unvorsichtig sich engagirt und sein ganzes Renommée stand auf dem Spiele. — Er fing also in Gottes Namen an:

„Das türkische Volk ist durch seine Kopfzahl nie bedeutend gewesen, aber zu den Zeiten, wo die letzten Bande des oströmischen Reiches sich lockerten, wo die Unhaltbarkeit seiner Regierungsweise immer deutlicher zu Tag trat, hob eine kräftige Organisation die Osmanen weit über die Geschicke nummerisch gleicher, ja überlegener Nationen empor. — Diese Organisation, die geniale Schöpfung einer ganzen Reihe hochbegabter Herrscher, hatte vor den übrigen orientalischen Staaten eine festbegründete Dynastie, vor den occidentalischen die Einrichtung eines stehenden Heeres voraus, eines Heeres, welchem das ganze wehrhafte Volk im Kriege zur Seite stand. Aus diesem Heere bildete sich allmälig eine Macht, welche, in die Hand eines unumschränkten Gebieters gelegt, den schwächer oder loser constituirten Nachbarstaaten verderblich werden mußte. — Eine Krieger-Aristokratie, mit einem Selbstherrscher an der Spitze, das war der alttürkische Staat, ein Körper, dessen Glieder überdies mehr noch als durch das gemeinschaftliche Interesse und eine strenge,

wohlgegliederte Disciplin, durch die Weihe der Religion auf das festeste zusammengekittet war.

„Diese den Anschauungen und Bedürfnissen des osmanischen Volkes so sehr entsprechende Religion begründete alsbald allein das sociale Vorrecht, sie allein umgrenzte innerhalb der mannigfachen Bewohner des Reichs die herrschende Kaste, in welche der niedrigste Rajah, sobald er sich verstand seinen Glauben abzulegen und die Lehre Mohamed's anzunehmen, sofort ebenbürtig eintrat. — Nie hat ein christlicher Staat die seiner Religion entlehnte Bezeichnung in gleichem Maße verdient, wie die Türkei, die eines muhamedanischen, denn auf den Koran und seine Auslegungen wurden alle Einrichtuugen zurückgeführt, nach ihm alle Verhältnisse geregelt. — Das Staatsgebäude sollte eine Verwirklichung des göttlichen Willens darstellen, welcher es in allen seinen Theilen heiligte und sogar die Verordnungen der Sultane der Bestätigung des Mufti, des höchstens Organs der theokratischen Weisheit, unterwarf. — Die Pflichten, welche diese Religion ihren Bekennern auferlegte, als Gebet, Almosen, Fasten, Pilgerfahrt, Krieg gegen die Ungläubigen, waren daher zugleich Bürgerpflichten. Namentlich bildete der „heilige Krieg“ Jahrhunderte hindurch das wesentlichste Element der osmanischen Reichsgeschichte. — In Dar-ul-Islam, Haus des Islam, und Dar-ul-harb, Haus des Krieges, theilte das muhamedanische Staatsprincip den ganzen Erdkreis ein; Islam war hierbei gleichbedeutend mit Frieden und Sicherheit, wie Krieg und Zerstörung mit Unglauben. — Jenes bezeichnete die von Muhamedanern oder von durch Unterwerfung und Tributzahlung in den islamitischen Schutz aufgenommenen christlichen Völkern bewohnten, dieses die sämmtlichen nicht-muhamedanischen unabhängigen Länder, welche zu unterwerfen der Koran gebot. Die Janitscharen, diese von dem Sultan Murad I. im Jahre 1363 noch auf asiatischem Boden gestiftete Miliz, welche seitdem an den über drei Welttheile sich erstreckenden Eroberungen der Sultane einen so hervorragenden Antheil genommen, waren das Hauptwerkzeug für einen Religionskrieg; auch abgesehen von der Weihe, welche das Institut bei seiner Stiftung durch einen der vornehmsten „Heiligen“ der Nation erhalten, würde die lange Geschichte seiner Erfolge es immer in den Augen jedes gläubigen Muselmannes mit dem Glanze der Heiligkeit bekleidet haben. Und in der That — trotz seiner verhältnißmäßig früh eingetretenen Entartung blieb ihm auch sein Ansehen bis in die neueste Zeit. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte das Corps sich auf eine Verschwörung gegen

seinen Kriegsherrn, den Sultan Bajazid II. zu Gunsten dessen Sohnes, des nachmaligen Sultans Selim I. eingelassen; ein Jahrhundert später war es schon zu einer, wenn auch nicht der Dynastie, doch dem jedesmaligen Souverain furchtbaren Prätorianer-Bande geworden, welche dem Sultan Osman II. 1622 den Versuch, sich ihrer zu entledigen, durch Absetzung und Einkerkerung büßen ließ. Seitdem ist die Geschichte der Janitscharen diejenige des türkischen Staates. — Mit Ende des 17. Jahrhunderts verloren aber die Janitscharen immer mehr ihre alte Kriegszucht und je zügelloser und anspruchsvoller sie gegen die friedlichen Mitbürger wurden, um so weniger vermochten sie auswärtigen Feinden Stand zu halten. Die Sultane, welche um der Tyrannei dieser übermüthigen Miliz zu entgehen, nach Adrianopel ihren Sitz verlegt hatten, wurden gezwungen, in das Serail zu Constantinopel zurückzukehren und mußten sich nun ganz dem Willen der Janitscharen fügen. — Aufstand, Absetzung und Einkerkerung, ja Mord der Sultane, Hinrichtungen ihrer Günstlinge und Minister kamen jetzt an die Tages-Ordnung. — Unter solchen Verhältnissen gingen Ungarn, Siebenbürgen, die weiten Gebietsstrecken der Kosaken und Tartaren im südlichen Rußland und die Krim verloren; das schwarze Meer hörte auf, ein ausschließlich türkischer Binnensee zu sein, russische Heere durchzogen die Moldau und Walachei, ja, fanden schon den Weg über die Donau nach dem Balkan, endlich hatten sich in den wichtigsten Provinzen Anatoliens und Rumeliens hier und da Dynasten festgesetzt, deren bloßes Dasein einer theilweisen Verleugnung der Herrschaft der Hohen Pforte gleichkam, und deren Streben auf völlige Unabhängigkeit gerichtet war. — Die Auflösung des Reiches schien in nächster Zeit bevorzustehen. Im Volke, welches jedes Aufgeben einer Provinz, jedes Zurückweichen vor den Ungläubigen nicht blos als eine Schmach, sondern noch mehr als eine Versündigung gegen Gott betrachtete, herrschte Unzufriedenheit, ja Erbitterung; diese Stimmung wandte sich aber nicht gegen die noch immer als die ersten Glaubenskämpfer geltenden, als die Opfer unverständiger, feiger Führer beklagten Janitscharen, sondern nur gegen die in Weichlichkeit und Schwelgerei verkommenden Sultane, sowie deren entartete Minister. Mochte der Einzelne noch so viel von dem Uebermuth und der Zuchtlosigkeit der Janitscharen zu leiden haben, ihre Tyrannei war den muhamedanischen Bevölkerungen immer noch sympathischer, als die rücksichtslose Grausamkeit und Willkürlichkeit der Regierung, gegen welche man sie als das einzige und wirksamste Gegengewicht

betrachtete. — Wenn nun die mächtige Genossenschaft der Ulema, der Priester und Rechtsgelehrten, jenem den Janitscharen günstigen Vorurtheil sich anschloß, und wenn die Erziehung der großherrlichen Prinzen in einem gegen die Welt verschlossenen Harems-Gefängniß sie in in der Regel ohne Charakter-Entwicklung, ohne die erforderlichen geistigen Hilfsmittel auf den Thron führte, welche nöthig gewesen wären, so schwierigen Verhältnissen die Stirne zu bieten, so läßt sich leicht erklären, daß auch, nachdem das Uebel längst erkannt worden, nur selten ein Sultan den traditionellen Kampf seines Hauses gegen die Janitscharen wieder anzufachen, oder ihnen nur überhaupt seinen Willen aufzuzwingen wagte."

Schwalbach hielt einen Augenblick inne, um zu beobachten, ob nicht der Freimuth, womit er sich über die Verhältnisse des türkischen Reiches und namentlich über die Unfähigkeit der Sultane geäußert, etwa den Unwillen Mahmud II. erregt habe. Aber der Padischah verzog keine Miene, schien jedoch mit größtem Interesse den Worten des Sprechers zu lauschen, welcher, hierdurch ermuthigt, fortfuhr:

„Endlich beinahe zwei Jahrhunderte, nachdem unter Osman II. die Reformbestrebungen ein so trauriges Ende genommen, bestieg am 7. April 1789 Selim III. den wankenden Thron, ein Fürst, welcher Selbstvertrauen und Patriotismus genug besaß, die Heilung des alten Schadens zu versuchen. Er sah ein, daß keine eingreifende Reorganisation des Reiches möglich sei, so lange der gewaltige Widerstand der Janitscharen und Ulema's nicht gebrochen sei; darauf also richtete er sein Augenmerk. Unter dem Namen Nizam-i-Djedid (neue Ordnung), schuf er eine europäisch einexercirte Miliz, und bereitete so den Staatsstreich vor, der die islamitische Gesellschaft retten sollte. Aber diese war noch nicht reif für die Reform und darum mißlang das Unternehmen. Unter dem Freudenjauchzen der Menge zogen die Janitscharen gegen das Serail, der Mufti erklärte den Sultan des Thrones für unwürdig, und Selim III. wurde zum Märtyrer seiner Sache. Eure Majestät werden mir wohl erlassen, das Ende dieses auf die grausamste Weise ermordeten Monarchen, eines der besten und edelsten Fürsten, der je über das osmanische Reich geherrscht, näher zu schildern."

Der Sultan nickte zustimmend, und es gefiel ihm, daß sein Günstling in dieser Beziehung ihm unangenehme Erinnerungen ersparte. Mahmud II. war nemlich ein Vetter Selim III. und mit demselben persönlich befreundet. Während der kurzen Herrschaft Mustapha IV.

theilten Mahmud II. und Selim III. ein und dasselbe Gefängniß, in welchem beide Gesinnungsgenossen den Verfall der Monarchie, die Nothwendigkeit der Reformen nnd die den letzteren vielfach entgegenstehenden Hindernisse besprachen. In dem Gefängnisse des Serails war es, wo der abgesetzte Herrscher sich von Mahmud II. das Versprechen geben ließ, seiner Zeit, wenn er zur Regierung gelangen würde, unbeirrt auf der Reformbahn weiter zu gehen. Aber Mahmud II. war ein kluger Kopf; er entnahm dem Beispiele Selim's die Lehre, daß dieses Unternehmen nicht übereilt werden dürfe.

Mahmud II. erhob sich, als Schwalbach geendet hatte, vom Divan, und schritt im Kiosk einige Male auf und ab; dann blieb er mit nachdenklicher Miene stehen, und sagte:

„Vor Allem will ich mit Dir einen Versuch auch nach Außen hin machen. — Lasse Dir sogleich eine Kleidung anfertigen, halb türkisch, halb europäisch, wie es Dir gefällt, und Du es am zweckmäßigsten hältst. Es soll das Muster der Uniform sein, in die wir einst die neue türkische Armee kleiden wollen. — Du bist Christ — an Dir wird die neue Tracht weniger auffallen, als an einem Moslim und ich will durch meine Lauscher vernehmen, wie sich über Deine Eigenmächtigkeit, als dies muß Deine Neuerung vorläufig gelten, das Volk äußert. Hier im Serail mußt Du natürlich gekleidet erscheinen, wie es der Gebrauch vorschreibt. — Und nun gehe — um diese Stunde halte Dich täglich bereit, vor mir zu erscheinen; ich werde Deiner sehr oft bedürfen.“

Und wirklich ließ der Sultan seinen Günstling Schwalbach jede Woche zwei, auch drei Mal zu sich kommen. Immer fanden ihre Unterredungen ohne jeden Zeugen statt, gleich dem ersten Mal. — Mahmud II., der gegen Personen, welchen er wohlwollte, sehr freigebig war, sendete ihm zahlreiche kostbare Geschenke aller Art, so daß Herr von Schwalbach, noch ehe zwei Monate seit seiner Ankunft in Stambul verstrichen waren, ein kleines Vermögen an Geld und Geldeswerth beisammen hatte. — Die Vormittagsstunden brachte unser Beg regelmäßig auf den Exercirplätzen und in den Casernen der verschiedenen ottomanischen Milizen zu. Es war seine geheime Aufgabe, das Wesen und die Eigenheiten, namentlich aber die zahllosen tactischen Mängel der türkischen Truppen zu studiren, um darüber, sowie über die Mittel einer durchgreifenden Reorganisation des gesammten Heereswesens, dem Sultan seine Berichte zu erstatten, wozu Schwalbach eine ganz vorzügliche Befähigung besaß, weil er in seiner Jugend in allen Kriegs-

wissenschaften gründlichen Unterricht genossen, und auf Reisen als Adjutant höherer Officiere auch vielfache Gelegenheit gehabt hatte, die Einrichtungen der französischen, preußischen und russischen Armee durch Augenschein kennen zu lernen.

Der Sultan erkannte alsbald, welch' wichtige und nützliche Persönlichkeit er in dem „Franken" gewonnen, und ungeachtet Mahmud II. in hohem Grade verschlagen und der Verstellung fähig war, merkte doch bald seine Umgebung, daß der fremde Bei in der Gunst des Padischah so fest saß, wie kein Anderer im ganzen Serail.

Diese unumstößliche und immer mehr zu Tage tretende Thatsache fachte natürlich den Neid und die Besorgniß aller übrigen Hofleute an, welche bisher sich eines Einflusses auf Mahmud II. erfreuten. — Sie fürchteten, daß der fremde Giaur am Ende allmächtig werden, und seinen Einfluß bei dem Sultan zu ihrem Nachtheile ausbeuten könnte. — Sie beurtheilten Schwalbach nach sich selbst, während doch demselben eine solche Absicht vollkommen ferne lag. Sein ganzes Streben ging aber gleichwohl dahin, dem Sultan ehrlich zu dienen und nichts zu unterlassen, was den regeneratorischen Plänen Mahmud II. irgendwie förderlich sein konnte. Schwalbach, der das cynische, raub- und beutelustige, seit jeher Freiheit und Gesittung mit Füßen tretende Moskowiterthum haßte und verabscheute, sah überdies in der Wiedererstarkung des türkischen Reiches das wirksamste Mittel, um der russischen Ländergier einen mächtigen Schutzdamm entgegenzustellen; er erkannte ganz richtig, daß, so lange Rußland nicht im Besitze Konstantinopels sich befindet, es auch nicht an die Verwirklichung des Endzieles aller seiner ehrgeizigen Entwürfe, nämlich an die Invasion und Knechtung Deutschlands im Vereine mit Frankreich denken könne. — Schwalbach hielt sich demnach auch als Deutscher, der sein Vaterland über Alles liebte, und für dessen Größe und Ehre er zu einer Zeit zu schwärmen wagte, wo eine solche Gesinnung als Hochverrath galt, für verpflichtet, mit Blut und Leben, mit dem Aufwande aller seiner geistigen und physischen Kräfte für die Reform des osmanischen Reiches einzustehen. — Der Sultan, welchem er diese seine politischen Ansichten umständlich dargelegt hatte, schien dadurch in seiner guten Meinung und dem unbegrenzten Wohlwollen, das er seinem Günstlinge bisher bewiesen, nur noch mehr bestärkt worden zu sein.

Indessen conspirirten Schwalbach's Feinde am Hofe, wie man wohl den verfluchten gefährlichen Giaur unschädlich machen könnte. —

Mit Gift und Dolch ging es füglich nicht, denn der Sultan, der die türkische Hofsitte in dieser Richtung nur zu wohl kannte, hatte nicht nur Schwalbach gewarnt, irgendwo etwas zu genießen, was nicht von den ihm zugetheilten Köchen bereitet worden wäre, sondern auch diese, sowie die dem „Franken-Bei" beigegebenen Officiere kurzweg verständigt, daß es ihre Köpfe koste, falls Schwalbach in Folge irgend eines sogenannten unvorhergesehenen Ereignisses Schaden nehmen sollte.

Die Verschwörer sannen daher auf andere Mittel. — Außer Schwalbach gab es nur noch eine zweite Person, welche im Serail in der Gunst des Sultans gleich hoch stand, wie der verhaßte Giaur. Es war dies der Groß-Vezier, der auch in Wahrheit durch seine unbedingte Anhänglichkeit und Ergebenheit an Mahmud II. dessen würdig war. — Dabei konnte der Groß-Vezier als ein edler Charakter gelten, denn er wies alle ihm gewordenen Andeutungen, dem Complotte wider Schwalbach beizutreten, mit Entrüstung zurück, obwohl er einigermaßen sich gekränkt fühlte, daß der Sultan mit dem „Franken" offenbar Geheimnisse verhandelte, von welchen er, der erste Würdenträger des Reiches, entschieden ausgeschlossen blieb. — Aber Mahmud II. hatte hierzu seine guten Gründe, welche weder auf Abneigung, noch auf Mißtrauen, sondern einzig und allein auf der Klugheit fußten. — Der Groß-Vezier war nämlich ein naher Verwandter des Mufti, des obersten Priesters aller türkischen Moslims, und es stand fest, daß dieser Mann sich all' und jeder Reform widersetzen würde, weil die bisherigen, rein theokratischen Grundlagen des Reiches für das beabsichtigte neue Staatsgebäude nicht mehr die ausschließliche Basis abgeben konnten. — Der Sultan fürchtete daher, daß der Groß-Vezier unbedacht oder gar, weil er selbst ein streng gläubiger Muselmann war, durch Gewissensbisse verleitet, dem Mufti Andeutungen machen könnte, welche das ganze türkische Pfaffenthum in Alarm gebracht und zur Wuth aufgestachelt haben würden.

Da dem Groß-Vezier nicht als Staatsmann beizukommen war, so versuchten Schwalbach's Feinde, ihn als Mensch gegen den Eindringling in des Sultans Gunst aufzubringen.

Der Groß-Vezier hatte, wie jeder Mensch, seine Achilles-Ferse, und er trug diese Ferse hübsch hoch am Leibe, nämlich im Herzen. — Obwohl er über einen ganz gut assortirten Harem gebot, in welchem alle Farben und Racen weiblicher Schönen in vorzüglichen Exemplaren vertreten waren, fand er doch an diesen willenlosen Sclavinnen und geistlosen Zierpuppen gar geringes Gefallen. Er verlangte nach einem aufgeweck-

ten weiblichen Wesen, das ihm in jeder Beziehung etwas zu schaffen machte und nicht immer auf jedes seiner Worte nur die abgedroschene Phrase zu erwidern wußte: „Herr, Dein Wille ist mein Gesetz!“ — Kurz es gelüstete den Groß-Vezier nach einer Maitresse in echt französischem Sinne und endlich glaubte er in der reizenden Eudoxia, der Tochter eines sehr herabgekommenen griechischen Geldwechslers, gefunden zu haben, was er suchte.

Eudoxia hatte mit ihrem Vater jahrelang in Frankreich und Italien gelebt, die Sprachen dieser Länder erlernt und deren Sitten und Unsitten in sich aufgenommen. — Sie war sehr schön, sehr üppig und für eine Griechin von seltener Lebendigkeit des Geistes und der Bewegungen. Eudoxia zählte neunzehn Lenze und ihr ganzes Wesen vereinigte in sich Alles, um auch die Begierden des kaltblütigsten Mannes zu entflammen. Sittliche Grundsätze waren ihr fremd und wenn sie bisher dem Laster nicht die offenen Arme entgegengestreckt hatte, so lag dies wahrlich nicht an ihrer Tugend und Schamhaftigkeit, sondern mußte einzig und allein den speculativen Berechnungen zugeschrieben werden, welche ihr von ihrem ehrenwerthen Herrn Papa schon von frühester Kindheit an eingeimpft wurden. — Herr Agathos Kakothermos, der seine Tochter zu einem Wunder der Schönheit heranblühen sah, während ein Zweig nach dem anderen seines früheren Wohlstandes verdorrte und abfiel, setzte die letzte Hoffnung auf Rettung vor dem Bettelstabe in die seinerzeitige Verwerthung der Reize seines Kindes, ohne in diesem seinen Vorhaben irgend etwas Unrechtes zu erkennen, that er doch nur nach „Landessitte“ und war es, nach seiner Ansicht, jedenfalls klüger, gegen baar zu verkaufen, dessen Eudoxia über kurz und lang sich gewiß auch umsonst entäußert haben würde.

Der alte Schurke, der von den Recherchen des Groß-Veziers nach einer „Freundin“ vernommen, machte daher als Geschäftsmann sein Offert, und er und der Groß-Vezier, dem Eudoxia wie zufällig unter Gesicht gebracht worden war, einigten sich bald über den Menschenhandel.

Der biedere Kakothermos, ein so geriebener Spitzbube, daß, wenn man aus ihm sechs vollendete Gauner fabrizirt hätte, noch immer ein würdiger Galgencandidat übrig geblieben wäre, nahm aber Bedacht, die ohnehin enorme Summe, für die er die Ehre seines einzigen Kindes verschachern wollte, durch eine feine Komödie noch bedeutend zu erhöhen. — Er machte dem Groß-Vezier weiß, daß Eudoxia ein Muster von Sittsamkeit und weiblicher Prüderei sei und es wohl längerer Zeit und

Ueberredung bedürfen werde, um das ebenso scheue als verschämte und unerfahrene Kind zu einem willigen Entgegenkommen zu bringen. — Der Groß-Vezier, den die Marotte beherrschte, einmal nach europäischer Manier um Liebe zu freien und sich deshalb fest vorgenommen hatte, sich Eudoxia's Zuneigung zu erwerben, statt selbe, wie eine Harems-Sclavin, einfach seinem despotischen Willen gefügig zu machen, wurde zum girrenden Seladon und — gefiel sich in dieser ihm ganz neuen Rolle.

Er brachte täglich mehrere Stunden in dem Hause des Griechen zu und buhlte und seufzte um Eudoxias Gunst, welche gar nicht zu verstehen schien, was der Groß-Vezier eigentlich von ihr wünsche; über die zahllosen und reichen Geschenke aber, die der liebeswüthige Türke mit vollen Händen spendete, legte sie eine so große Freude und Dankbarkeit an den Tag, daß der Groß-Vezier darin den richtigen Weg zu erblicken glaubte, das Herz des Mädchens zu gewinnen. Ein ganzer Regen von Perlen, Geschmeiden und kostbaren Stoffen, wie solche nur Konstantinpels reich besetzte Bazare zu bieten vermochten, ergoß sich fortan über das Haus des Herrn Kakothermos, der sich bereits wieder ein geborgener, ja ein wohlhabender Mann nennen durfte.

Schwalbach's geheime Feinde steckten sich nun hinter den erbärmlichen Griechen und ihr Plan war wirklich nicht schlecht ersonnen. Kakothermos, der dabei seinen Weizen blühen sah, schlug gerne ein; man hatte ihm 10.000 Ducaten in Gold geboten, wenn es gelänge, dem verfluchten Giaur den tödtlichen Haß des Groß-Veziers zuzuziehen.

Eines Abends, als Schwalbach soeben das Serail verließ, nachdem er volle zwei Stunden beim Sultan gewesen war, wurde er von Herrn Agathos Kakothermos angesprochen und von demselben eingeladen, eine in seinem Hause befindliche und um sehr billigen Preis verkäufliche Sammlung seltener und merkwürdiger Waffen, welche sogar noch Pfeile, Bogen und Säbel aus den Zeiten Bajazid's aufzuweisen vermochte, zu besichtigen.

Schwalbach, der eben nichts Besseres zu thun wußte und zudem ein großer Freund von derlei Sammlungen war, nahm die Einladung des Griechen an. — „Vielleicht," dachte er sich, „findet sich auch irgend etwas besonders Interessantes vor, das ich dem Sultan zum Geschenke machen könnte. Er würde diesen Beweis meiner Aufmerksamkeit gewiß huldvoll entgegennehmen, schulde ich ihm doch so viel für sein Vertrauen und unerschöpfliche Großmuth gegen mich."

Kakothermos hatte übrigens nicht gelogen, als er seine Waffen-

sammlung als eine große Seltenheit pries und Herrn von Schwalbach wässerte der Mund, als er das kleine, an dreihundert Stücke betragende antike Arsenal musterte. Ein Paar Stunden verstrichen dabei blitzschnell und erst die einbrechende Dunkelheit mahnte ihn, sich zu entfernen. Er nahm sich vor, am folgenden Tage wiederzukommen, um mit dem Griechen das Geschäft abzuschließen. Kakothermos war die Zuvorkommenheit und Artigkeit selbst; er bat, als Schwalbach das Haus verlassen wollte, um die Ehre, seinem hohen Gaste ein frugales Abendbrot reichen zu dürfen. Herr von Schwalbach sagte ohne Bedenken zu, weil er von dem Griechen über mehrere der alten Waffen, die ihn am meisten interessirten, noch nähere Auskunft zu erlangen und zugleich über den Preis einig zu werden wünschte, befürchtend, daß irgend ein anderer Liebhaber ihm vorkaufen könnte.

Der Grieche führte seinen Gast in den sehr gut cultivirten Garten des Hauses. In einem von mehreren Lampen hellerleuchteten Kioske war die Tafel bereits gedeckt und zwar für drei Personen. Einige Minuten bevor zwei Diener auf großen Platten von gediegenem Silber die Speisen herbeibrachten, trat Eudoxia ein, welche überaus reizend und verführerisch gekleidet war.

Sie stellte sich außerordentlich erschrocken, als sie einen fremden Mann in der Gesellschaft ihres Vaters erblickte, dem sie einen theils fragenden, theils vorwurfsvollen Blick zuwarf, dabei mit meisterhaft erheuchelter Schamhaftigkeit unter tiefem Erröthen rasch ihren stark decolletirten Busen verhüllend.

Kakothermos beeilte sich, Eudoxia und Herrn von Schwalbach einander vorzustellen. Letzterer schien ganz betroffen von der wahrhaft feenartigen Schönheit der jungen Griechin, welche sich endlich von ihrer Ueberraschung: unvermuthet ihren Papa in Gesellschaft eines fremden Mannes angetroffen zu haben, allmälig zu erholen schien.

Sie entschuldigte sich mit züchtig niedergeschlagenen Blicken, daß sie in der Haustoilette gekommen sei, und ertheilte dann halb scherzend, halb schmollend ihrem Vater einen Verweis, daß er sie in diese große Verlegenheit gebracht.

Herr von Schwalbach ließ einige passende banale Redensarten vom Stapel und man setzte sich zu Tische. — Die Unterhaltung wurde gar bald sehr lebhaft und ansprechend. Eudoxia parlirte mit dem Gaste bald griechisch und bald französisch, oder italienisch oder englisch, von welchen drei ersteren Sprachen sie die eine so fertig und correct inne hatte als

die andere. Selbst im Englischen gerieth Eudoxia nicht auf den Sand, obwohl ihre Aussprache dabei nicht so vollkommen tadellos war, wie in ihrer Muttersprache oder dem Französischen und Italienischen.

Es war beinahe schon Mitternacht als Herr von Schwalbach sich zum Heimwege anschickte. — Er versprach am folgenden Morgen wieder zu kommen, um mit Kakothermos das Geschäft endgiltig abzuschließen. — Der Grieche und seine Tochter begleiteten ihn den Garten hindurch bis zu einem Ausgange, welcher dem Wohnungshause gerade entgegengesetzt lag und nach einer abgelegenen Seitengasse führte. — Kakothermos warf die Bemerkung hin, daß es vielleicht besser wäre, wenn Herr von Schwalbach bei seinem morgigen Besuche wieder diesen Eingang statt jenen durch das Haus wählen würde, um der Neugierde der Nachbarn keinen Stoff zu Klatschereien zu geben. — Der Grieche überreichte dabei seinem Gaste den Schlüssel der Gartenthüre.

Schwalbach nahm ohne Bedenken, oder besser gesagt ohne etwas Uebles zu denken, den ihm so freundlich angebotenen Schlüssel entgegen Kakothermos hatte ja in einer Beziehung recht. Als Günstling des Sultans war er bereits eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden und im Serail sah man es durchaus nicht gerne, daß zum Hofstaate gehörige Personen mit Griechen verkehrten oder gar deren Häuser besuchten. Jeder Grieche galt, und zwar nicht mit Unrecht, als unmittelbares Werkzeug der Moskowiter, selbst wenn er nicht directe im Solde der Russen stand. —

Als Herr von Schwalbach am nächsten Tage durch die Gartenpforte eingetreten war, sah er Eudoxia in der Nähe des Kioskes, wo man gestern zu Abend gespeist hatte, ein Buch in der Hand auf und ab promeniren. — Er eilte auf die schöne Griechin zu, welche ihn heute die ganze Nacht hindurch in seinen Träumen sehr lebhaft beschäftigt hatte. —

Eudoxia stieß einen kurzen Schrei aus, als sie den schmucken kräftigen Mann plötzlich vor sich stehen sah und derselbe ihr einen freundlichen guten Morgen darbrachte. — Anscheinend verwirrt ließ die durchtriebene Kokette es sich gefallen, daß Schwalbach ihre Hand ergriff und selbe sanft drückte. —

Nun stammelte Eudoxia die Entschuldigung, daß ihr Vater, durch ein ganz unvorhergesehenes Geschäft abberufen, im Augenblick nicht zu Hause sei, wohl aber bald zurückkehren dürfte. — Dieses „bald" währte aber weit über die Mittagsstunde hinaus. — Schwalbach und Eudoxia schienen aber während der drei vollen Stunden, die sie beisammen auf

und ab im Garten lustwandelnd verbrachten, keine Langweile zu verspüren und gar nicht ungehalten zu sein, daß Kakothermos ferne blieb. Gegen ein Uhr mußte sich aber der „Franken-Bei," wie man ihn in Stambul allgemein zu nennen pflegte, entfernen, da er gegen zwei Uhr einer Militärparade beizuwohnen hatte, betreff welcher der Sultan noch am Abende seinen Bericht erwartete. —

Schwalbach empfahl sich daher von Eudoxia mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, und mit der Bitte, bei ihrem Vater eifrig fürzusprechen, damit die Waffensammlung ja gewiß ihm und keinem Anderen überlassen werde.

Die Griechin beruhigte ihn über letzteren Punct mit ihrem süßesten Lächeln, und sprach zugleich die Hoffnung aus, daß hoffentlich auch am morgigen Tage das Wetter hinlänglich günstig sein werde, ihr die Promenade im Garten zu gestatten.

„Uebrigens," schloß die schlaue Syrene, „übrigens würde ich, wenn es regnen sollte, den Aufenthalt im Kioske dort, gewiß jenem im Wohnhause vorziehen."

Der wackere Herr Kakothermos schien auf einmal in einen ganzen Strudel von wichtigen, unaufschiebbaren Geschäften gerathen zu sein, denn weder im nächsten, noch in den weiter folgenden Tagen konnte ihn Schwalbach zu Hause treffen, und eines Morgens verreiste er gar nach Gallipolis, von wo man ihn erst in etwa vierzehn Tagen zurückerwarten durfte.

Der „Franken-Bei" setzte indeß seine Besuche bei Eudoxia täglich fort; die Waffensammlung war ihm schon längst Nebensache geworden. Der Griechin war es gelungen, ihm eine Leidenschaft einzuflößen, welche immer mehr und mehr über ihn Herr wurde. Aber auch Eudoxia hatte nicht ungestraft mit dem Feuer gespielt. — Ihr anfänglich rein auf Berechnung beruhendes Benehmen ging, ohne daß sie es merkte, allmälig in eine Neigung, in ein sehnsüchtiges Verlangen über, welches freilich mit reiner, keuscher Liebe nichts gemein hatte. — Es that ihr daher die verrätherische Rolle, durch welche sie Schwalbach in's Verderben stürzen solle, beinahe leid. — Der Plan seiner Feinde bestand nämlich darin, daß der Groß-Vezier den „Franken-Bei" und die Griechin in einem Augenblicke überraschen sollte, wo Beide zärtlich miteinander plauderten und kosten. — Der eifersüchtige Türke würde dann dem Günstlinge des Sultans gewiß ewige unversöhnliche Rache geschworen, und selbe auch über kurz oder lang zu befriedigen gewußt haben. — Ein



„Komm', o komm'!" lispelte die Griechin mit ihrem reizendſten Lächeln.

eigentlich sträflicher Vorgang sollte jedoch zwischen Schwalbach und Eudoxia nicht stattfinden, denn Kakothermos wollte sein „Geschäft“ mit dem Groß-Vezier durchaus nicht rückgängig machen. Dem Groß-Vezier sollte durch die ganze Komödie nur begreiflich gemacht werden, daß der „Franken-Bei“ sein Nebenbuhler sei und daher, so oder so aus dem Wege geschafft werden müsse, falls er wirklich Eudoxia's Neigung gewinnen wolle.

Eudoxia aber, die den Groß-Vezier im Stillen haßte, und durch ihren Umgang mit Schwalbach zum Bewußtsein der schmachvollen Lage gelangt war, in die sie ihr Vater als Maitresse des alten abgelebten Moslims versetzen wollte, beschloß, sowohl dem Groß-Vezier als auch ihrem Papa ein Schnippchen zu schlagen. — Sie nahm sich vor, den schönen Franken vollends zu bestricken, demselben Alles zu gewähren, und dann zur Flucht nach einem christlichen Staate zu bereden.

Die Zeit drängte. Kakothermos, der gar nicht von Konstantinopel abwesend war, sondern sich in seinem Hause nur versteckt hielt, wollte endlich nach beiden Richtungen zum Ziele gelangen. Er setzte seiner Tochter einen peremtorischen Termin von drei Tagen fest, innerhalb dessen sie Arm in Arm mit Schwalbach von dem Groß-Vezier belauscht werden, und dann Letzterem zur Sühne ihrer Liebelei sich überliefern sollte.

Eudoxia sendete, als ihr diese Eröffnungen bekannt wurden, sogleich an Schwalbach einen Boten. Sie deutete ihm kurz an, daß ihr Vater zurückgekehrt sei, und daß sie ihn deshalb unverzüglich sprechen müsse. — Schwalbach beeilte sich, dieser Aufforderung augenblicklich Folge zu leisten.

Unbemerkt schlich er sich in den Garten, und begab sich in den Kiosk, wo Eudoxia in Thränen aufgelöst seiner harrte. — Sie bekannte ihm theilweise die Wahrheit, nämlich, daß sie die Maitresse des Groß-Veziers werden solle. Sie beschwor ihn, sie vor dieser Schmach zu bewahren, und mit ihr zu fliehen; sie wies auf ein Kästchen mit Schmucksachen, die einen großen Werth besaßen, und wohl hingereicht haben würden, Beiden eine sorgenfreie Existenz zu gründen.

Schwalbach war wie vom Donner gerührt. Er griff mit der linken Hand nach der Stirne, während Eudoxia schmachtend an seinem rechten Arme hing. Er begann unschlüssig zu werden, ja, er schwankte bereits.

„Komm', o komm'!“ lispelte die Griechin mit ihrem reizendsten Lächeln, und suchte Schwalbach mit sich fortzuziehen, der aber noch

immer wie festgebannt stehen blieb, einen harten Kampf mit seinem besseren Ich kämpfend.

„Adolf, Adolf!“ rief in diesem Augenblicke eine dicht verschleierte, vom Kopf bis zum Fuß schwarz gekleidete Dame; „Adolf! Du stehst an einem Abgrunde. Schlange verrätherische, elende Buhlerin! flieh' aus der Nähe dieses Gerechten!“

Mit einem Schrei des Entsetzens ließ Eudoxia, von ihrem schlechten Gewissen gestachelt, Schwalbach's Arm los, der träumerisch um sich blickte und die Worte stammelte:

„Mein Gott! Mein Gott! Sind die Todten auferstanden?! Es ist dieselbe Stimme aus dem Jenseits, die ich zu Trentschin vernahm, es war ihre Stimme. Irma, Irma, wo bist Du?“ fuhr er wie wahnwitzig fort, und wankte nach der offen stehenden Thüre des Kioskes, wo vorher die räthselhafte Fremde gestanden. — Aber von dieser war keine Spur mehr zu entdecken.

Schwalbach stürzte hinaus in den Garten; die Thüre, welche er stets zu benützen pflegte, stand angelweit offen, obwohl er selbe beim Kommen doch sorgfältig abgesperrt hatte.

Wie von Furien gepeitscht lief er nun die lange schmale Gasse hinter dem Garten des Griechen auf und ab, in der Hoffnung, die Spur der gesuchten weiblichen Gestalt zu entdecken, jedoch völlig vergebens. — Langsam begab er sich dann nach Hause, denn er war ganz erschöpft vor Aufregung.

Auf seinem Schreibtische fand er einen in deutscher Sprache geschriebenen Brief vor, der eine genaue Darstellung des wider ihn geschmiedeten Complottes enthielt, und mit der Aufforderung schloß, treu und unverdrossen auszuharren im Dienste der civilisatorischen Pläne, denen er sich gewidmet hatte.

Schwalbach begann in seinem Zimmer wie närrisch vor Freude auf- und abzutanzen, dabei tausendmal das Warnungsschreiben an seine Lippen drückend.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief er endlich in Thränen ausbrechend, und warf sich schluchzend auf den Divan; „ja, ja es sind ihre Züge, sie lebt, meine Irma, meine todtbeweinte Irma lebt, ja sie lebt und sie liebt mich noch immer! Herr im Himmel! dieses Glück ist zu groß für mich. Nein, nein, ich kann es nicht ertragen, die Freude wird mich tödten oder wahnsinnig machen!“ — — —

XX.

Zwei Amnestirte.

Wie der Leser sich erinnern wird, fanden die Reisen der Frau von Schwalbach nach Lugano und Herminen's Befreiung aus dem Kloster so ziemlich gleichzeitig statt.

Der Baron von Eichberg war nur um zwei Tage später als Frau von Schwalbach in Lugano angekommen, wo sich, wie Pater Flavius, des kleinen Adolf Hofmeister, vorhergesagt hatte, der angebliche Graf Adalbert von Florencourt auch wirklich schon seit zwei Wochen aufhielt.

Der alte Herr, der von den gegen Florencourt zu Wien erhobenen Anschuldigungen vernommen hatte, hielt den gegenwärtigen Augenblick für den geignetsten, um endlich mit Frau von Schwalbach ein sehr ernstes Wort über so manche, einer düsteren Vergangenheit angehörige Dinge zu sprechen und von ihr einige Papiere ausgefolgt zu erhalten, welche theils für ihn selbst, theils für den unglücklichen Gemal des herzlosen Weibes, theils für die Zukunft des kleinen Adolf von höchster Wichtigkeit erschienen. Dagegen wollte er der Frau von Schwalbach mehrere nicht minder wesentliche Gegendienste leisten, da wiederum er Documente besaß, welche auf das Vorleben Emilien's lange Schatten warfen und manche bis jetzt zweifelhafte Frage ihres Besitzthumes zu klären und festzustellen vermochten.

Den vielfachen Andeutungen zufolge, welche wir in mehreren der früheren Capiteln bereits gaben, ist wohl die Thatsache, daß die „Königin ohne Land" oder Fräulein Irma, des kleinen Adolf liebevolle Beschützerin, gleich der armen, in Noth und Elend verkümmerten „Komödianten," Frau von Schwalbach's Schwester gewesen sei, bereits zweifellos geworden, wenn wir auch den näheren Zusammenhang dieses Familien-Drama's erst kennen lernen müssen.

Auch Baron Eichberg war erst seit wenigen Wochen zur Kenntniß gelangt, daß die Comtesse Irma von Finkenburg noch am Leben sei. Das Fräulein war mit ihm von Konstantinopel aus, wo sie sich als geheime Beschützerin des „Franken-Bei" verborgen hielt, in brieflichen Verkehr getreten. Sie hatte ihn gebeten und bevollmächtigt, ihre Angelegenheiten nach jeder Richtung derart zu schlichten, daß sie wieder in der

Welt auftreten könne. Dazu gehörte in erster Linie, den geeigneten Mi... zu finden, um die unheilvolle Ehe zwischen ihrer Schwester und He... von Schwalbach auf gesetzlich correcte Weise zu trennen, was ab... da beide Gatten nach dem katholischen Ritus getraut worden waren... anscheinend platterdings unmöglich war. Irma hatte jedoch den festen Willen ausgesprochen, lieber für die ganze Welt, mithin auch für ihren geliebten Adolf verschollen zu bleiben, wenn eine legale Verbindung mit demselben nicht erzielt werden konnte. Irma's edler Charakter und echte Weiblichkeit wies mit Abscheu den entehrenden Gedanken von sich, die Maitresse des Gemals ihrer Schwester zu werden und lieber wollte sie auf das höchste Glück ihres Lebens verzichten, sollte sie dasselbe um den Preis ihrer Ehre und der Achtung vor sich selbst erkaufen.

Eichberg, der Irma's Taufpathe gewesen, weinte vor Freude, als er seinen vor eilf Jahren so tief betrauerten Liebling wieder am Leben wußte, und er hielt es für seine heilige Pflicht, Alles aufzubieten, um dem Glücke der armen Comtesse förderlich zu sein und das konnte wohl am besten geschehen, wenn er persönlich und direct auf die stolze, hochfahrende Emilie einwirkte, dabei klug alle vorhandenen günstigen Umstände ausnützend. Hierbei rechnete er besonders auf seinen jungen Freund Dahlberg, durch den er die entsprechende Pression auf Florencourt ausüben lassen wollte, sei es im Guten, sei es im Schlimmen. Es widerstrebte ihm mit Florencourt näher zu verkehren, zumal er ein alter, gebrechlicher Mann war und ihm deßhalb die Mittel fehlten, erforderlichen Falls mit dem Degen in der Faust seinen Worten den gebührenden Nachdruck zu verschaffen.

Frau von Schwalbach empfing den Baron weit freundlicher, als dieser sich Hoffnung gemacht. Sie war im Hotel du Parc abgestiegen, Eichberg im Hotel Svizzero. Bei diesem ersten Zusammentreffen vermied der Baron absichtlich alle Gründe, die ihn zur Reise von Wien nach Lugano geführt hatten, vorzubringen. Zu seiner geheimen Freude erfuhr er von Emilie selbst, daß der kleine Adolf durchgebrannt und nicht wieder zu Stande gebracht sei. Dieser Vorfall schien Frau von Schwalbach sehr unangenehm zu berühren, aber sie hoffte, gleich Pater Flavius, den Flüchtling denn doch auszuforschen und wieder unter ihre Obhut zu bringen, wobei ihr die Behörden hilfreich zur Seite stehen mußten, weil sie kluger Weise den kleinen Adolf als ihren Neffen anerkannt hatte und ihr in Folge dessen die Vormundschaft über den verwaisten Knaben förmlich übertragen worden war.

Als aber der Baron auf den Grafen von Florencourt zu sprechen kam, erblaßte Frau von Schwalbach und wurde sichtlich verlegen. Unter dem Vorgeben einer Anwandlung von Krampf brach sie den Besuch schnell ab, jedoch mit der Bemerkung, daß sie in den nächsten Tagen nicht ermangeln werde, ihren Gegenbesuch abzustatten, was so viel hieß, daß der Baron, bevor dies nicht geschehen, sie mit einer weiteren Aufwartung verschonen möge.

Eichberg, in sein Hotel zurückgekehrt, sendete vor Allem Kundschafter aus, um zu erfahren, ob Graf Florencourt sich überhaupt in Lugano befinde, da derselbe in den beiden genannten Hotels, den einzigen des Städtchens, in welchen ein anständiger Fremder einkehren kann, nicht abgestiegen war. — Am zweiten Tage wurde dem Baron die Nachricht überbracht, daß ein Mann, auf welchen die Personsbeschreibung des Grafen Florencourt passe, sich in einer etwa eine Stunde von Lugano entfernten Villa schon seit fast drei Wochen in aller Zurückgezogenheit aufhalte und gestern von der im Hotel du Parc wohnhaften vornehmen deutschen Dame einen längeren Besuch empfangen habe.

Diese Nachricht bestärkte den Baron in der Meinung, daß die über Florencourt seit einiger Zeit in Wien coursirenden Gerüchte denn doch auf Wahrheit beruhen dürften, nämlich dieser Mensch nichts sei, als ein frecher Fälscher und Schwindler.

Wie wir wissen, war Frau von Schwalbach nach Lugano geeilt, um sich selbst zu überzeugen, in wieferne die gegen Florencourt erhobenen Beschuldigungen begründet sein mochten oder nicht, dabei aber fest entschlossen, sich ihres früheren Geliebten wieder zu bemächtigen, denselben im schlimmsten Falle in Sicherheit zu bringen, unter allen Umständen aber ihrer unbezwinglichen Leidenschaft für Adalbert neuerdings freien Lauf zu lassen.

Dank der von Pater Flavius erhaltenen Andeutungen hatte sie Florencourt alsbald nach ihrer Ankunft in Lugano ausfindig gemacht. Sie traf ihn in ziemlich dürftiger Lage. Florencourt schien von Frau von Schwalbach's Besuch eben nicht sehr erbaut, aber als er merkte, daß Emilie wo möglich noch mehr in ihn vernarrt sei als je, verstummte seine anfängliche Befürchtung, daß ihm Gefahr durch Verrath drohe.

Seine ganze Keckheit wieder gewinnend, machte er Frau von Schwalbach auf sehr plausible Weise glauben, daß er in Neapel durch thörichte Speculationen und Krunner's Verschwinden über Nacht um sein

horrendes Vermögen gekommen sei und sich hierher nach der Villa eines Freundes begeben habe, um hier abzuwarten, bis er durch seinen Rechtsanwalt in Neapel die allenfalls noch geretteten Summen empfangen haben würde, mit denen er dann nach Amerika auswandern wolle.

Frau von Schwalbach schenkte seinen Worten vollen Glauben, denn der freche Gauner log mit einer Sicherheit, welche auch einen Skeptiker irre leiten mußte, geschweige denn ein verliebtes Weib. Emilie fand es jetzt sogar ganz natürlich, daß der Graf Anstand nehme, in seiner dermaligen Dürftigkeit nach Wien zurückzukehren, wo er früher eine so glänzende Rolle gespielt hatte, obgleich Florencourt andererseits keinen glühenderen Wunsch zu hegen schien, als in der Kaiserstadt durch sein persönliches Erscheinen die gegen ihn erhobenen ebenso grundlosen als niederträchtigen Verleumdungen, wie er es nannte, zum Schweigen zu bringen.

Emilie erbot sich sogar, ihm alle Mittel zur Verfügung zu stellen, damit er in Wien als nobler Cavalier, gleich ehedem, auftreten könne. Nun spielte aber Florencourt mit großer Meisterschaft den Gekränkten.

„Mein finanzieller Ruin," sagte er stolz und mit Pathos, „ist der Welt kein Geheimniß. Jedes Kind würde errathen, woher die Mittel meines Luxus stammen. Und ich, ich ein Graf Florencourt, sollte mich von einem Weibe soutiniren lassen? Pfui! Im Grabe würden sich meine Ahnen umkehren!"

Frau von Schwalbach war entzückt, begeistert von dem echten Adel der Gesinnung ihres Geliebten. Und solch' ein Mann sollte ein gemeiner Verbrecher sein? Lächerlich! Florencourt spielte übrigens einen letzten Trumpf aus, indem er selbst das Anerbieten, ein Darlehen von etlichen Tausend Francs anzunehmen, mit aller Entschiedenheit von sich wies.

„Ich war," fuhr er mit Würde fort, „früher mitunter ein Verschwender, ein Schlemmer, ja, ich gestehe es offen, ein leichtfertiger Mensch und habe mein jetziges Unglück zum Theile ganz wohl verdient. Aber die Größe, womit ich es tragen werde, die Entsagung, die ich mir auferlegen will, soll Alles sühnen und mich geachtet machen in der ganzen Welt. Dies ist die beste Art, womit ich meine Verleumder Lügen strafen kann; ja, ich fände es unter meiner Würde, auf gemeine Beschuldigungen, wie man sie in Wien gegen mich erhoben, auch nur zu antworten. Jenseits des Oceans will ich in Geduld die Zeit abwarten, wo meine Unschuld sonnenklar zu Tage getreten sein wird."

„Und ich, ich werde Dir dort warten helfen!" rief Frau von Schwalbach, in Extase gerathend und sich an des Heuchlers Brust werfend, „ja, ja, mein Adalbert, wir gehen nach Amerika, eine neue Heimat uns dort zu gründen!"

Von Wonne berauscht kehrte Frau von Schwalbach nach Lugano zurück, wo sie sogleich schriftlich alle nöthigen Verfügungen traf, um ihr gesammtes Vermögen mobil zu machen. Alle ihre Besitzungen sollten veräußert und in gute Wechsel umgesetzt werden. Kein Mensch sollte je erfahren, wo sie hingerathen sei. Selbst der verschwundene Adolf war ihr jetzt ganz gleichgiltig geworden, gleich allem Anderen, was außer Florencourt auf der Welt existirte. Das unvermuthete Erscheinen des Baron Eichberg in Lugano berührte sie daher sehr unangenehm, weil sie von dessen Absichten durchaus nicht unterrichtet war, daher sie es für gut befand, seinen Besuch abzukürzen, als er auf Florencourt zu sprechen kam.

Der Baron hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als sie nach dem alten Sam und ihrer Dienerin sendete, um sogleich einpacken zu lassen. Eichberg sollte gut warten haben auf ihren Gegenbesuch. Sie wollte noch heute nach irgend einer andern Stadt der Schweiz abreisen und Florencourt dahin nachkommen lassen.

Noch während Frau von Schwalbach und deren Leute mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt waren, trat der angebliche Graf von Florencourt bei ihr ein, gefolgt von einer echt Bassermann'schen Gestalt, welche als das Urbild aller Caricaturen der „Wühlhuber's" gelten konnte. —

„Nicht möglich!" rief Frau von Schwalbach ebenso erfreut als erstaunt aus, als sie Florencourt eintreten sah, „nicht möglich! Du solltest bereits auf mein Briefchen hierhergekommen sein, das ich erst vor einer halben Stunde expedirte?"

„Ein Briefchen von Dir, meine theure Emilie," entgegnete Florencourt, dessen Antlitz und Haltung, Selbstbewußtsein und Sicherheit in hohem Grade verriethen, „ein Briefchen von Dir habe ich wohl nicht erhalten, wohl aber Briefe, große, schöne Briefe aus Wien, welche meine Unschuld beweisen, und alle jene niederträchtigen, gegen mich ausgestreuten Verleumdungen sonnenklar widerlegen. — Da lies selbst mein Engel!"

Mit vor freudiger Aufregung zitternder Hand ergriff Frau von Schwalbach nach den ihr von Florencourt dargebotenen Papieren, und indem sie sich auf das Sopha niederließ, sagte sie:

„Aber mein lieber Adalbert, wie konnte denn nur jener Spitzbube, ich glaube Schliper heißt er, auf so infame Weise gegen Dich aussagen?" —

Der Mann mit der „Wühlhubergestalt" schlug ein rohes, heiseres Gelächter an und Florencourt gleichfalls aus vollem Halse lachend, rief: —

„Nun, meine gute Emilie, der Spitzbube, der sich Schliper nennt, mag sich selbst bei Dir verantworten, da steht er!" —

„So—o—o?" dehnte Frau von Schwalbach und betrachtete neugierig den Kerl, dem sie bisher gar keine Beachtung gewidmet hatte, weil sie ihn für einen der bestellten Lastträger hielt. —

„Ja—a—a!" erwiderte Schliper den Ton der Dame frech nachäffend, „ich selbst habe die Ehre der gnädigen Frau meine ergebenste Aufwartung zu machen. — Nun, meine Geschichte ist sehr einfach und kurz abgethan. — Ich liebe ein Gläschen Wein und spreche dann viel dummes Zeug; insbesonders wandelt mich, wenn ich „aufhabe" die unwiderstehliche Lust an, meinen Zuhörern die tollsten Bären aufzubinden. Und so geschah es denn, daß ich mich in Grinzing beim Heurigen verleiten ließ zu behaupten, daß ich Geld mache könne. Bums — da hatte mich schon ein „Vertrauter" beim Kragen! Zu spät bereute ich am andern Morgen mein unsinniges Geschwätz, denn die Sache ging schiefer als ich dachte, denn man fand bei mir auch ein Paar falsche Banknoten, von denen sehr viele durch unbekannte Thäter in Umlauf gesetzt worden waren. Brr! Nun glaubte die Polizei an mir einen schönen Fang gemacht zu haben. — Um mich herauszuputzen gab ich vor, die beanständeten Banknoten schon vor langer Zeit von dem Herrn Grafen hier erhalten zu haben. Nun dachte ich mir, der Herr Graf ist nicht in Wien und dann was wird man am Ende ihm, einem so vornehmen Cavalier, anhaben können. — Der Teufel hole aber diese Wiener Polizei! Man stellte mir einige hundert Kreuz- und Querfragen, und als ich mich ordentlich „verhaspelt" hatte, mußte ich nach dem bekannten alten Handwerksburschenliede pfeifen:

„Und im schönen Oesterreich,
Da schlugen sie mich windelweich!"

Herrgott Donnerwetter! Hieben die Kerle barbarisch zu! Werd's mein Lebenlang nicht vergessen diese fünf Mal fünf. — Nun, solch' schlagenden Argumenten gegenüber wurde ich ganz kleinmüthig und sagte aus was man nun wollte bis — —"

Florencourt stieß den Vagabunden, von Frau von Schwalbach ganz unbemerkt, leicht an, denn Schliper war derart in Redefluß gerathen, daß er möglicherweise sich verplauderte, zumal er bereits einen tüchtigen Morgentrunk gethan zu haben schien.

„Bis,“ fuhr Schliper fort, seine ganze Fassung zusammennehmend, „bis meine Unschuld zu Tage kam und ich sogar, der ausgestandenen Unbilden wegen, zu einer Entschädigung von 300 Gulden in Freiheit gesetzt wurde. — Da steht's schwarz auf weiß.“

Mit diesen Worten reichte der Wandersmann Frau von Schwalbach ein authentisches Decret der österreichischen Sicherheitsbehörde zu Wien hin, worin in kurzen Worten stand, daß die wegen Mitschuld an Fälschung von öffentlichen Creditspapieren wider Johann Paul Schliper eingeleitete Voruntersuchung aus Abgang jedweder rechtlichen Inzichten aufgelassen, und dem Inhaftirten auf Befehl der obersten k. k. Polizei-Hofstelle zur Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft nicht nur für die österreichischen Staaten die Zuständigkeit gewährt, sondern auch eine baare Vergütung von dreihundert Gulden angewiesen wurde.

„Und ich,“ rief Frau von Schwalbach, indem sie sich freudestrahlend vom Sopha erhob, „und ich, mein lieber Herr Schliper, gebe Ihnen hiermit die gleiche Summe. Hier ist sie. — Ach, mein theurer, theurer Adalbert, wozu soll ich noch die andern Papiere durchblicken, die Dich selbst betreffen; nimm selbe von mir ungelesen zurück, ich bitte Dich darum.“

„Glückliche Reise,“ rief Schliper dazwischen, und entfernte sich mit kurzem Gruße, welchen Florencourt und Frau von Schwalbach mit einem bloßen leichten Kopfnicken erwiderten.

„Aber Emilie!“ sagte Florencourt sehr ernst, „Du vergißt,
... man gegen mich noch eine andere schändliche Verleumdung erhoben
... ber so wahr Gott lebt,“ fuhr der elende Heuchler fort, „ich
... uhen, bis ich auch in dieser Beziehung rein und makellos
... meine liebe Emilie, seit gestern meinen Plan in
... wir nach Amerika auswandern, wo unserer Ver-
... iß im Wege stehen wird, will, ja muß ich nach
... Schwachkopf Master Saunders, meinen
... dentität meiner Person zu überzeugen.
... dem altersschwachen Europa für
... uen Welt ein neues Leben zu

„Ja, das wollen wir, mein Adalbert!" rief Frau von Schwalbach, und preßte dem Genossen ihrer Schande einen heißen Kuß auf die Lippen, „ja, das wollen wir. Ich werde mit Dir bis in die Nähe von Wien reisen, dessen Boden ich nie mehr betreten will. Ich lasse den kleinen Adalbert, unser Kind, von Como dahin bringen, denn ich sehe keinen Grund ein, warum der Knabe in Europa verbleiben sollte, zumal es doch selbstverständlich ist, daß auf amerikanischem Boden seiner Zeit seine förmliche Legitimation erfolgt. — Meine Reise nach Oesterreich ist überdies auch wünschenswerth, um mit meinem Rechtsanwalte wegen schnellerer Flüssigmachung meines Gesammtvermögens nöthigenfalls persönlich verkehren zu können. — Also es bleibt dabei — ich nehme meinen Aufenthalt in dem von der Kaiserstadt nur wenige Stunden entfernten Alland, wo mich gewiß Niemand vermuthen wird. Ich werde dort in strenger Zurückgezogenheit abwarten, bis Alles vollends geordnet sein wird. Bist Du damit einverstanden, mein Adalbert?"

„Habe ich denn einen anderen Willen als den Deinigen, meine liebe, holde, reizende Emilie?" rief der Heuchler und koste das sonst so herzlose Weib, welches bei dem Gedanken an eine dauernde unauflösbare Verbindung mit Florencourt von süßen, wonnigen Gefühlen ergriffen wurde. —

Alles ging dem verabredeten Plane gemäß vor sich. Florencourt und Frau von Schwalbach beschleunigten jedoch ihre Reise nicht allzu sehr, so daß sie erst am sechzehnten Tage, nachdem sie Lugano verlassen, in der Nähe von Wien eintrafen. Florencourt schien durchaus keine Eile zu haben, sich in der Kaiserstadt sehen zu lassen, und er verblieb eine volle Woche in Alland bei Emilie, was natürlich dieser nur zum größten Vergnügen gereichte und von ihr als ein neuer Beweis warmer Liebe betrachtet wurde.

Wahrscheinlich würde er seinen Aufenthalt in Alland ver-
längert haben, wenn nicht von dem Anwalte der Frau ...
bach die Nachricht eingelangt wäre, daß die Mobilis...
Vermögens bereits mit überraschend günstigem Erfol...
weshalb er nunmehr um die Bestimmung von Ort, ...
um seiner Clientin den mehr als 600.000 Gu...
ordnungsmäßig auszufolgen.

Frau von Schwalbach no...
den Advocaten nach Alland zu ...
begleitet, am vierten Tage na...

schien und sich seiner Aufgabe in bester Form Rechtens entledigte. Frau von Schwalbach verbarg den Schatz sorgsam in einer eisernen Casse, die sie sich gleich nach der Ankunft in Alland von dem „Perlhofe" bringen ließ, der gleichfalls verkauft worden war, von dessen Mobiliar sie sich aber einige wenige Piecen zur Benützung vorbehalten hatte.

Mit Ungeduld erwartete nun Frau von Schwalbach die Rückkehr ihres Geliebten von Wien, der ihr täglich durch expresse Boten zärtliche Briefchen sendete und sie verständigte, daß seine Begegnung mit Saunder's unmöglich gewesen sei, weil der alte Herr inzwischen seinen gichtischen Leiden erlegen war.

Ob diese Angabe wahr oder nicht, werden wir später erfahren. Eines nur ist gewiß, daß Florencourt in Wien sich bei keinem einzigen seiner früheren zahlreichen Bekannten sehen ließ, sondern sich zu Währing nächst Wien in einer alten einsamen Villa verborgen hielt, wo er fast täglich Abends den Besuch des Herrn von Ostenried empfing.

Der Staatsrath hielt sich jedoch nie lange bei ihm auf; er brachte regelmäßig einige Briefe und andere Schriften mit, welche für das Ausland bestimmt waren und deren entsprechende Besorgung durch den Grafen von Florencourt stattfinden sollte. — —

Florencourt hatte sich bereits mehr als eine Woche in seinem Verstecke befunden, das er Tagsüber nie verließ, als auch er endlich Anstalten zur Abreise traf. Aber diese seine Anstalten waren etwas sonderbarer Art. Statt eines Wagens bestieg er ein vortreffliches Reitpferd, welches ihm durch Ostenried's Vermittlung zugesendet worden war. In der Nacht verließ er hoch zu Roß, in einen Mantel gehüllt, einen breitkrämpigen Hut tief ins Gesicht gedrückt, die von ihm bewohnte Villa zu Währing; kein Diener folgte ihm. — Volle fünf Stunden ritt er fort und fort ohne Unterbrechung, quer hinein in das Gebirge nach Kaltenleutgeben zu; in der Sulz verlieren wir seine Spur, aber des Morgens, beiläufig um acht Uhr, finden wir ihn, in einer Calesche dahinfliegend, auf der Straße nach Lilienfeld und St. Pölten, von welch' letzterem Orte er westlich einbog, in einer Extrapostkutsche die Richtung nach Oberösterreich und Baiern einschlagend. Sein Aussehen ist sehr bleich und angegriffen, und krampfhaft preßt er unter dem Mantel ein ziemlich umfangreiches Paket mit beiden Händen an seinen Leib, als fürchte er, dasselbe zu verlieren oder sich mit Gewalt entrissen zu sehen. Sein Blick ist stier und sehr häufig erhebt er sich etwas im Wagen,

um die Straße nach rückwärts zu schauen, und jedes Gefährte, das er schnell nachkommen sieht, flößt ihm wahres Entsetzen ein. Aber alle diese seine Besorgnisse sind ungegründet. Unangefochten überschreitet er die österreichische Grenze, sind doch alle seine Papiere in bester Ordnung; um so schlimmer scheint es aber mit seinem Gewissen bestellt zu sein. — —

Wir wollen nun nachsehen, was in dieser Nacht zu Alland in dem Hause sich ergab, dessen erstes Stockwerk Frau von Schwalbach inne hatte.

Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, als sie in dem Kämmerchen, welches an ihr eigenes Schlafgemach stieß; ein verdächtiges Geräusch wahrnahm; es war ihr, als ob die Scherben eines eingebrochenen Fensters zu Boden klirrten. Kurz darauf begann der kleine Adalbert, der in diesem Kämmerchen schlief, ein wahres Zetergeschrei. — Frau von Schwalbach wähnte, daß der Wind, der sehr stark blies, ein Fenster eingedrückt, und die kühle Nachtluft das Kind geweckt habe; sie setzte dies mit Bestimmtheit voraus, weil in dem Hofe unter dem Fenster des Kämmerleins zwei große, überaus schlimme Hunde frei umherspazierten, keiner derselben aber sich gerührt hatte, was ganz gewiß der Fall gewesen wäre, wenn sich ein Fremder ins Haus gewagt haben würde. — Sie beschloß daher, um die etwas unpäßliche Amme nicht zu wecken, das Bett des Kindleins in ihr Zimmer zu rollen, mußte ja ohnehin der Morgen bald anbrechen.

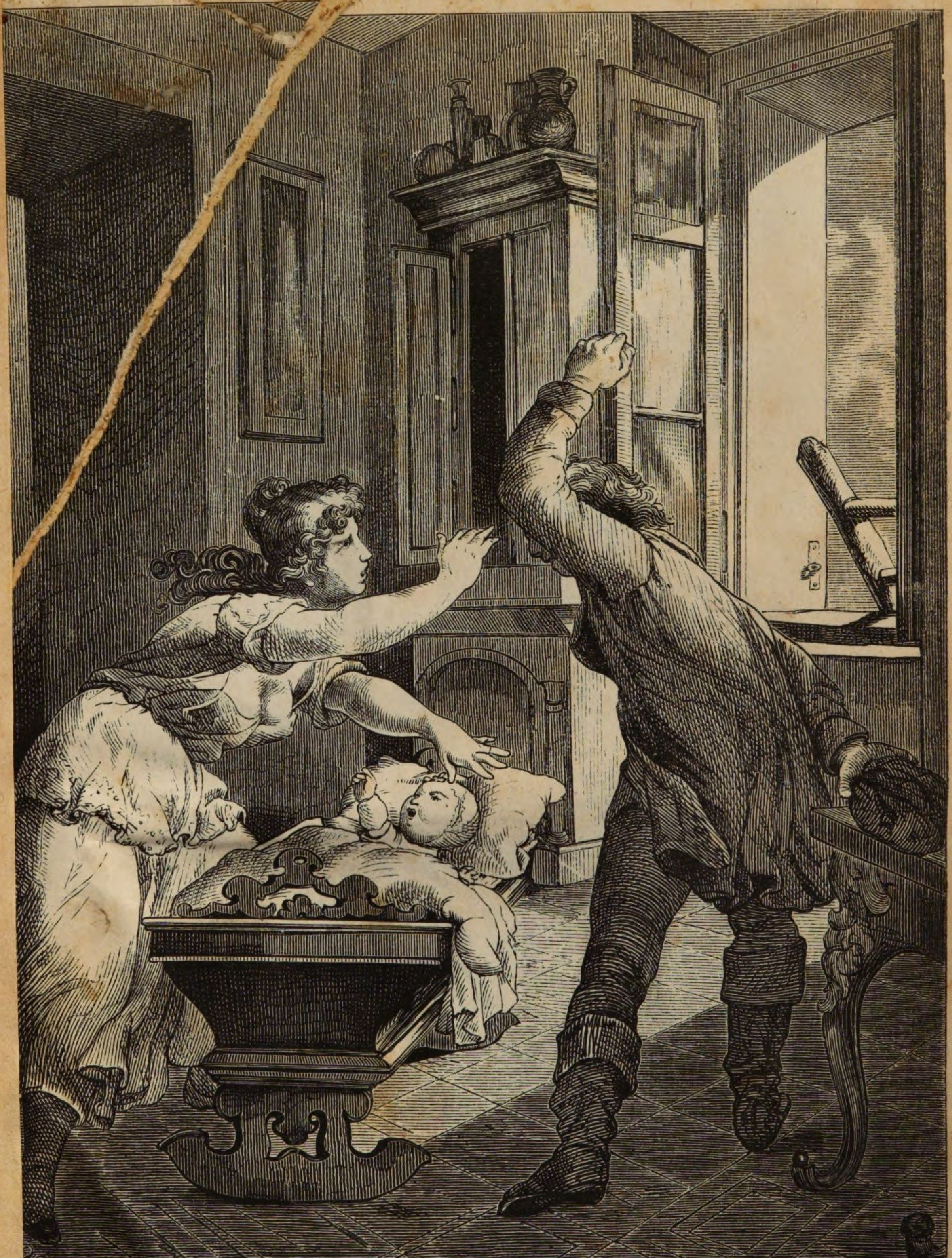
Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie die Umrisse einer männlichen Gestalt im Zimmer gewahrte, das Fenster völlig offen und an dasselbe eine Leiter gelehnt sah.

Sie stieß einen furchtbaren Schrei des Entsetzens aus, denn der Einbrecher wollte das Kind, dessen Geschrei ihn verrathen, eben mit einem Faustschlage tödten.

Ohne aufzublicken suchte sie mit herabgebeugtem Oberleibe und vorgehaltenen Händen den Schlag abzuwehren, der mit seiner ganzen Wucht ihr Haupt traf, so daß sie betäubt zu Boden stürzte.

Dies Alles ging so blitzschnell vor sich, daß sie die Züge des Einbrechers gar nicht wahrgenommen hatte.

Abermals erhob der elende Einbrecher seine Faust und ließ selbe wiederholt auf Frau von Schwalbach's Stirne und Schläfe mit aller Kraft niederfallen. — Dann stieß er die Bewußtlose mit empörender Rohheit mehrmals mit dem Fuße an, um sich zu überzeugen, daß das



Der Einbrecher wollte das Kind, dessen Geschrei ihn verrathen, mit einem Faustschlage tödten.

Opfer seiner Brutalität nicht etwa blos aus Verstellung sich bewegungslos verhalte.

Das Kind war wieder eingeschlummert. Ein Glück für den armen Wurm, denn der Räuber würde ihn ohne Bedenken erdrosselt oder erschlagen haben, damit sein Geschrei nicht etwa die Dienerschaft wecke.

Mit großer Hast, aber einer Behendigkeit und Sicherheit, welche eine große Routine in derlei Verrichtungen nicht minder verrieth, als seine genaue Kenntniß der Oertlichkeit, ging nun der Einbrecher daran, die eiserne Casse und den Schrank, welche Frau von Sch' albach's gesammtes Vermögen theils im Baaren, theils in Werthpapieren und Schmuck enthielten, zu öffnen. — Er benützte dazu keine Werkzeuge, denn er besaß Schlüssel, welche so gut und genau paßten, als ob sie Duplicate der im Besitze der Beraubten befindlichen Originale wären.

Nachdem der Thäter die Werthgegenstände wohl verborgen hatte, suchte er noch in dem Schreibtische, welcher unweit des Fensters stand, und zu dessen Laden er gleichfalls alle erforderlichen Schlüssel besaß, nach einem Packete Schriften.

„Da ist es schon," murmelte zufrieden vor sich hin, „das ist für ihn! Für mich zwar Nebensache, aber der Vertrag will eingehalten sein, und es ist nun seine Sache, daß ich nicht in die Patsche gerathe, sonst plaudere ich aus, daß er mit im Spiele war!" —

Hastig verließ sodann der Verbrecher durch das Fenster durch welches er eingestiegen war, wieder den Schauplatz seiner Unthat, die Frucht seines Einbruches mit sich nehmend.

Im Hofe stolperte er in der Dunkelheit über die Leichen der verendeten beiden Fanghunde, deren Gefräßigkeit den schnell tödtenden Köder erst vor wenigen Minuten angebissen haben mochte, denn diese Thiere lagen noch in den letzten convulsivischen Zuckungen.

„Sie hat mich nicht erkannt!" frohlockte der Einbrecher, als er dem nahen Walde zufloh, wo ein Reitpferd, zwischen den Gebüschen seiner harrte, „ich habe sie gut getroffen; vielleicht ist sie todt, um so besser für mich, und auch für sie — die Bettlerin!" —

Ende des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Band

Druck v. Hirschfeld in Wien.

Storch, Arthur

Die Katakomben von Wien Roman von Arthur Storch

Bd.: 2

Wien 1870